This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

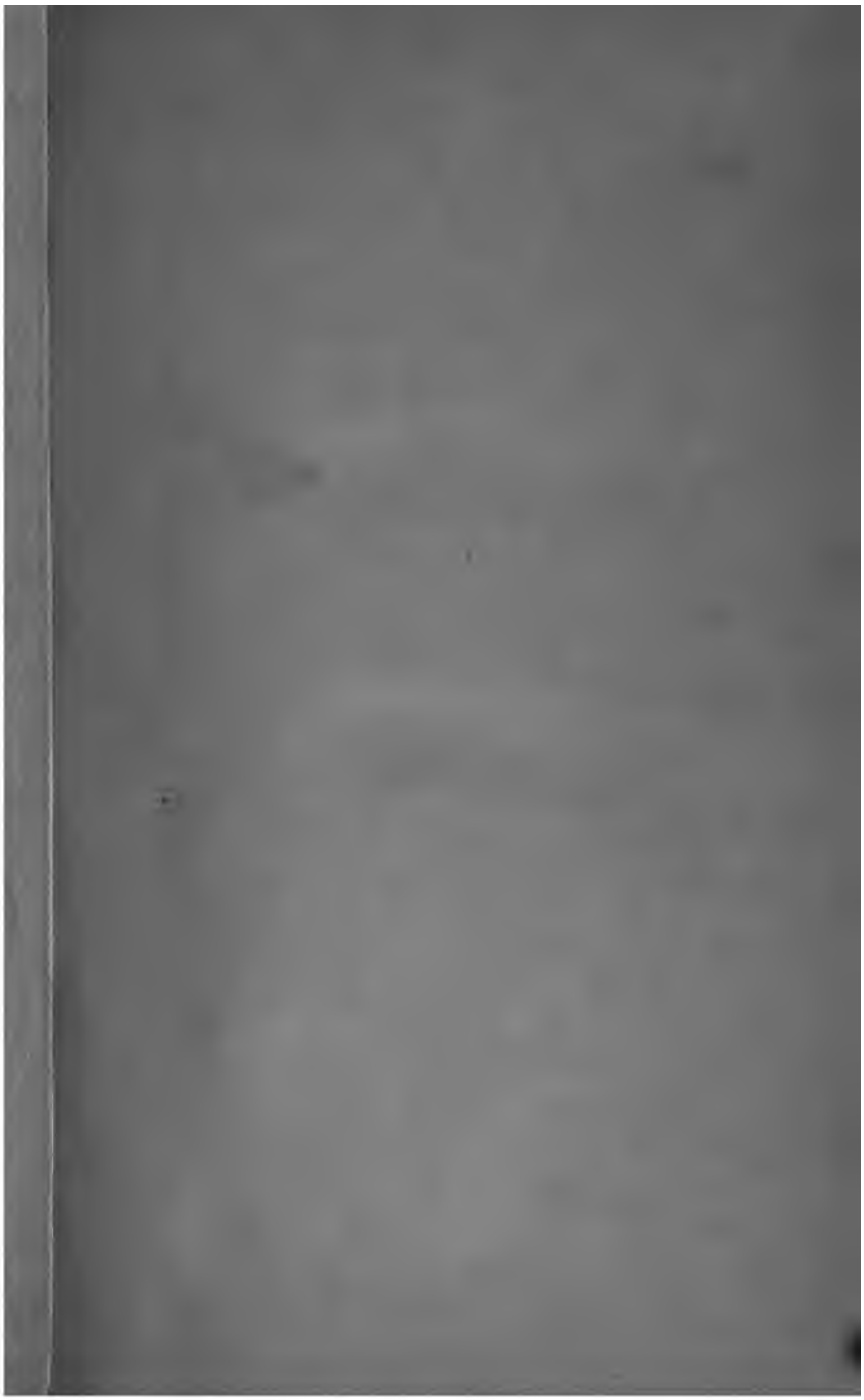
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Mustergedichte.

Zum Schulgebrauch

ausgewählt von

Karl Hessel.

II. Teil.

Ein Lesebuch für die 6. und 5 Klasse höherer Mädchenschulen,
nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894.

Zweite umgearbeitete Auflage.

Bonn,
Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner).
1897.

PT 1105
H4
1894
v.2

Vorbemerkung.

Nicht sowohl die preußischen Bestimmungen für Mädchenschulen vom 31. Mai 1894 nötigten zu einer Umänderung des vorliegenden zweiten Teiles der Mustergedichte, als vielmehr der Wunsch, noch eine Anzahl bewährter Schulgedichte aus dem 3. Teil (bisher II_2, obere Mittelstufe) herüberzunehmen. Wie aus Register II hervorgeht, haben 16 Gedichte diese Wanderung aus dem 3. in den 2. Teil angetreten. Ganz neu sind aufgenommen: Hebel, Der Sommerabend, nach der Fassung von Reinick, Hensel, Schneeluft, Wolfgang Müller, Wickher und noch eine Anzahl Rätsel von Güll, sowie am Schluß einige scherzhafte Rätselfragen, die zum Teil von Wilhelm Fischer-Wermelskirchen stammen. Um den Umfang des Bändchens nicht stärker zu machen als in der vorigen Auflage, sind dafür 35 Nummern weggefallen, die nach unserer Erfahrung teils zu schwer für diese Stufe waren, teils sich weniger als Schullektüre bewährt haben. Von den als noch zu schwierig weggebliebenen Gedichten sind im ganzen 16 Nummern in die oberen Stufen der Sammlung versetzt worden, so insbesondere alle mundartlichen Gedichte.

Die nach meiner Ansicht für Klasse VI preußischer höherer Mädchenschulen geeigneten Gedichte sind durch Sternchen (*) bezeichnet.

Koblenz, Februar 1897.

Dr. Karl Hessel.

Erläuterungen finden sich u. a. in folgenden Werken:
Dietlein, Die Poesie in der Volksschule, 3 Bde., 5. Aufl., Berlin, Hofmann, 1885. — Dietlein, Gosche und Polack (DP), Aus deutschen Lesebüchern, Gera und Leipzig, Hofmann, 1. Bd. 1897, 2. Bd. 1896, 3. Bd. 1893. — Förster, Volkslied in der Volksschule, 4. Aufl., Breslau, Hirt, 1886. — Gude (G), Erläuterungen deutscher Dichtungen, Leipzig, Brandstetter, 1881, 7. Aufl., 4 Bde. — Kriebitzsch (Kr), Zum Lesebuch, Gotha, Thienemann, 1881. — Leimbach (Lb), Erläuterungen deutscher Gedichte, bis jetzt 9 Bde., Cassel, Kay, 1878—1896. — Lüben und Nacke (LN), Einführung in die deutsche Litteratur, 3 Bde., Leipzig, Brandstetter, 9. Aufl. 1882.

Nr.
2: Lb 5, 103.
4: DP 1, 225.
6: DP 2, 452; F 54; LN 2, 14.
7: DP 1, 447; F 57; Lb 1, 133.
8: Lb 5, 263.
16: DP 2, 209.
19: LN 3, 668.
21: Lb 2, 90.
26: Lb 2, 109.
27: DP 2, 486.
28: LN 1, 446.
29: DP 1, 328; LN 1, 446.
30: DP 2, 702.
36: DP 1, 338.
40: LN 1, 375.
41: DP 1, 351; LN 1, 376.
42: DP 2, 472; G 4, 179; LN 3, 22.
43: DP 3, 141; LN 3, 39.
47: DP 1, 31.
48: DP 1, 372.
49: DP 1, 151.
53: DP 1, 460.
58: DP 2, 693; LN 3, 503.
59: DP 2, 277.
60: DP 1, 526.
62: DPoesie 3, 49; DP 2, 458.
67: DP 2, 152; G 4, 286.
73: DP 1, 471.
77: DP 2, 413.

Nr.
78: DP 2, 415.
82: DP 2, 725; DPoesie 3, 60.
84: DP 2, 124; DPoesie 3, 63; LN 3, 525.
85: DP 2, 663.
86; G 4, 146.
87: LN 3, 434.
88: Lb 3, 251.
91: DP 1, 181.
93: DP 2, 447.
96: DP 2, 118.
99: DP 2, 208.
100: DP 2, 221.
103: DP 2, 96.
107: DP 2, 115.
109: DP 3, 450.
110: DP 2, 217.
115: DP 2, 269.
116: DP 2, 271.
117: DP 1, 535; LN 3, 598.
123: DP 2, 349; Förster 83; Kr 22; Lb 4, 269; LN 3, 334.
124: DP 2, 359; DPoesie 2, 182; Förster 69; G 3, 242; Kr 71; LN 3, 330.
125: DP 3, 308; DPoesie 1, 134; Kr 67.
126: DP 2, 181; DPoesie 3, 106.

Verwandte Stücke im Französischen finden sich bei Kühn, Lesebuch für Anfänger; Französisches Lesebuch, Unterstufe und Mittelstufe, Leipzig, Velhagen u. Klasing, und zwar an folgenden Stellen:

4: Le Laboreur et ses enfants (Ust. S. 138).
10: Don de Dieu (Leseb. f. A. S. 45).
12: L'Aurore (Ust. 133).
14: Noel; L'arbre de Noel (Ust. 45, 46).
18: Le Sommeil (Ust. 3).
28: L'abeille et l'enfant (Ust. 21).
29: La Laitière et le pot au *lait (Mst. 269).*
50: Souhaits du Nouvel an (Ust. 46).
51. 52: Le Printemps (Ust. 27).
58. 64: Le Dimanche au village (Ust. 127).
62: La Ronde des fleurs (Ust. 1).
76: Monsieur le Renard (Leseb. f. A. 30).
84: Le Rouge-gorge (Mst. 168).
117: La Normandie (Ust. 142); La France est belle (Ust. 143).
124: L'Enfant de la montagne (Ust. 140).

Ernſt Moritz Arndt.

1. Drei Blümlein.

1. Es wächſt ein Blümlein Beſcheidenheit,
Der Mägdlein Kränzel und Ehrenkleid,
Wer ſolches Blümlein ſich friſch erhält,
Dem blühet golden die ganze Welt.

2. Auch wird ein zweites, das Demut heißt,
Als Schmuck der Mägdelein hoch gepreiſt;
Die Englein, ſingend an Gottes Thron,
Es tragen als Demant in goldner Kron.

3. Ein drittes Blümlein, wo dieſe zwei
Nur ſtehen, immer iſt dicht dabei,
Heißt Unſchuld, ſiehet gar freundlich aus,
Das ſchönſte Blümchen im Frühlingsſtrauß.

4. So pflege, Mägdlein, der Blümlein drei
Mit frommer Sorge und ſtiller Treu;
Denn wer ſie wahret, wird nimmer alt,
Er trägt die himmliſche Wohlgeſtalt.

Ludwig Bechſtein.

2. Landgraf Ludwig und der Löwe.

1. Der heilge Ludwig tritt hervor
Aus Wartburgs hochgewölbtem Thor,
Er grüßet fromm den Morgenſtrahl
Und ſchaut herab auf Stadt und Thal.

2. Und als er so hinunterschaut,
Schreckt ihn ein donnergleicher Laut.
Er wendet sich nach dem Geschrei
Und sieht bestürzt den Löwen frei,
3. Den Löwen, den man ihm geschenkt,
Der seinen Kerker heut gesprengt; —
Sein Haupt, vom Mähnenhaar umrollt,
Bewegt er wild, die Stimme grollt.
4. Und seiner Augen Flammenstern
Ist starr gerichtet auf den Herrn,
Doch dieser blickt so fest ihn an,
Wie ihm der Löwe kaum gethan.
5. Und Auge fest in Auge ruht,
Der Landgraf aber droht voll Mut:
„Gleich lege dich, mein edles Tier!
Bei meinem Zorn befehl ichs dir!“
6. Da hat der Löwe sich, erschreckt,
Zu Ludwigs Füßen hingestreckt,
Es hielt die Riesenkraft im Bann
Der Zornblick von dem frommen Mann.
7. Ein fester Blick, ein kühner Mut,
Die sind zu allen Zeiten gut.
Der Leu des feindlichen Geschicks
Weicht oft dem Feuer kühnen Blicks.

3. Des Städtchens Name.

1. Ein neues Städtchen ward erbaut;
Der Sachsenkönig steht und schaut
Vom nahen Berge froh hinein
Auf all die Häuser groß und klein,
2. Schaut auf das rege Leben drin,
Und neben ihm die Königin,
Sie zeigt ihm, wie der Abendstrahl
Vergoldet Berge, Stadt und Thal.

3. Er sprach: „Wie nennen wir die Stadt,
Die jetzt noch keinen Namen hat?
So wie du nennen wirst den Ort,
Soll er genannt sein fort und fort."
4. Sie steht und lächelt — lächelt — sinnt,
Bis sie errötend nun beginnt:
„O Schatz" — schnell ruft der König froh:
„Du hasts gesagt! sie heiße so!"
5. Und Oschatz wird die Stadt genannt,
Im Sachsenlande wohl bekannt.
Als ich vom Berg sie überschaut,
Hat man die Sage mir vertraut.

Gottfried August Bürger.

*4. Die Schatzgräber.

Ein Winzer, der am Tode lag,
Rief seine Kinder an und sprach:
„In unserm Weinberg liegt ein Schatz;
Grabt nur darnach!" — „An welchem Platz?"
Schrie alles laut den Vater an. —
„Grabt nur!" . . O weh! da starb der Mann.
Kaum war der Alte beigeschafft,
So grub man nach aus Leibeskraft.
Mit Hacke, Karst und Spaten ward
Der Weinberg um und um gescharrt.
Da war kein Kloß, der ruhig blieb;
Man warf die Erde gar durchs Sieb
Und zog die Harken kreuz und quer
Nach jedem Steinchen hin und her.
Allein da ward kein Schatz verspürt,
Und jeder hielt sich angeführt.

Doch kaum erſchien das nächſte Jahr,
So nahm man mit Erſtaunen wahr,
Daß jede Rebe dreifach trug.
Da wurden erſt die Söhne klug
Und gruben nun jahrein, jahraus
Des Schatzes immer mehr heraus.

*5. Troſt.

Wann dich die Läſterzunge ſticht,
So laß dir dies zum Troſte ſagen:
Die ſchlechtſten Früchte ſind es nicht,
Woran die Weſpen nagen.

Matthias Claudius.

6. An einem Maimorgen.

(Frau Rebecka mit den Kindern.)

1. Kommt, Kinder, wiſcht die Augen aus,
Es gibt hier was zu ſehen,
Und ruft den Vater auch heraus . . .
Die Sonne will aufgehen! —

2. Wie iſt ſie doch in ihrem Lauf
So unverzagt und munter!
Geht alle Morgen richtig auf
Und alle Abend unter!

3. Geht immer und ſcheint weit und breit,
In Schweden und in Schwaben,
Dann kalt, dann warm, zu ſeiner Zeit,
Wie wir es nötig haben.

4. Von ohngefähr kann das nicht ſein,
Das könnt ihr wohl gedenken;
Der Wagen da geht nicht allein,
Ihr müßt ihn ziehn und lenken.

5. So hat die Sonne nicht Verstand,
Weiß nicht, was sich gebühret;
Drum muß wer sein, der an der Hand
Als wie ein Lamm sie führet.

6. Und der hat Gutes nur im Sinn,
Das kann man bald verstehen:
Er schüttet seine Wohlthat hin
Und lässet sich nicht sehen

7. Und hilft und segnet für und für,
Gibt jedem seine Freude,
Gibt uns den Garten vor der Thür
Und unsrer Kuh die Weide

8. Und hält euch Morgenbrot bereit
Und läßt euch Blumen pflücken
Und stehet, wenn und wo ihr seid,
Euch heimlich hinterm Rücken,

9. Sieht alles, was ihr thut und denkt,
Hält euch in seiner Pflege,
Weiß, was euch freut und was euch kränkt,
Und liebt euch allewege.

7. Abendlied eines Bauersmanns.

1. Das schöne große Taggestirne
Vollendet seinen Lauf.
Komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
Lieb Weib, und denn tisch auf!

2. Kannst hier nur auf der Erde decken,
Hier, unterm Apfelbaum;
Da pflegt es abends gut zu schmecken
Und ist am besten Raum.

3. Und rufe flugs die kleinen Gäste,
Denn, hör, mich hungerts sehr;
Bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
Wenn er nicht schläft, mit her!

4. Dem König bringt man viel zu Tiſche;
Er, wie die Rede geht,
Hat alle Tage Fleiſch und Fiſche
Und Kuchen und Paſtet.

5. Gott laß ihm alles wohlgedeihen!
Er hat auch viel zu thun
Und muß ſich Tag und Nacht kaſteien,
Daß wir in Frieden ruhn.

6. Und haben wir nicht Herrenfutter,
So haben wir doch Brot
Und ſchöne, friſche, reine Butter
Und Milch: was denn für Not?

7. Das iſt genug für Bauersleute,
Wir danken Gott dafür
Und halten offne Tafel heute
Vor allen Sternen hier.

8. Es präſidiert bei unſerm Mahle
Der Mond, ſo ſilberrein,
Und guckt von oben in die Schale
Und thut den Segen 'nein.

9. Nun Kinder, eſſet, eßt mit Freuden,
Und Gott geſegn es euch!
Sieh, Mond! ich bin wohl zu beneiden,
Bin arm und bin doch reich!

Georg Chriſtian Dieffenbach.

*8. Der luſtige Muſikant.

1. Was iſt das für ein Muſikant,
Er iſt in jedem Dorf bekannt,
Er hat ein graues Röcklein an
Und muſiziert, ſo gut er kann?

2. Sitzt morgens auf dem Scheuerdach
Und macht die Schläfer alle wach,

Bläſt unverdroſſen, ohne Ruh
Sein luſtig Stücklein immerzu?
3. Herr Spatz, Herr Spatz iſt er benannt,
Der wohlbekannte Muſikant;
Zwilch! zwilch! ſo lautet ſpät und früh
Die alte Spatzenmelodie.

*9. Die Bachſtelze.

1. Was geht dort für ein Stelzenfuß
Am Bächlein kreuz und quer
Und wackelt mit dem Schwänzlein doch
So hurtig hin und her?
2. Bachſtelzchen iſts — es hüpfet keck
Und leicht von Stein zu Stein,
Schaut mit den Äuglein hell und klar
Froh in die Welt hinein.
3. Ein Würmlein iſt ſein Mittagsſchmaus,
Sein Trank das Bächlein dort.
Es flattert hin, es flattert her
Und fliegt dann hurtig fort.
4. Bachſtelzchen hat nicht Sorg und Not,
Kann immer luſtig ſein:
Der liebe Gott im Himmel ſorgt
Auch für die Vögelein!

10. Durchs Kornfeld.

1. Das iſt ein köſtlich Wallen, durchs hohe Korn zu gehn,
Wenn weit und breit die Felder in goldnen Ähren ſtehn.
Auf allen Wegen blühen die Blumen rot und blau,
Nach mildem Regen pranget in friſchem Grün die Au.
2. Die Lerche ſteigt zum Himmel — horch, wie ſie fröhlich ſingt!
Sie lobet Gott mit Jubeln, daß weithin es erklingt.
Hoch ſpannt der Regenbogen ſich übers grüne Thal,
Die goldnen Ähren wogen im hellen Sonnenſtrahl.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

*11. Gottes Segen.

1. Das Kind ruht aus vom Spielen,
Am Fenster rauscht die Nacht,
Die Engel Gottes im Kühlen
Getreulich halten Wacht.
2. Am Bettlein still sie stehen,
Der Morgen graut noch kaum,
Sie küssens, eh sie gehen,
Das Kindlein lacht im Traum.

Karl Enslin.

*12. Lerchensang.

1. In die Luft, in die Luft, in die freie Luft
Steigt die Lerche mit frohem Gesang hinauf.
Und sie ruft, und sie ruft, unermüdlich ruft
Sie mir zu, und sie weckt mich vom Schlummer auf.
2. Ohne Gram, ohne Schmerz, ohne Sorg und Leid
Preist sie dankend den Schöpfer im Morgenstrahl,
Und sie schwebt, und sie hebt und sie schwingt sich weit,
Und ihr Jubel erschallet durch Berg und Thal.

*13. Die Reise um die Erde.

„Die Erd ist rund! das merke dir!
Und reist man von hier
Immer fort und fort,
Kommt man wieder hier an denselben Ort!
Das hat schon mancher probieret
Und glücklich ausgeführet!“ —
So sprach am Schluß einer Lektion
Der Vater zu Ludwig, seinem Sohn.

Der Knabe denket: „Wie ſchön muß das ſein:
In die Welt hinein,
Um die Erde marſchieren
Und dann wieder ſchnell hierher ſpazieren!
Und wenn ich mich eile, dann dauert der Gang
Wohl auch nicht lang!“
Er eilt aus dem Haus
Ins Freie hinaus.
Es iſt ein lieblicher Sommermittag,
Und Ludwig denkt nicht an den Stundenſchlag.
„Die Erde wird ja ſo groß nicht ſein!
Ich mach meine Schritte nicht allzuklein!
Dann bin ich daheim am Abend ſchon wieder
Und lege mich ſtill in mein Bettlein nieder!“
Nun rennt er und ſpringt in eiligem Lauf
Bergab, bergauf,
Den Weg zwiſchen Feldern und Wieſen;
Von der Stirne die Tropfen ihm fließen.
Doch immer noch eben und grade gehts fort,
Nicht rund herum — nach des Vaters Wort.
„Es wird ſchon kommen!“ — denket er endlich —
„So leicht iſt die Erdkugelrundung nicht kenntlich,
Doch will ich erſt auf dieſem Heuhaufen
Ein wenig ruhen vom vielen Laufen!“
Und als er ſo an dem Wieſenſaum,
Halb wach, halb im Traum
Hat ausgeruht,
Wirds ihm gar luſtig und wohl zu Mut:
Er wälzt ſich und macht einen Purzelbaum —
Dann läuft er weiter im freien Raum.
Beim Purzelbaum hatt er mit dem Geſicht
Sich umgedreht wieder — doch merkt ers nicht.
Er läuft auf demſelben Wege zurück;
Oft ſchaut er umher mit verwundertem Blick:
„Wie bekannt iſt mir

Doch alles hier,
Als hätt ich schon oft gesehen den Ort —
Und bin doch so weit von Hause fort!“ —
Er läuft noch weiter und kommt ans Haus;
Der Vater schauet zum Fenster heraus,
Und Ludwig spricht: „Hätts nicht gedacht,
Daß ich schon die Reis um die Erde gemacht!
Wie bin ich doch wieder so schnelle
Hier an derselbigen Stelle!
Ja, Vater, jetzt hab ich es selbst gesehn,
Daß man um die Erde herum kann gehn,
Und
Daß die Erd ist rund!“ —

*14. Das Tannenbäumchen.

Herbst ists geworden:
Der Wind aus Norden
Bläst kalt und kälter
Durch Flur und Wälder
Und Stoppelfelder.
Ein Tannenbäumchen, jung und schön,
Bleibt ruhig auf dem Hügel stehn,
Verwundert sich über das heftige Blasen
Des Windes und über sein grimmiges Rasen.
Der Winter kommt mit Schnee und Eis
Und macht die Erde, die Bäume weiß.
Das Tannenbäumchen wird auch beschneit
Mit einem dichten Winterkleid.
Mit seinen grünen Spitzen
Guckts durch des Kleides Ritzen.
So steht es lang.
Da kommt einmal in schnellem Gang
Ein Mann heran, dem Bäumchen nah:
„Aha!“ —

Er ſchwingt
Sein Beil — da ſinkt
Es um
Und leidets ſtumm.
Jetzt hebt ers in die Höh
Und ſchüttelt ab den Schnee.
Er legt es
Auf ſeine Schulter und trägt es
Ganz ſchnelle
Hinweg von der lieben Stelle;
Geſchwind
Entläuft er dem kalten Wind,
Macht bald
Vor einem Hauſe halt.
Er trägt das Bäumchen hinein,
Legts in ein Kämmerlein,
Er ſpricht dabei kein Wort
Und gehet ſtille fort,
Schlägt zu die Thüre — klapp!
Und zieht den Schlüſſel ab.
Drei Tage im Rumpelkämmerlein
Hat gelegen das liebe Tannenbäumlein.
Getrocknet ſind ſeine Schneethränen;
Doch ſein Sehnen
Nach Befreiung aus ſeinem dunkeln Kerker
Wird immer ſtärker.
Da knarret die Thür —
Der Mann tritt herfür:
Er faſſet das Bäumchen und legts
Über die Schulter wieder und trägts
In eine Stube, groß und ſchön:
Da ſiehet es ſtehn
Ein Gärtlein, geſchnitzt von Holz,
Mit einem Gartenhäuslein ſtolz.
Das Tannenbäumchen wird jetzt

In den Garten hineingesetzt;
Unter ihm stehn im Moose
Figuren, kleine und große,
Von Holz und Lehm bereitet,
Mit Farben überkleidet:
Häslein und Hirschlein,
Jägerbürschlein,
Hirten mit Herden,
Soldaten mit Pferden
Und noch allerlei
Gestalten nebenbei.
Von dem Vater und der Mutter wird
Das Tannenbäumchen ausgeziert!
An seine grünen Zweige
Hängen sie eine Geige,
Einen Vogel in einem Reife,
Eine Wurst, eine Pfeife,
Einen Leuchter, eine Kanne,
Eine Gabel, eine Pfanne,
Ein Männlein, ein Kindlein,
Eine Katze, ein Hündlein,
Eine Uhr, einen Tisch,
Einen Stern, einen Fisch,
Ein Wickelkind, einen Schmetterling
Und noch manch andres hübsche Ding.
Doch war von alledem
Gar nichts von Holz und Lehm:
Das Bäumchen hat entdeckt,
Daß alles von Konfekt.
Auch Äpfel, gelb und rot,
Goldne Nüsse, Zuckerbrot,
Lebkuchen und Knackmändelchen
Hingen an seidenen Bändelchen.
Und um das Gärtchen lagen viel
Schöne Sachen zur Arbeit, zum Spiel:

Bilder und Bücher,
Allerhand Tücher,
Glänzende Schuh,
Strümpfe dazu,
Kleider, ganz neu,
Hauben dabei,
Hüte mit Bändern
Und zierlichen Rändern,
Kragen mit Spitzen,
Jacken und Mützen,
Soldaten von Blei
In stattlicher Reih,
Küche und Kochherd,
Schaukel- und Steckenpferd,
Niedliches Stübchen,
Hölzerne Püppchen,
Trommeln, Trompeten,
Säbel, Musketen,
Fuhrmann und Reiter,
Schlitten — und so weiter.
Und immer kam noch noch mehr,
Den Tischen wards fast zu schwer.
Des Bäumchens Zweige brachen fast
Unter der süßen, goldnen Last;
Doch hat sichs inniglich gefreut
Über die Pracht und Herrlichkeit,
Und verwundert es zu sich selber sprach:
„Was nur dies alles bedeuten mag?"
Nacht ists geworden
An allen Orten.
Auf des Bäumchens Spitzen
Viele Lichtlein blitzen:
Das glänzet so mächtig,
Das glitzert so prächtig,
Das schimmert

Und flimmert
So hell und so rein,
Wie herrlicher, heiliger, himmlischer Schein.
Es klingelt! es klingelt! es klingelt! es klingelt!
Ihr Kinderlein, herein, herein!
Die Knaben, die Mädchen, sie springen herbei;
Sie staunen und rufen bald: „Ah!“ und bald: „Ei!“
Sie schauen bald hierhin, bald dorthin geschwind,
Und alle sind
Geblendet ganz
Von der Pracht und dem Glanz.
Ein jedes sucht seine Bescherung heraus,
Und das ganze Haus
Ist von unten bis oben
Erfüllt mit Jubel und fröhlichem Toben.
In des Bäumchens klaren, lieblichen Schein
Mit Wonne sehen die Kinder hinein;
Und die Sächelchen alle, so nett und fein,
Die dran gehängt sind, sie laden ein
Zum Beschauen
Und Kauen,
Zum Lecken
Und Schmecken.
Die Kleinen, sie bitten und betteln süß:
„O, dürfen wir das und dürfen wir dies
Erhaschen
Und naschen?“
Die Kinder sind reich beglückt,
Sie danken den Eltern entzückt
Mit frohem, freudigem Mute
Für all das Schöne und Gute.
Sie versprechen fein,
Immer folgsam zu sein,
Immer fleißig und gut und fromm,
Daß jedes in den Himmel komm.

Der Vater, die Mutter, sie küssen und herzen
Die braven Kinder, und lange noch scherzen
Sie miteinander, bis endlich allen
Die Augen zufallen.
Sie gehen ins Bett
Und sehen gar nett
Im schönsten Traum
Noch immer den herrlichen Weihnachtsbaum.

Gustav Theodor Fechner (Mises).

*15. Die vier Hühnchen.

Der Hahn hat mir heut morgen früh
Erzählet dies Geschichtchen hie:

1. Es ist nun grade Jahr und Tag,
Wie ich mich wohl erinnern mag,
Da saßen vier Hühnchen auf einem Stakete,
Worüber ein grünes Zweiglein wehte.

2. Die Hühnchen, die wollten recht lustig sein,
Da fiels dem einen der viere ein,
Hinauf zu springen zum Zweiglein oben;
Das wollten die andern auch erproben.

3. Wohl dreien der Sprung ganz gut gelang,
Das vierte leider zu niedrig sprang;
Die droben erhoben ein frohes Gekrähe,
Das unten, das schrie Zeter und Wehe!

4. Die dreie wollten recht lustig sein,
Da fiels dem einen der dreie ein,
Zu springen noch nach dem Zweiglein darüber;
„Ei", riefen alle, „je höher, je lieber!"

5. Wohl zweien der Sprung ganz gut gelang,
Das eine leider zu niedrig sprang;
Die oben erhoben ein frohes Gekrähe,
Die unten schrieen Zeter und Wehe!

6. Die zweie wollten recht luſtig ſein,
Da fiels dem einen der zweie ein,
Hinauf zu ſpringen noch vollends zur Spitzen.
Das andere rief: „Da will ich mit ſitzen!“

7. Dem einen der Sprung ganz gut gelang,
Das andere leider zu niedrig ſprang;
Das droben erhob ein frohes Gekrähe,
Die unten ſchrieen Zeter und Wehe!

8. Das Hühnchen, das jetzt ſaß oben drauf,
Seitdem zum großen Hahn wuchs auf;
Der hat ſich den Baum zum Sitz erwählet,
Das iſt der Hahn, der dies erzählet.

9. Die unten ſchrieen noch lange glucks,
Da kam und fraß ſie alle der Fuchs;
Den droben mußt er ſich laſſen vergehen,
Der lacht ihn aus von ſeinen Höhen.

10. So geht es zu in dem Hühnerreich,
Es will jedes auf einen grünen Zweig;
Doch alle können nicht oben ſitzen,
Drei fallen, eines gelanget zur Spitzen.

Theodor Fontane.

16. Der alte Zieten.

1. Joachim Hans von Zieten,
Huſaren-General,
Dem Feind die Stirne bieten,
Er thats die hundert Mal;
Sie habens all erfahren,
Wie er die Pelze wuſch
Mit ſeinen Leibhuſaren,
Der Zieten aus dem Buſch.

2. Hei! wie den Feind ſie bleuten
Bei Hennersdorf und Prag,
Bei Liegnitz und bei Leuthen
Und weiter Schlag auf Schlag;
Bei Torgau, Tag der Ehre,
Ritt ſelbſt der Fritz nach Haus,
Doch Zieten ſprach: „Ich kehre
Erſt noch mein Schlachtfeld aus.“

3. Sie kamen nie alleine,
Der Zieten und der Fritz,
Der Donner war der eine,
Der andre war der Blitz;
Es wies sich keiner träge,
Drum schlugs auch immer ein,
Ob warm', ob kalte Schläge,
Sie pflegten gut zu sein. —

4. Der Friede war geschlossen.
Doch Krieges Lust und Qual,
Die alten Schlachtgenossen
Durchlebtens noch einmal.
Wie Marschall Daun gezaudert
Und Fritz und Zieten nie,
Es ward jetzt durchgeplaudert
Bei Tisch in Sanssouci.

5. Einst mocht es ihm nicht schmecken,
Und sieh, der Zieten schlief;
Ein Höfling wollt ihn wecken,
Der König aber rief:
„Laßt schlafen mir den Alten,
Er hat in mancher Nacht
Für uns sich wach gehalten,
Der hat genug gewacht."

6. Und als die Zeit erfüllet
Des alten Helden war,
Lag einst, schlicht eingehüllet,
Hans Zieten, der Husar;
Wie selber er genommen
Die Feinde stets im Busch,
So war der Tod gekommen,
Wie Zieten aus dem Busch.

Agnes Franz.

*17. Hund und Kätzchen.

„Kätzchen, wart, ich fange dich!" —
„Hündchen, tapfer wehr ich mich!" —
Bellend sprang hervor der Spitz;
Kätzchen, schneller als der Blitz,
Hieb den Feind auf Nas und Ohr,
Bäumte sprühend sich empor,
Zischte, kratzte, bis entsetzt
Sich der Feind in Flucht gesetzt.
Drauf mit ruhigem Gesicht
Saß sie da im Sonnenlicht,
Überblickte Feld und Thal,
Wie ein kluger General. —

Spitzchen ſtand in weiter Ferne,
Hätt das Kätzchen gar ſo gerne,
Knurrte, ſcharrte, winſelt' leis,
Wagt ſich nicht in ihren Kreis.

*18. Gute Nacht.

1. Schon glänzt der goldne Abendſtern!
Gut Nacht, ihr Lieben nah und fern,
Schlaft ein in Gottes Frieden!
Die Blume ſchließt das Äuglein zu,
Der kleine Vogel geht zur Ruh,
Bald ſchlummern alle Müden.

2. Du aber ſchläfſt und ſchlummerſt nicht,
Du treuer Gott im Sternenlicht,
Dir will ich mich vertrauen!
O, gib auf mich, dein Kindlein, acht,
Und laß nach einer ſanften Nacht
Mich froh die Sonne ſchauen!

19. Kaiſerkrone.

Kind.

Liebe Mutter, Kaiſerkrönchen
Blüht ſo hold, ſo ſchön,
Sag, wozu die vielen Thränen,
Die darinnen ſtehn?

Mutter.

Haſt du nicht umhergeſehen
Auf der Blumenau?
Sieh, in jedem Kelche ſtehen
Helle Tropfen Tau.

Kind.

Ja, ich ſahs, doch ſchnell vergehen
Sie im Sonnenglanz!
Aber dieſe Tropfen ſtehen
Immer ſchön und ganz.

Mutter.

Jene blühen frei im süßen,
Hellen Sonnenschein,
Doch kein Strahl darf diese küssen,
Müssen stets verborgen sein.

Kind.

Stets verborgen? Liebe Mutter,
Nimm die Blume mit!
Will sie leis nach Hause tragen,
Sorgsam Schritt vor Schritt.
Was du mir dabei gelehret,
Will ich denken spät und früh:
Kronen schützen nicht vor Thränen,
Aber sie verbergen sie.

Emanuel Geibel.

20. Von des Kaisers Bart.

1. Im Schank zur goldnen Traube, da saßen im Monat Mai
In blühender Rosenlaube guter Gesellen drei.
Ein frischer Bursch war jeder, der erst am Gurt das Horn,
Der zweit am Hut die Feder, der dritte mit Koller und Sporn.

2. Es trug in funkelnden Kannen der Wirt den Wein auf den Tisch;
Lustige Reden sie spannen und sangen und tranken frisch.
Da war auch einer drunter, der grüne Jägersmann,
Vom Kaiser Rotbart munter zu sprechen hub er an:

3. „Ich habe den Herrn gesehen am Rebengestade des Rheins,
Zur Messe wollt er gehen wohl in den Dom nach Mainz.
Das war ein Bild, der Alte, fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte der lange, braune Bart."

4. Ins Wort fiel ihm der zweite, der mit dem Federhut:
„Ei, Bursch, bist du gescheite? dein Märlein ist nicht gut.

Auch ich hab ihn gesehen auf seiner Burg im Harz,
Am Söller thät er stehen, sein Bart, sein Bart war schwarz."

5. Da fuhr vom Sitz der dritte, der Mann mit Koller und Sporn,
Und in der Zänker Mitte rief er in hellem Zorn:
„So geht mir doch zur Höllen, ihr Lügner! Glück zur Reis! —
Ich sah den Kaiser zu Köllen, sein Bart war weiß, war weiß!"

6. Das gab ein grimmes Zanken um Weiß und Schwarz und Braun,
Es sprangen die Klingen, die blanken, und wurde scharf gehaun.
Verschüttet aus den Kannen floß der vieledle Wein,
Blutige Tropfen rannen aus leichten Wunden drein.

7. Und als es kam zum Wandern, ging jeder in zornigem Mut,
Sah keiner nach dem andern, und waren sich jüngst so gut.
Ihr Brüder, lernt das eine aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine, nicht um des Kaisers Bart!

Christian Fürchtegott Gellert.

* 21. Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entrann und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küssen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Petz ist wieder da!"
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan,
Und fing, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt wie er zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
„Fort!“ schrieen alle, „fort mit dir!
Du Narr willst klüger sein, als wir?“
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

*22. Hans Nord.

Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund,
That durch den Druck in London kund,
Daß er ein seltnes Kunststück wüßte,
Und lud auf sein erbaut Gerüste
Den künftgen Tag die Bürger ein,
Ließ einen engen Krug und sich in Kupfer stechen.
„In diesen Krug,“ war sein Versprechen,
„Kriech ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
Der Preis für einen Platz soll nur acht Groschen sein.“
Nun ging das Blatt durch alle Gassen.
„In einen Krug? Was? rast der Mann?
Das soll er mir wohl bleiben lassen.
Mit einem Wort, es geht nicht an,
Der dümmste Kopf muß das verstehen,
Allein acht Groschen wag ich dran.
Komm, Bruder, komm, den Narren muß ich sehen.“
Kurz, einer riß den andern fort.
Dem Pöbel folgten schon Karossen um die Wette,
Worin der Kaufmann und der Lord
Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
Unmöglich Raum in einem Kruge hätte.

„Geſetzt auch," wandte Lady ein,
„Geſetzt, dies könnte möglich ſein,
So wird doch ſtets der Kluge fragen:
Wie kömmt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein;
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es neune ſchlagen!"
Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort
Und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
„Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?"
Man wartet, pocht und lärmt. Indeſſen ſchlich Hans Nord
Sich heimlich mit dem Gelde fort.

23. Die Geſchichte von dem Hute.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen,
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Anſehn gab.
Er ſtarb und ließ bei ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.
Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt und wagt es, kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läßt er ſich dem Volke ſehn:
Das Volk bleibt vor Verwundrung ſtehn
Und ſchreit: „Nun läßt der Hut erſt ſchön!"
Er ſtarb und ließ bei ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.
Der Erbe nimmt den Hut und ſchmält.
„Ich", ſpricht er, „ſehe wohl, was fehlt."
Er ſetzt darauf mit weiſem Mute
Die dritte Krempe zu dem Hute.

„O," rief das Volk, „der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland!"
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.
Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt es anders sein?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
„Beglückter Einfall!" rief die Stadt,
„So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich,
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich."
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.
Der Erbe trägt ihn in sein Haus
Und sieht, er ist sehr abgetragen.
Er sinnt und sinnt das Kunststück aus,
Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und alle schreien:
„Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O, glücklich Land,
Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand!"
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.
Erfindung macht den Künstler groß
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.

Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
„Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm," schrie es, „ihm allein ist Geist und Witz verliehn!
Nichts sind die andern gegen ihn!"
Er starb und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben,
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Karl Gerok.

*24. Der kleine Desertör.

Fritzchen.

1. Sieh nur, da sitzt er frisch und munter
Und sonnt sich auf dem Apfelbaum
Und guckt ganz unverschämt herunter,
Als kennt er unsereines kaum!
Wart, Schelm, man wird dir desertieren,
Du Springinsfeld, du Tagedieb!
Sag, willst du gleich nach Haus marschieren:
Die Thür ist offen, willst du? —

Vogel.

Piep!

Klärchen.

2. Warst du bei uns nicht wohlgeborgen?
Du wußtest nichts von Müh und Not:
Salat und Zucker jeden Morgen
Und Haberkorn und Weizenbrot!
Und nun für nichts davongeflogen,
Statt daß man hübsch zu Hause blieb:
Ist das nicht schlecht und ungezogen?
Sag selber, Hansel, nicht wahr? —

Vogel.

Piep!

Fritzchen.

3. Was ſolls nun weiter mit dir werden?
Jetzt fliegt ſichs ſchön im Sonnenſchein,
Wenns aber Winter wird auf Erden,
Dann wird die Luſt vorüber ſein.
Und ſiehſt du auf dem Dach die Katze?
Sie duckt ſich ſchon zum Sprung und Hieb,
Sie haut ins Hälschen dir die Tatze;
Was meinſt du: wird das wohlthun? —

Vogel.

Piep!

Klärchen.

4. Ja, piep! und piep! und was denn weiter?
Nichts weiter? ſiehſt du, das iſt dumm!
Wie pfiffſt du ſonſt dein Lied ſo heiter!
Geh in dich, Schelm, und kehre um!
Friſch: eingeſtiegen, aufgeſeſſen!
Komm, Hanſel, komm, ſei wieder lieb,
Dann iſts vergeben und vergeſſen;
Laß uns nicht länger warten!

Vogel.

Piep!

Fritzchen.

5. Komm, Hanſel! laß uns nicht ſo flehen!

Klärchen.

Sieh nur, da kommt er angehüpft!
Iſt ſchon, als wäre nichts geſchehen,
Ganz artig in ſein Haus geſchlüpft!

Fritzchen.

Da ſitzt er ſchon am Futternäpfchen!
Ob ihn wohl heim der Hunger trieb?

Klärchen.

Er ſchüttelt ganz vergnügt das Köpfchen.
Erzähl doch von der Reiſe!

Vogel.

Piep!

* 25. Des deutſchen Knaben Tiſchgebet.

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag:
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
Der Kaiſer und ſein Heer gefangen!
Und blitzſchnell flog die Siegespoſt
Am Draht nach Süd und Nord und Oſt.
Da gabs ein Jubeln ohne Maßen,
Von Flaggen wogten alle Straßen,
Viel tauſendſtimmig ſcholl Hurrah,
Und waren noch Kanonen da,
So ſchoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls „die Wacht am Rhein"
Ward angeſtimmt von groß und klein.
Und einer von den kleinſten Jungen,
Der hat am lautſten mitgeſungen;
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
Die Höslein flott im Stiefelrohr,
Marſchiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt ſich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang;
So wichtig nahms der kleine Wicht,
Als gings ohn ihn entſchieden nicht,
War ſo mit Leib und Seel dabei,
Als ob er ſelbſt die Rheinwacht ſei,
Hat drum den Glockenſchlag vergeſſen
Und kam zu ſpät zum Mittageſſen.
Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Bruſt, verwehtem Schopf,

Erſcheint er endlich ſiegesmatt —
Die andern waren halb ſchon ſatt —
Grüßt obenhin, ſetzt ſich zu Tiſch
Und greift nach ſeinem Löffel friſch.
Jedoch der biedre Vater ſpricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!“
Worauf mein Fritz vom Stuhl erſteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil ſein Kopf noch ſtark zerſtreut,
Gibts, wie der Geiſt ihm juſt gebeut,
Spricht: „Lieber Gott, magſt ruhig ſein,
Feſt ſteht und treu die Wacht am Rhein! Amen.“

*26. Wie Kaiſer Karl Schulviſitation hielt.

1. Als Kaiſer Karl zur Schule kam und wollte viſitieren,
Da prüft er ſcharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchſtabieren,
Ihr Vaterunſer, Einmaleins, und was man lernte mehr;
Zum Schluſſe rief die Majeſtät die Schüler um ſich her.

2. Gleichwie der Hirte ſchied er da die Böcke von den Schafen,
Zu ſeiner Rechten hieß er ſtehn die Fleißigen, die Braven.
Da ſtand im groben Linnenkleid manch ſchlichtes Bürgerskind,
Manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaiſers Hofgeſind.

3. Dann rief er mit geſtrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
Und wies ſie mit erhabner Hand zur Linken, in die Ecke.
Da ſtand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrenſohn,
Manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

4. Da ſprach nach rechts der Kaiſer mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben,
Ihr ſollt in mir den gnädgen Herrn, den gütgen Vater haben;
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechteſöhne ſeid,
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid.“

5. Dann blitzt ſein Blitz zur Linken hin, wie Donner klang ſein Tadel:
„Ihr Taugenichtſe, beſſert euch, ihr ſchändet euren Adel!

Ihr seidnen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht:
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht."

6. Da sah man manches Kinderaug in frohem Glanze leuchten
Und manches stumm zu Boden sehn und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
Wen heute Kaiser Karl belobt, und wen er ausgeschmält.

7. Und wies der große Kaiser hielt, so soll mans allzeit halten,
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland.

27. Gewitter.

1. Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel,
Die Lüfte wehn so dumpf und schwül,
Die Wolken stehn so schwarz zuhauf,
Ein schwer Gewitter zieht herauf:
Behüt uns Gott in Gnaden!
Schauet, schon kommen die Winde geflogen,
Himmelan wirbelt erstickender Staub,
Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen,
Silbern erzittert das rauschende Laub,
Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Rosse das duftende Heu,
Und in dem Neste am Giebelgemäuer
Duckt sich das Vögelein schweigend und scheu.

2. Ihr Kinder, duckt euch nicht so scheu,
Seid unverzagt, kommt all herbei,
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über schwarzer Wolkennacht —
Behüt uns Gott in Gnaden!
Sehet, wie schaurig die Lüfte sich schwärzen,
Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht;
Stille wirds draußen, es klopfen die Herzen,
Mächtige Tropfen schon melden sich sacht:

Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug und erhellt das Gemach,
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Gekrach.

3. Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh:
Du Herrscher über Land und See,
Den Pilger schütz in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das schwanke Bot!
Behüt uns Gott in Gnaden!

Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen,
Strömend ergießen die Wolken den Schoß;
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie schwellen,
Alle die Schleusen des Himmels sind los;
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur,
Aber den süßen, befruchtenden Segen,
Durstig verschluckt ihn die lechzende Flur.

4. Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt,
Er tränkt die Flur, er labt das Feld,
Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm
Und segnet auch im Wettersturm;
Behüt uns Gott in Gnaden!

Milder schon fallen die silbernen Tropfen,
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach,
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen,
All das verschüchterte Leben wird wach;
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu,
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündets der Erde: der Herr ist getreu!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

*28. Die Gärtnerin und die Biene.

Eine kleine Biene flog
Emſig hin und her und ſog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen," ſpricht die Gärtnerin,
Die ſie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat doch Gift,
Und du ſaugſt aus allen Blumen?" —
„Ja", ſagt ſie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß ich darin!"

*29. Die Milchfrau.

Nachläſſig aufgeſchürzt, zwo Gürtel um den Leib,
Auf leichten Füßen ging ein artig Bauerweib
Frühmorgens nach der Stadt und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen ſüße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief und wollte gern „Kauft Milch!" am erſten ſchrein.
„Denn", dachte ſie bei ſich, „die erſte Milch iſt teuer,
Ich nehme heut, wills Gott! zwölf baare Groſchen ein
Und kaufe mir dafür ein halbes hundert Eier;
Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf einmal aus.
Gras ſtehet rund herum um unſer kleines Haus,
Da werden ſie ſich ſchon im Grünen ſelbſt ernähren,
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören.
Und, ganz gewiß! der Fuchs muß mir ſehr liſtig ſein,
Läßt er mir nur ſoviel, daß ich ein kleines Schwein,
Nur eins zum wenigſten, dafür vertauſchen kann.
Wenn ich mich etwa ſchon darauf im Geiſte freue,
So denk ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mäſten koſtet es ja nur ein wenig Kleie.
Iſt es dann fett gemacht, dann kauf ich eine Kuh
In unſern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu;

Das will ich allemal selbst vor den Hirten bringen,
Wie fröhlich wird es dann um seine Mutter springen!
„Hei", sagt sie und springt auch! und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab, und ach! ihr bares Geld,
Ihr Kalb und ihre Kuh, Glück, Reichtum und Vergnügen
Sieht sie nun vor sich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt steht sie dabei, schielt sie barmherzig an:
„Die schöne, weiße Milch," sagt sie, „auf schwarzer Erde!"
Weint laut und geht nach Haus, erzählt es ihrem Mann,
Der ihr entgegenkommt, mit zitternder Gebärde.
Was sagte der dazu? Erst sah er ernsthaft aus,
Als wär er bös auf sie, ging schweigend in das Haus,
Kehrt' aber um und sprach: „Schatz, bau ein andermal
Nicht Schlösser in die Luft, man bauet seine Qual!
Am Wagen, welcher läuft, dreht sich so schnell kein Rad,
Als sie verschwinden in dem Wind.
Wir haben alles Glück, das unser Junker hat,
Wenn wir zufrieden sind."

Guido Görres.

*30. Eine Frage.

1. Wer lehrt die Vögel singen
So süß und mannigfalt
Und Hirsch und Rehe springen
Im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen
Bald stürmisch und bald leis,
Die Jahreszeiten gehen
In wundervollem Kreis?

3. Und wer die Bächlein gleiten
Herab von steiler Höh
Und stolz die Ströme schreiten
Zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret
Mit goldnem Sonnenschein,
Und wer am Himmel führet
Die tausend Sternelein,

5. Daß sie gleich guten Kindern
Still gehen ihre Bahn
Und nicht einander hindern
Und sich nicht stoßen an?

6. O, sag, wer ist der eine,
Der Meister so geschickt,
Der mit so reichem Scheine
Die Blümlein hat geschmückt?

7. Der hoch am Himmelskreise
Sein Zelt gespannet aus
Und auch mit treuem Fleiße
Gebaut das Schneckenhaus?

8. Der über Länder zücket
Die Blitze weiß und blau,
Und der das Feld erquicket
Mit kühlem, frischem Tau?

9. Den Meister groß und milde,
Den nenne mir geschwind,
Der dich mit seinem Bilde
Geziert, mein liebes Kind!

10. Und der, bist du gegangen
Dem stillen Grabe zu,
Dich jenseits wird empfangen
In seiner ewgen Ruh!

11. Und kannst du mir ihn nennen,
So folge ihm auch fromm,
Dann wird er dich auch kennen
Und sprechen: Sei willkomm!

*31. Hans Teuerlich.

1. Mich dünkt, es war ganz neuerlich,
Ein Wirt, der hieß Hans Teuerlich;
Sein Braten war nicht käuerlich.
Sein Wein dafür recht säuerlich.
Drei Wandrer traten da herein,
Die riefen: „Wirt, nun schenk uns ein,
Wir wurden müd im Sonnenschein,
Drum gib uns echten guten Wein!"

2. Hans Teuerlich lief schlau und fein
Zum Keller mit dem Krug von Stein,
Dort stand ein Faß mit saurem Wein,
Und neben floß der tiefe Rhein;
Bedachtsam, wie in eine Nuß,
Zapft er am Weine mit Verdruß,
Läßt dann herein in vollem Schuß
Den hochberühmten, klaren Fluß.

3. Er bringt den Wein den Gästen dar
Und schwört bei seiner Ehr fürwahr,
Daß Wein, so rein, so hell, so klar,
Noch nie in einem Fasse war.

Die durſtgen drei, die freuen ſich,
Sie danken erſt Hans Teuerlich
Und trinken drauf ganz feierlich
Den Wein ſo matt und ſäuerlich.

4. Wohl werfen ſie die Becher fort,
Doch ſchwört der Wirt bei ſeinem Wort,
Der Wein ſei von der beſten Sort,
Ein wahrer, echter Niblungshort,
Und ſchenket dann noch einmal ein
Den Gäſten von dem klaren Wein.
Doch ſieh! Drei Fiſchlein, nett und klein,
Die hüpften aus dem Krug herein.

5. Die drehten gar behendiglich
Im Becher dort inwendig ſich,
Es ward darum elendiglich
Der Wirt verlacht beſtändiglich.
Sie zahlten ihm den Wein nicht ſchlecht,
Auf daß er ſtets der Fiſch gedächt.
Er thats nicht mehr, doch hör ich recht,
Dann iſt gar groß des Wirts Geſchlecht.

32. St. Meinrads Raben.

1. Beim Etzel in dem Finſterwald,
Wo nur des Wildes Schrei erſchallt,
Wo durch die menſchenleere Stille
Das kleine Flüßchen rinnt, die Sille;

2. Dort, wo die Alp zum Himmel ſchaut,
Hat Meinrad ſeine Zell erbaut:
Er dienet Gott in ſtillem Frieden,
Vom wilden Streit der Welt geſchieden.

3. Wie Blatt um Blatt der Wind verweht,
So ſtill ihm Tag um Tag vergeht,
Und wie die Bächlein durch die Wieſen,
So leiſe hin die Jahre fließen.

4. Denn Ehre nicht, noch Gold und Luſt
Bewegen ſeine fromme Bruſt,
Nur eins iſt Tag und Nacht ſein Sinnen:
Die Liebe Gottes zu gewinnen.

5. Und täglich fliegt mit frohem Schrei
Ein heimlich Rabenpaar herbei,
Die freundlich zu der Zelle kommen,
Weil er ſie hungrig aufgenommen.

6. Die Meſſe ſang er am Altar,
Da ruft ihm eine Stimme klar:
„Sankt Meinrad, wolle dich bereiten,
Gott ruft, nun iſt es Zeit zum Scheiden.“

7. Zur Erde beugte Meinrad ſich
Und ruft: „O Herr, nun ſtärke mich!“
Als in dem ſtillen Finſterwalde
Es laut von Menſchentritt erſchallte.

8. Zwei Böſewichte dachten wohl,
Sankt Meinrads Opferſtock ſei voll;
Doch wie ſie an die Klauſe treten,
Die Raben ſchrein in großen Nöten.

9. Die Mörder ſchlagen an die Thür:
„Du böſer Mönch, nun tritt herfür,
Thu auf, gib uns dein Geld zuſammen,
Sonſt ſtecken wir das Haus in Flammen.“

10. Sankt Meinrad heißt die Räuber fromm
Mit Brot und Wein in Gott willkomm:
„Laßt mich erſt euern Hunger ſtillen,
Dann mögt ihr euern Will erfüllen.

11. Die Milde gab mir Brod und Wein,
Sonſt iſt kein Gut auf Erden mein,
Ich würde gern euch alles geben;
In Gottes Hand, da ſteht mein Leben.“

12. Sie tranken Wein, ſie aßen Brot,
Sie ſchlugen dann Sankt Meinrad tot,

Da duftets süß, da strahlt es helle,
Die Mörder fliehen von der Stelle.

13. Doch sieh! es flieget hintendrein
Das Rabenpaar mit lautem Schrein;
Die Mörder laufen immer schneller,
Die Raben rufen immer heller.

14. Den Mördern wird so bang und heiß,
Die Raben folgen stets im Kreis,
Die Augen wollen sie durchbohren
Und rufen: „Mörder!“ in die Ohren.

15. Wie rasend jagt die Höllenqual
Die Mörder über Berg und Thal,
Gen Wollrau laufen sie bergunter
Und fliehen dann gen Zürch hinunter.

16. Sie suchen dort im Wirtshaus Ruh
Und werfen schnell die Thüre zu.
Doch sieh! Die Fenster hell erklirren,
Und auf sie zu die Raben schwirren.

17. Sie stoßen um den roten Wein
Und hacken grimmig auf sie ein,
Sie raufen in dem wirren Haare
Und schlagen mit dem Flügelpaare.

18. Sankt Meinrads Raben sind im Land
Bei jung und alt gar wohl bekannt.
Der Richter ließ die Mörder binden,
Thät ihnen bald den Tod verkünden.

19. Die Raben aber weichen nicht,
Sie folgen mit zum Hochgericht;
Erst als die Leichen man begraben,
Da flogen fort Sankt Meinrads Raben.

20. Nun steht ein großes Gotteshaus,
Wo einstens stand Sankt Meinrads Klaus;
Die Engel weihten ein die Stelle;
Noch fließet dort Sankt Meinrads Quelle.

Johann Wolfgang von Goethe.

33. Gutmann und Gutweib.

1. Und morgen fällt Sankt Martins Feſt,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet ſie ihm Puddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann.

2. Im Bette liegen beide nun,
Da ſauſt ein wilder Weſt;
Und Gutmann ſpricht zur guten Frau:
„Du, riegle die Thüre feſt!“ —

3. „Bin kaum erholt und halb erwarmt,
Wie käm ich da zur Ruh?
Und klapperte ſie einhundert Jahr,
Ich riegelte ſie nicht zu.“

4. Drauf eine Wette ſchloſſen ſie
Ganz leiſe ſich ins Ohr:
So wer das erſte Wörtlein ſpräch,
Der ſchöbe den Riegel vor.

5. Zwei Wanderer kommen um Mitternacht
Und wiſſen nicht, wo ſie ſtehn,
Die Lampe loſch, der Herd verglomm,
Zu hören iſt nichts, zu ſehn.

6. „Was iſt das für ein Hexenort?
Da bricht uns die Geduld!“
Doch hörten ſie kein Sterbenswort,
Des war die Thüre ſchuld.

7. Den weißen Pudding ſpeiſten ſie,
Den ſchwarzen ganz vertraut;
Und Gutweib ſagte ſich ſelber viel,
Doch keine Silbe laut.

8. Zum andern ſprach der eine dann:
„Wie trocken iſt mir der Hals!
Der Schrank, der klafft, und geiſtig riechts,
Da findet ſichs allenfalls.

9. Ein Fläſchchen Schnaps ergreif ich da,
Das trifft ſich doch geſchickt!
Ich bring es dir, du bringſt es mir,
Und bald ſind wir erquickt."

10. Doch Gutmann ſprang ſo heftig auf
Und fuhr ſie drohend an:
„Bezahlen ſoll mit teurem Geld,
Wer mir den Schnaps verthan!"

11. Und Gutweib ſprang euch froh heran,
Drei Sprünge, als wär ſie reich:
„Du, Gutmann, ſprachſt das erſte Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!"

Friedrich Güll.

*34. Vom kleinen Schneckchen unterm Roſenſtöckchen im Dornenheckchen.

1. „Ei, wie langſam, ei, wie langſam
Kommt der Schneck von ſeinem Fleck!
Sieben lange Tage braucht er
Von dem Eck ins andre Eck.

2. Ei, wie langſam, ei, wie langſam
Steigt der Schneck im Gras daher!
Potz, da wollt ich anders laufen,
Wenn ich ſo ein Schnecklein wär!" —

3. Büblein, denk, es muß ja ſchleppen
Mit ſich fort ſein ganzes Haus,
Mit der Thür und mit den Treppen,
Da es ſchlüpfet ein und aus.

4. Dies nimm wohl in acht, mein Büblein,
Wenn du übers Schnecklein zankſt,
Könnteſt ſelber nicht dein Stüblein
Tragen, ohne daß du wankſt.

5. Müßteſt ganz entſetzlich ſchnaufen,
Kämeſt gar nicht von dem Fleck,
Müßteſt ſelbſt ſo langſam laufen,
Als der Schneck von Eck zu Eck.

*35. Vom Bauern und den Tauben.

1. Der Bauer hat ein Taubenhaus,
Da fliegen hundert Tauben raus;
Wie will ers wieder fangen?
Wie kommt er übern Hügel,
Er hat ja keine Flügel,
Wie will ers wieder fangen?

2. Der Bauer denkt: ſie warten dort.
Und kommt er hin, huſch! ſind ſie fort
Und laſſen ſich nicht fangen.
Das Bäuerlein muß ſchnaufen
Entſetzlich von dem Laufen
Und kann ſie doch nicht fangen.

3. O Bäuerlein, geh nur nach Haus,
Sonſt lachen dich die Tauben aus,
Die ſich nicht laſſen fangen.
Sie ſind daheim und zupfen
Die Federn ſich und hupfen
Auf einer langen Stangen.

*36. Vom Mäuslein.

Die Köchin ſpricht zum Koch:
„Fang mir das Mäuslein doch!
Es iſt nichts ſicher in Küch und Keller,
Nicht in der Schüſſel, nicht auf dem Teller.
Wos was riecht,
Da iſt es gleich,
Wos was kriegt,
Da frißt es gleich;

Wo ein Braten dampft,
Kommt das Mäuslein und mampft.
Unter der Bank
In den Küchenſchrank
Hat es gebiſſen ein Loch.
Koch, fang mir das Mäuslein doch,
Und jag es wieder aus dem Haus
In das freie Feld hinaus!"
Da macht der Koch ein Geſicht
Und ſpricht:
„Mäuslein, Mäuslein,
Bleib in deinem Häuslein!
Nimm dich in acht
Heut Nacht;
Mach auch kein Geräuſch,
Und ſtiehl nicht mehr das Fleiſch;
Sonſt wirſt du gefangen
Und aufgehangen!"
Der Koch aber deckt zu alle
Schüſſeln und ſtellt auf die Falle
Hinten im Eck
Und thut hinein den Speck,
Sperrt die Küche zu,
Geht und legt ſich zur Ruh.
Das Mäuslein aber iſt ruhig
Und wiſpert leis: „Das thu ich!"
Aber — es hat nicht lang gedauert,
So kommt ſchon das Mäuslein und lauert
Und ſagt: Wie riecht der Speck ſo gut,
Wer weiß, obs was thut?
Nur ein wenig möcht ich beißen,
Nur ein wenig möcht ich ſpeiſen.
Einmal
Iſt keinmal!"
So ſpricht ſein Mäuslein und ſchleicht,

Bis es die Falle erreicht.
Duckt ſich
Und buckt ſich,
Schmiegt ſich
Und biegt ſich;
Ringelt das Schwänzlein
Wie ein Kränzlein;
Setzt ſich
Ins Eck
Und ergetzt ſich
Am Speck.
Reißt,
Beißt
Und ſpeiſt.
Platſch, thuts einen Knall,
Und — zu iſt die Fall!
Das Mäuslein zittert vor Schrecken
Und möcht ſich verſtecken;
Aber, wo es will hinaus,
Iſt zugeſperrt das Haus.
Es pfeift
Und zappelt,
Es kneift
Und krabbelt:
Überall iſt ein Gitter,
Und das iſt bitter.
Überall iſt ein Draht,
Und das iſt ſchad.
Leider, Leider
Kanns Mäuslein nimmer weiter;
Wärs nur geweſen geſcheiter!
Unterdeſſen wird es morgen,
Da kommt die Köchin und will beſorgen
Den Kaffee
Und den Thee.

Da ſieht ſie denn, was vorgegangen,
Und wie das Mäuslein iſt gefangen.
Ganz ſacht
Schleicht ſie hin und lacht:
„Haben wir endlich doch erhaſcht
Das Mäuslein, das immer von allem genaſcht!
Siehſt du: einmal
Iſt nicht keinmal.
Wärſt du geblieben in deinem Loch,
Gefangen hätte dich nicht der Koch!“

* 37. Rätſel.

1. Was bin ich? eine Grenzprovinz,
Ich bin das Innerſte der Knochen
Und bin auch eine Silbermünz —
Faſt hab ich ſchon zu viel geſprochen.

2. Hundert kleine Kügelchen
Hängen im Sonnenſcheine,
Jedes iſt ein Krügelchen,
Voll von ſüßem Weine,
Und nun rat, mein Klügelchen,
Was ich da wohl meine!

3. Du magſt mich vor- wie rückwärts ſchreiben,
Ich werde ſtets der gleiche bleiben:
Der Vogel mit glühenden, ſprühenden Augen,
Mit ſchlagenden Flügeln und zornigem Fauchen.

4. Es ſchnurrt und ſurrt
Herum im Kreis;
Es ſummt und brummt,
Patſch! liegts im Sand.
Geſchwind, geſchwind! wer weiß, wer weiß:
Wie wird der Einfuß doch genannt?

5. Bin in der leeren Flaſche,
Bin in der leeren Taſche,

Bin in dem hohlen Topf
Und auch im hohlen Kopf.

6. Du tauchst mit deiner Hand
Mich in den Suppentopf,
Und zweimal hat mich stehn
Der Hase auf dem Kopf.

7. In der Hand halt ich den Bissen fest
Auf dem Baum des Vogels kleines Nest.

8. Mit Ill ist es ein Mann,
Der wie ein Renner laufen kann.

9. Ich steh im Garten, bloß ein Kopf
Auf einem kurzen Bein,
Am liebsten werd ich dir im Topf
Und auf dem Teller sein.

10. Wer es hat, dem macht es Sorgen,
Wers nicht hat, entbehrt es schwer,
Hat ers nicht, so muß ers borgen,
Hat ers, gibt ers wieder her.

11. Mit einem B im Schnee,
Mit einem K im See,
Mit einem Z im Mund:
Du weißt es, gib es kund!

12. Der erste hat die zweite auf dem Haupt,
Das Ganze ist die feuerrote Blume
Auf schlankem, schwankem Stengel, dünn belaubt.

13. Ich falle vom Himmel
In wirrem Gewimmel,
Ich schimmre und flimmre und decke das Land,
Zahllos wie der Sand.
Doch unversehens im Sonnenschein
Schlüpf ich ins Dunkel der Erde hinein,
Und bist du des andern Morgens erwacht,
Bin ich spurlos verschwunden, wie der Dieb in der Nacht.

14. Es rührt sich hinten was im Eck,
Geht Tag und Nacht, kommt nicht vom Fleck.

15. Ich habe keinen Schneider
Und hab doch sieben Kleider.
Wer mir sie auszieht, der muß weinen,
Und sollt er noch so lustig scheinen.

16. Pumpum! pitschpatsch in den Gassen,
Zickzack! krach krach in den Straßen:
Sag mir, was
Ist denn das?

17. Oben Wasser hinein,
Unten Wasser hinaus,
Mitten drinnen ein Stein:
Was ist das für ein Haus?

18. Um Haus und Scheuer
Brennts.
Doch ists kein Feuer.
Nennts!

19. Wer bin ich? Ohne Sporen
Auf einer Nase reit ich;
Bis hinten an die Ohren
Die langen Füße spreit ich.

20. Im Frühling hauch ich süßen Duft,
Im Sommer fächl ich kühle Luft,
Im Herbste spend ich würzge Kost,
Im Winter scheuch ich dir den Frost.

21. Mich hat der Gaul
In seinem Maul,
Die Katze in der Tatze,
Und springt der Has
Durchs grüne Gras;
Bin ich in jedem Satze.

22. Ich schwanke her, ich schwanke hin,
Doch will mit meinem Schaukeln
Ich tändeln nicht und gaukeln,
Nur Pflicht und Recht hab ich im Sinn:
Ich will in leisem Schwunge

Mit meiner ſtillen Zunge
Nur ſagen, daß ich ehrlich bin.

23. Ich ſchwimme ſtets im Waſſer friſch
Und bin doch weder Froſch, noch Fiſch,
Ich bin kein Vogel, und doch geſchwind
Dehn ich die Flügel im flatternden Wind;
Ein Bote bin ich zu jeder Stund
Und lauf mir doch keine Füße wund;
Und willſt du alles wiſſen auch:
Hab Zucker und Kaffee im Bauch.

*38. Spatzenausflug.

Die Spatzen ſchrein in ihrem Neſt,
Als hätten ſie ein großes Feſt:
„Philipp-zip-zip! philipp-zip-zip!“
Und weiß nicht, wie viel Gäſt. —
Nun iſt vorbei Geſang und Schmaus,
Da fliegen ſie aufs Dach heraus:
„Philipp-zip-zip! philipp-zip-zip!“
Und ruhn ein wenig aus.
Der alte Spatz, der kluge Mann,
Hebt jetzo ſeine Rede an:
„Philipp-zip-zip! philipp-zip-zip!“
Hoch auf der Wetterfahn:
„Ihr Kinder, eh nach Samen
Ihr ausfliegt auf das Feld,
Geb ich euch eure Namen,
Dann ſchlagt euch durch die Welt!
Ihr könnt nun prächtig ſingen
Und flattern und hüpfen und ſpringen
Und bauen euer Zelt.
So merkt denn auf und horchet,
Wie jeder von euch heißt,
Und ſeid dann unbeſorget,
Wenn ihr von dannen reiſt.

Helft nur einander treulich,
Und ſeid nicht ſo abſcheulich,
Seid friedlich allermeiſt!
Du biſt der Winkelſchlupfer,
Der Mück und Schnak ertappt,
Du biſt der Gaſſenhupfer,
Der Korn und Haber ſchnappt,
Und du der Broſeleſſer,
Und du der Kirſchenfreſſer,
Wohl ſchmeck euch, was ihr habt.
Und wohnt ihr in den Hecken,
Und wohnt ihr unterm Dach:
Fern ſei euch jeder Schrecken
Und jedes Ungemach!
Seid nun auch auf der Lauer,
Wenn über Zaun und Mauer
Entſchleicht das Kätzlein nach!
Miau! Dort kommt ſie ſchon, die Katz,
Die hat uns all auf einen Satz:
Zwickel-wick-bem-bem! Zwickel-wick-bem-bem!
Sucht einen ſichern Platz!“

*39. Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein, läute
Frieden, Freude
Allen Menſchen zu!
Helle laß dein Lied erſchallen,
Und bring allen
Eine ſanfte Ruh!
Ruhe dem, der ſorgt und weint,
Ruh dem Freund und auch dem Feind.
Allen Lieben bringe du
Ruhe, und mir auch dazu!

Friedrich von Hagedorn.

*40. Das Hühnchen und der Diamant.

Ein verhungert Hühnchen fand
Einen feinen Diamant
Und verscharrt ihn in den Sand.
„Möchte doch, mich zu erfreun,"
Sprach es, „dieser schöne Stein
Nur ein Weizenkörnchen sein!"
Unglückselgen Überfluß,
Wo der nötige Genuß
Unsern Schätzen fehlen muß!

*41. Der Hahn und der Fuchs.

Ein alter Haushahn hielt auf einer Scheune Wache;
Da kömmt ein Fuchs mit schnellem Schritt
Und ruft: „O, krähe, Freund, nun ich dich fröhlich mache,
Ich bringe gute Zeitung mit:
Der Tiere Krieg hört auf; man ist der Zwietracht müde,
In unserm Reich ist Ruh und Friede;
Ich selber trag ihn dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen kann!
Wie guckst du so herum?" — „Greif, Halt und Bellart kommen,
Die Hunde, die du kennst," versetzt der alte Hahn;
Und als der Fuchs entläuft, „was," fragt er, „sticht dich an?" —
„Nichts, Bruder," spricht der Fuchs; „der Streit ist abgethan,
Allein ich zweifle noch, ob die es schon vernommen."

Johann Peter Hebel.

42. Das Liedlein vom Kirſchbaum.

1. Dem Frühling Gott der Herr befahl:
„Geh, deck dem Räuplein auch den Tiſch!“
Da trug der Kirſchbaum ohne Zahl
Viel tauſend Blätter grün und friſch.

2. Und 's Räuplein, aus dem Ei erwachts,
Es ſchlief in ſeinem Winterhaus,
Es ſtreckt ſich, ſperrt das Mäulchen auf
Und reibt die blöden Augen aus.

3. Und darauf hats mit ſtillem Zahn
Am Blättlein ohne Raſt genagt:
„Man kommt ſchier nimmer weg davon,
So ſchmeckts Gemüs!“ hat es geſagt.

4. Und wieder Gott der Herr befahl:
„Deck jetzt dem Immlein auch den Tiſch!“
Da trug der Kirchbaum ohne Zahl
Viel tauſend Blüten weiß und friſch.

5. Früh in der Sonne Morgenſchein
Siehts Immlein das und fliegt heran;
Es denkt: „Das wird mein Kaffee ſein!
Sie haben koſtbar Porzellan.

6. Wie ſauber ſind die Kelchlein geſchwenkt!“
Sein trocken Zünglein ſtreckts hinein,
Es trinkt und ſagt: „Wie ſchmeckts ſo ſüß!
Da muß der Zucker wohlfeil ſein.“

7. Dem Sommer Gott der Herr befahl:
„Geh, deck dem Spätzlein auch den Tiſch!“
Da trug der Kirſchbaum ohne Zahl
Viel tauſend Kirſchen rot und friſch.

8. Das Spätzlein ſagt: „Lädt man uns ein?
Da ſetzt man ſich und fragt nicht lang.
Das gibt mir Kraft in Mark und Bein,
Stärkt mir die Stimm zu neuem Sang.“

9. Dem Spätling Gott der Herr befahl:
„Räum ab! jetzt brauchen sie nichts mehr!“
Da weht ein kühler Wind ins Thal,
Und feiner Reif liegt ringsumher.

10. Die Blättlein werden gelb und rot,
Und eins ums andere verweht,
Und was vom Boden aufwärts kam,
Jetzt zu dem Boden abwärts geht.

11. Dem Winter Gott der Herr befahl:
„Deck tüchtig zu den leeren Tisch!“
Da streut der Winter ohne Zahl
Viel tausend Flocken weiß und frisch.

43. Der Sommerabend.

(Übersetzung von Reinick.)

1. O sieh, wie ist die Sonne müd!
Sieh, wie sie still nach Hause zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
Wie sie ihr Tüchelchen da nimmt,
Ein Wölkchen, blau mit rot vermischt,
Und sich damit die Stirne wischt!

2. Wahr ist es, sie hat schlimme Zeit,
Im Sommer gar! Der Weg ist weit,
Und Arbeit findt sie überall:
In Haus und Feld, in Berg und Thal
Drängt alles sich nach ihrem Schein
Und will von ihr gesegnet sein.

3. Manch Blümlein hat sie ausstaffiert,
Mit Farben so scharmant geziert.
Dem Bienchen gab sie seinen Trunk
Und sagt' zu ihm: „Hast auch genung?“
Kam noch ein Käferchen in Eil,
Gewiß bekam es auch sein Teil.

4. Manch Samenhülschen sprengt sie auf
Und holt den Samen draus herauf.

Wie bettelten die Vögelchen,
Wie wetzten sie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett,
Das nicht sein Teil im Kröpfchen hätt.

5. Der Kirsche, die am Baume lacht,
Hat rote Backen sie gemacht.
Und wo im Feld die Ähre schwankt,
Und wo am Pfahl die Rebe rankt,
Gleich kümmert sich die Sonne drum,
Hängt ihnen Laub und Blüten um.

6. Und auf der Bleiche, seht doch an!
Macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt,
Doch hat er nicht „Gotts Lohn!" gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
Sie trocknet hier, sie trocknet dort.

7. Und wirklich wahr: allüberall,
Wo irgend nur die Sens im Thal
Durch Gras und durch die Halme ging,
Da macht sie Heu. Wie geht das flink!
Es will was sagen, meiner Treu!
Am Morgen Gras, am Abend Heu.

8. Drum ist sie jetzt so schrecklich müd
Und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt.
Sieh, wie sie auf dem Berg da sitzt.
„Schlaft alle wohl!" so ruft sie jetzt
Und lächelt noch zuguterletzt.

9. Da ist sie weg! behüt dich Gott!
Der Hahn am Kirchturm, seht, wie rot!
Er guckt ihr noch ins Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein!
Da hat er es: in guter Ruh
Zieht sie den roten Vorhang zu.

10. Ich denk, wir gehen auch ins Neſt.
Wen ſein Gewiſſen ruhig läßt,
Schläft ſicher ein auch ohne Lied:
Die Arbeit macht von ſelber müd.
So manches iſt doch heut vollbracht.
Gott geb uns eine gute Nacht!

Luiſe Henſel.

*44. Schneeluſt.

1. Der Wintermann mit Reif und Eis
Macht alle Blümlein tot
Und wirft umher mit Flocken weiß
Und kneipt die Nas uns rot.

2. Heraus, ihr Kindlein, nah und fern,
Wolln ihm entgegen gehn,
Wir müſſen doch den ſtrengen Herrn
Ein wenig näher ſehn.

3. Heraus, heraus, ihr Kindlein all!
Er ſieht recht munter aus.
Heraus, heraus, mit Sang und Schall!
Das iſt ein luſtger Strauß.

4. Was grüne Flur, was Blumen bunt?
Wir haben Schnee und Eis.
Wie flimmert alles rings und rund
So ſilbern und ſo weiß!

5. Ihr Brüder, auf! herunter friſch!
Fragt nur nicht erſt Papa,
Laßt Bücher gleich und Schreibetiſch:
Der erſte Schnee iſt da.

6. Komm, Schweſterlein, komm flink heraus,
Mag ſchelten die Mama,
Und Pupp und Strickzeug laß zu Haus,
Der erſte Schnee iſt da.

7. Nun luſtig ſchnell den Berg hinab
Durch Schnee und über Eis,
Und werft mit Schnee, und ſchüttelts ab,
Daß es Mama nicht weiß.

8. Ei, Winter, luſtger Wintersmann,
Sie ſagen, du ſeiſt kalt,
Wärſt ganz mit Pelzen angethan
Und grämlich ſehr und alt.

9. Ei, Wintersmann, warum nicht gar,
Ich hab es gleich gedacht,
Sie kennen dich nur ſchlecht, nicht wahr?
Mir haſt dich kund gemacht.

10. Du biſt ein luſtiger Geſell
Und munter wie ein Fiſch,
Haſt Augen himmelblau und hell,
Biſt juſt wie ich ſo friſch.

11. Wir ſind dir gut, wir Kinder hier,
Bringſt tauſend Spaß, du Wicht,
Und ſiehſt du, dafür werf ich dir
Den Schneeball ins Geſicht.

45. Raupenleben.

1. Mir ſchmeckt von allen Bäumen
Kein einzig Blättlein mehr;
Ich möchte ruhn und träumen,
Als ob ich gar nicht wär.

2. Matt ſchlepp ich zu der Höhe
Den kranken Leib hinan,
Und wo ich Halt erſpähe,
Vollend ich meine Bahn.

3. Da web ich mir die Truhe
So heimlich, klar und lind,
Darin ich meine Ruhe
Und Auferſtehung ſind.

4. O Menſch, ein wahrer Spiegel
Iſt dir mein Lebenslauf;
Auch dir erwachſen Flügel
Und tragen dich hinauf.

Wilhelm Hey.

*46. Thu nichts Böſes!

1. Thu nichts Böſes, thu es nicht!
Weißt du, Gottes Angeſicht

Schaut vom Himmel auf die Seinen,
Auf die Großen, auf die Kleinen,
Und die Nacht ist vor ihm Licht.
2. Sind auch Vater, Mutter weit,
Er ist bei dir allezeit;
Daß du ja kein Unrecht übest
Und sein Vaterherz betrübest!
Ach, das wär dir künftig leid!

*47. Würmchen.

Keinem Würmchen thu ein Leid!
Sieh, in seinem schlichten Kleid
Hats doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern,
5. Führt es zu dem Grashalm hin,
Daß es ißt nach seinem Sinn;
Zeigt den Tropfen Tau ihm an,
Daß es satt sich trinken kann;
Gibt ihm Lust und Freudigkeit:
10. Liebes Kind, thu ihm kein Leid!

*48. Die Blumen.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und rot und weiß und blau,
Daß ich meine Lust dran schau?
2. Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst wars doch so hart und kahl,
Blüht nun alles auf einmal.
3. Wer ists, der ihnen alles schafft:
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgentau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

4. Wer iſts, der ſie alle ließ
Duften noch ſo ſchön und ſüß,
Daß die Menſchen, groß und klein,
Sich in ihren Herzen freun?
5. Wer das iſt, und wer das kann
Und nicht müde wird daran?
Das iſt Gott in ſeiner Kraft,
Der die lieben Blumen ſchafft.

*49. Die Jahreszeiten.

1. Frühlingszeit, ſchönſte Zeit,
Die uns Gott der Herr verleiht,
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde,
Läßt die jungen Lämmer ſpringen,
Läßt die lieben Vögel ſingen.
Menſchen, eures Gottes denkt,
Der euch ſo den Frühling ſchenkt!
2. Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt wohl weit und breit;
Aber Gott ſchickt milden Regen,
Schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Ähren,
Brots genug, uns all zu nähren.
Menſchen, merkt es, Gott iſt gut,
Daß er ſo am Sommer thut!
3. Herbſteszeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgeſtreut,
Daß ſich alle Bäume neigen
Von den fruchtbeladnen Zweigen;
Schaut nun her mit Vaterblicken,
Wie ſich alle dran erquicken.
Menſchen, nehmt die Gaben gern,
Aber ehret auch den Herrn!

4. Winterzeit, kalte Zeit!
Aber Gott ſchenkt warmes Kleid:
Dichten Schnee der kahlen Erde,
Warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelſcharen,
Daß ſie keine Not erfahren,
Menſchen, Haus und Herd auch euch.
Lobt ihn, der ſo gnadenreich!

*50. Neujahr.

1. Ein neues Jahr hat angefangen,
Der liebe Gott hats uns geſchenkt,
Viel hundert Jahr ſind hingegangen,
Seit er an ſeine Menſchen denkt,
Und hört nicht auf, für uns zu ſorgen,
Und wird nicht müde, was er thut,
Und weckt und ſtärkt uns alle Morgen
Und gibt ſo viel und iſt ſo gut.

2. Und ſieht auch heut vom Himmel nieder
Auf mich und jedes kleine Kind
Und hilft auch dieſes Jahr uns wieder,
So lang wir gut und folgſam ſind.
Du, lieber Gott, kannſt alles machen,
Willſt du mich machen treu und gut,
Willſt du mich dieſes Jahr bewachen,
Daß nie dein Kind was Böſes thut?

Auguſt Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

*51. Bald iſt der Frühling da!

1. Tra ri ra!
Bald iſt der Frühling da!
Bald werden grün die Felder,
Die Wieſen und die Wälder.
Tra ri ra!
Bald iſt der Frühling da!

2. Tra ri re!
Schon schmilzet Eis und Schnee!
Die Quellen rauschen wieder
Von allen Bergen nieder.
Tra ri re!
Schon schmilzet Eis und Schnee!

3. Tra ri ro!
Jetzt sind wir wieder froh!
Ja, Trost für lange Plage
Verleihn die längern Tage.
Tra ri ro!
Jetzt sind wir wieder froh!

4. Tra ri ru!
Du lieber Frühling du,
Laß uns nicht länger warten!
Komm bald in Feld und Garten!
Tra ri ru!
Du lieber Frühling du!

*52. Dann ist der Frühling da!

1. Wenn die Lerch empor sich schwingt,
Durch die blauen Lüfte singt
Und der Kibitz, um sein Nest
Kreisend, sich vernehmen läßt
Und das Ackermännchen schnell
Hüpft umher am Wiesenquell —
Dann, dann ist der Frühling da,
Freud und Leben fern und nah!

2. Wenn das Veilchen freundlich blickt,
Seinen Morgengruß uns nickt,
Wenn der Himmelschlüssel sprießt,
Seinen goldnen Kelch erschließt
Und Schneeglöckchen bim-bam-bom
Läuten: Frühling, komm, komm, komm!
Dann, dann ist der Frühling da,
Freud und Leben fern und nah!

3. Wenn das Auge alles sieht
Und das Ohr hört jedes Lied;
Wenn das Herz, von Lust bewegt,
Frei sich fühlt und voller schlägt
Und vergißt mit einem Mal
All des Winters Leid und Qual —
Dann, dann ist der Frühling da,
Freud und Leben fern und nah!

*53. Mein Lämmchen.

1. Ich hab ein Lämmchen, weiß wie Schnee,
Das geht auf grüner Weide,
Das ist so fromm, das ist so gut,
Thut keinem was zu leide
2. Und suchet sich die Blümchen aus,
Die gelben und die weißen,
Den Quendel und den Thymian,
Und wie die Kräuter heißen.
3. Und wenns genug gefressen hat
Und will nicht weiter grasen,
So lagerts sich am Erlenstrauch
Wohl auf dem kühlen Rasen.
4. Und wenn der Hirt nach Hause treibt,
Kommt auch mein Lämmchen wieder,
Dann hüpft es in den Stall hinein
Und blökt und legt sich nieder.
5. Dem Lämmchen bin ich gar zu gut,
Dem Lämmchen auf der Weide,
Und wer ihm was zu leide thut,
Thut mir auch was zu leide.

*54. Der Laubfrosch.

1. Der Laubfrosch, der Laubfrosch
In seinem grünen Rock,
Er sitzt im Schutz der Blätter
Und kündet andres Wetter
Herab vom Rosenstock.
2. O Laubfrosch, o Laubfrosch,
Gleich fangen wir dich ein,
Um dich ins Glas zu setzen,
Da kannst du weiter schwätzen
Und Wetter prophezein! —
3. Der Laubfrosch, der Laubfrosch
Bekommt ein gläsern Haus
Und eine hübsche Leiter,
Was will er da noch weiter?
Und Fliegen sind sein Schmaus.
4. Der Laubfrosch, der Laubfrosch,
Was soll ihm Haus und Schmaus?
Er fühlt sich doch nicht heiter,
Sitzt still auf seiner Leiter
Und möchte gern hinaus.

5. O Laubfrosch, o Laubfrosch,
Bald kehrest du zurück:
Der Frühling soll dir geben
Dein freies, frohes Leben,
Denn Freiheit nur ist Glück.

*55. Libellentanz.

1. Wir Libellen
Hüpfen in die Kreuz und Quer,
Auf den Quellen
Und den Bächen hin und her.
2. Schwirrend schweben
Wir dahin im Sonnenglanz:
Unser Leben
Ist ein einzger Reigentanz.
3. Wir ernähren
Uns am Strahl des Sonnenlichts
Und begehren,
Wünschen, hoffen weiter nichts.
4. Mit dem Morgen
Traten wir ins Leben ein;
Ohne Sorgen
Schlafen wir am Abend ein.
5. Heute flirren
Wir in Freud und Sonnenglanz;
Morgen schwirren
Andre hier im Reigentanz.

*56. Des Vögleins Dank.

1. Hört ich nicht ein Vöglein singen?
Ja, es sang zum letzten Mal,
Wollte seinen Dank nur bringen
Für den letzten Sonnenstrahl.
2. Aber keine Blätter rauschten,
Bäum und Sträuche waren kahl;
Keine lieben Blumen lauschten,
Denn sie starben allzumal.
3. Doch das Vöglein wollte singen,
Eh es schied aus unserm Thal,
Wollte seinen Dank nur bringen
Für den letzten Sonnenstrahl.

*57. Sommer und Winter.

S. So komm doch heraus ins Freie zu mir!
So komm doch, o Winter! ich tanze mit dir.

W. Ich mag nicht tanzen, ich geh nicht hinaus,
Viel lieber iſt mir am Ofen zu Haus.
S. O, ſieh doch, wie alles hüpfet und ſpringt!
O, hör doch, wie draußen die Nachtigall ſingt!
W. Laß ſpringen und ſingen nur immerzu —
Ich lieg im Bett und pflege der Ruh.
S. So jag ich dich fort von Hof und Haus
Und treibe dich weit in die Welt hinaus.
W. Und bin ich dann ein vertriebener Mann,
So ſteig ich die Alpen da droben hinan.
S. Auch droben, da wirſt du nicht ſicher ſein:
Ich ſchicke dir nach den Sonnenſchein.
W. Und willſt du nicht Frieden halten mit mir,
So komm ich gar zeitig hinab zu dir.
S. Und kommſt du, ſo nehm ich zum Aufenthalt
Die Laubern und Blumen im grünen Wald.
W. So komm ich mit Reif und mit Schnee und mit Eis
Und mache den grünen Wald dir weiß.
S. So kriech ich mit meinen Blümelein
Tief unter das Gras in die Erde hinein.
W. So deck ich mit weißen Laken dich zu,
Dann hab ich vor dir doch endlich Ruh.
S. Dann ruf ich die Sonne mit ihrem Schein,
Die jagt dich dann fort in die Welt hinein.
W. Und jagt ſie mich fort, was mach ich mir draus?
Sie jagt mich doch nie aus der Welt hinaus.

So necken ſich Winter und Sommer fürwahr,
So necken ſie ſich doch jegliches Jahr
Und necken ſich fort bis in Ewigkeit,
Denn ewig iſt Winter- und Sommerzeit.

58. Sonntag.

1. Der Sonntag ist gekommen,
Ein Sträußchen auf dem Hut;
Sein Aug ist mild und heiter,
Er meints mit allen gut.

2. Er steiget auf die Berge,
Er wandelt durch das Thal,
Er ladet zum Gebete
Die Menschen allzumal.

3. Und wie in schönen Kleidern
Nun pranget jung und alt,
Hat er für sie geschmücket
Die Flur und auch den Wald.

4. Und wie er allen Freude
Und Frieden bringt und Ruh,
So ruf auch du nun jedem
„Gott grüß dich!“ freundlich zu.

59. Kaiser Wilhelm.

1. Wer ist der greise Siegesheld,
Der uns zu Schutz und Wehr
Fürs Vaterland zog in das Feld
Mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
Den schönsten Dank empfing,
Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
Und heim als Kaiser ging?
Du edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ists!

2. Wer hat für dich in blutger Schlacht
Besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
Dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
Dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
Der ganzen Welt zu Trutz?
Du edles Deutschland, freue dich,
Dein König, hoch und ritterlich,
Dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ists!

Hermann Kletke.

*60. So ſoll es ſein.

Ein Kinderherz ſoll ſein
Wie die Lilie ſo rein,
Wie der Tau ſo klar,
Wie der Spiegel ſo wahr,
Wie der Quell ſo friſch,
Wie die Vöglein im Gebüſch —
Als flög es mit den Engeln gleich
Zu Gottes Thron ins Himmelreich.

*61. Was ich möchte.

1. Ich möchte wohl ein Bäumchen ſein
Frühmorgens in der Sonne Schein,
Und voller Blüten möcht ich ſtehn
Und Wohlgerüche um mich wehn.

2. Ich möchte wohl das Blümchen ſein
Am Bache dort mit blauem Schein;
Sein freundlich Blumenauge ſpricht:
„O, lieber Gott, vergiß mein nicht!“

3. Ich möchte wohl das Bächlein ſein,
Das fröhlich über Stock und Stein
Mit ſilberhellem Waſſer ſpringt,
Bis es zur grünen Wieſe dringt.

4. Ich möchte wohl ein Vöglein ſein
Mit heller Stimme friſch und rein
Und mit zwei Flügeln angethan,
Daß ich zum Himmel fliegen kann.

5. Die Lerche, ja, die wär ich gern,
Da flög ich auf zum Morgenſtern
Und pries und lobte Gott den Herrn —
Ja, eine Lerche wär ich gern!

*62. Der Blumenball.

1. Die Blumen im Wiesengrund sprachen:
„Wir wollen tanzen einmal,
Die Freude wolln wir uns machen
In unserm Wiesensaal!“
Das Bächlein sagt: „Ja, Schritt für Schritt,
Da tanz und hüpf ich auch noch mit;
Ich will die Blümelein haschen,
Die sich die Füßchen waschen.“

2. Die Vögel riefen: „Wir singen,
Wie tanzen ihr eben wollt,
Daß hoch im Takte ihr springen
Die ganze Nacht durch sollt.“
Der Mond drauf sprach: „Das möcht ich sehn,
Am Himmel oben will ich stehn,
Will meine Lichter anzünden,
Daß ihr zurecht könnt finden.“

3. Da liefen sie ganz behende,
Die Blumen, alle herbei,
Einander reichend die Hände,
Stellten sie sich in Reih.
Jed Vöglein sang und das nicht schlecht,
Jed Blümlein sprang im Takt schon recht;
Das Bächlein hüpfte so munter,
Der Mond sah auch herunter.

4. Da tanzten sie schön manierlich,
Die Blumen, die ganze Nacht,
Sie faßten, schwangen sich zierlich
Im Mondschein recht in Pracht!
Die Blümlein alle, groß und klein,
Hinauf, herab, entlang am Rain,
Sie konntens müde nicht werden,
Bis jedes sank zur Erden.

5. Am andern Morgen, da hingen
Sie ganz verſchlafen und ſchwer;
Sie ſagten: „Vor allen Dingen,
Wir tanzen nun nicht mehr!“
Die eine klagt: „Ich bin ſo müd!“
Die andre: „Und ich rühr kein Glied;
Wir hätten es ſollen laſſen,
Ein jedes Ding mit Maßen!“

63. Das Glöcklein.

1. In jedem Menſchenherzen hängt
Ein Glöcklein wunderbar,
Und ob man gar nicht ſein gedenkt,
Es klingt von ſelber gar.
Gott hing in dir das Glöcklein auf,
Du liebes Kind, o, merke drauf!

2. So manche Stunde, manchen Tag
Das Glöcklein rührt ſich nicht,
Doch hörſt du ſeinen leiſen Schlag,
Acht wohl, was es dir ſpricht;
Hör auf, mein Kind, und lauſch ihm ſtill,
Weil dich das Glöcklein warnen will!

3. Und hörſt dus nicht, ein trotzig Kind,
Und haſt dus doch gethan,
Dann hebts, wie raſch bewegt vom Wind,
In dir zu ſchlagen an
Und ſchlägt Tag über, Tag und Nacht
So ernſt und ſtreng, nicht lind und ſacht. —

4. Doch klingt es je mit frohem Schall,
Da wird das Herz ſo weit,
Und um dich her und überall
Iſt Himmelsſeligkeit.
Mein Kind, dann, wiſſe, freuet ſich
Dein guter Engel über dich.

Albert Knapp.

64. Die Einladung.

1. Ein frommer Landmann in der Kirche saß;
Den Text der Pfarrer aus Johanne las,
Am Ostermontag, wie der Heiland rief
Vom Ufer: „Kindlein, habt ihr nichts zu essen?“ —
Das drang dem Landmann in die Seele tief,
Daß er in stiller Wehmut dagesessen.

2. Drauf betet er: „Mein liebster Jesu Christ!
So frageſt du? O, wenn du hungrig bist,
So sei am nächsten Sonntag doch mein Gast,
Und halt an meinem armen Tische Rast!
Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann,
Der nicht viel Gutes dir bereiten kann;

3. Doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb,
Nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb.“ —
Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort
An jedem Tag, die ganze Woche fort.
Am Samstag Morgen läßts ihn nimmer ruhn:
„Frau,“ hebt er an, „nimm aus dein bestes Huhn!

4. Bereit es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell in die Stub auch einen schönen Strauß!
Denn wisse, daß du einen hohen Gast
Auf morgen Mittag zu bewirten hast!
Putz unsre Kinderlein, mach alles rein! —
Der werte Gast will wohl empfangen sein.“

5. Da springen alle Kinderlein heran:
„O, Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?“
Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir,
Gar einen Herren ludeſt du zu dir?“
Der Vater aber lächelt, sagt es nicht —
Und Freude glänzt in seinem Angesicht.

6. Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall,

Zum lieben Gotteshause ziehn sie all,
Und immer seufzt der Vater innerlich:
„O, liebster Jesu, komm, besuche mich!
Du hast gehungert; — ach, so möcht ich gern
Dich einmal speisen, meinen guten Herrn!“

7. Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht,
Die Mutter bald am Herde wieder steht.
Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett;
Sie deckt den Tisch, bereitet alles nett,
Trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag:
Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

8. Es schlägt auf Eins, da wirds ihr endlich bang.
„Sprich, lieber Mann, wo weilt dein Gast so lang?
Die Suppe siedet ein, die Kinder stehn
So hungrig da — und noch ist nichts zu sehn,
Wie heißet denn der Herr? ich glaube fast,
Daß du vergeblich ihn geladen hast.“

9. Der Vater aber winkt den Kinderlein:
„Seid nur getrost! er kommt nun bald herein.“
Drauf wendet er zum Himmel das Gesicht
Und faltet zum Gebet die Hände, spricht:
„Herr Jesu Christe, komm, sei unser Gast,
Und segne uns, was du bescheret hast!“

10. Da klopft es an der Thüre; seht, ein Greis
Blickt matt herein, die Locken silberweiß:
„Gesegn euchs Gott! erbarmt euch meiner Not!
Um Christi willen nur ein Stücklein Brot!
Schon lange bin ich hungrig umgeirrt:
Vielleicht, daß mir bei euch ein Bissen wird.“

11. Da eilt der Vater: „Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht.
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät!“ —
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan.

12. Und: „Mutter, ſieh doch! ſeht, ihr Kinderlein!
Den Heiland lud ich vor acht Tagen ein.
Ich wußt es wohl, daß, wenn man Jeſum lädt,
Er einem nicht am Haus vorüber geht.
O, Kinder, ſeht! in dieſem Ärmſten iſt
Heut unſer Gaſt der Heiland Jeſus Chriſt.“

Auguſt Kopiſch.

*65. Die Roggenmuhme.

Laß ſtehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt ſie nieder,
Bald guckt ſie wieder:
Sie wird die Kindlein fangen,
Die nach den Blumen langen!

*66. Die Zwerge auf dem Baum.

1. Sonſt wimmelte das Haslithal
Von niedlichen Zwerglein überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald
Und trugen uns Holz ein, wurd es kalt.
Sagt an, ihr Leute, was iſt geſchehn?
Es läßt ſich keiner mehr da ſehn!

2. Was iſt geſchehn? — Ein böſer Streich.
Sie wurden verlacht, da flohn ſie gleich.
Sie huſchten ſo gern auf den Ahornbaum
Und träumten da nickend den Mittagtraum:
Da ſägt ein Schelm den Aſt entzwei,
Wo ſie neulich geſeſſen in einer Reih.

3. Und nun, den andern Mittag drauf,
Huſcht wieder das Zwergleinvolk hinauf:
Sie hatten ſo fleißig gemäht das Gras,
Es war jedwedem ſein Stirnlein naß.
Und wie ſie ſich trocknen, ſo bricht der Aſt,
Zerſägt, wie er war, von der vielen Laſt.
4. Sie purzeln herunter, und alles lacht.
Da haben ſie ſich davon gemacht.
„O Himmel, wie biſt du hoch überall,
Wie groß iſt die Untreu im Haslithal!“
So riefen ſie aus und ſchrieen ſehr:
„Einmal hierher und nimmermehr!“

*67. Des kleinen Volkes Überfahrt.

1. „Steh auf, ſteh auf! es pocht ans Haus!“ —
„Tipp, tipp!“ — „Wer mag das ſein?“
Der alte Fährmann geht hinaus.
„Tipp, tipp!“ — „Wer mag das ſein?“
Nichts ſieht er — halb nur ſcheint der Mond:
Die Sache deucht ihm ungewohnt.
Da flüſtert es fein:
„O, Fährmann mein,
Wir ſind ein winzig Völkelein
Und haben Weib und Kindelein.
Fahr über uns, die Müh iſt klein,
Und jedes zahlt ſein Hellerlein.
Es lärmt zu ſehr im Lande,
Wir wollen zum andern Strande.
2. Unheimlich wirds an dieſem Ort,
Es gellt hier zu viel Hammerſchlag
Und ſchießt und trommelt fort und fort,
Die Glocken läuten Tag für Tag!“ —
Der Fährmann ſteigt in ſeinen Kahn:
„Ich will euch fahren; kommt heran!

Werft ohne Betrug
Das Geld in den Krug!“ —
O, welchen Lärm vernahm er da,
Obwohl er nichts am Ufer ſah:
Er wußte nicht, wie ihm geſchah,
Es klang wie fern und war doch nah:
Zehntauſend kleine Stimmchen,
Viel feiner als die Immchen.

3. Der Schiffer ruft dem Knechte ſein;
Er kommt. Die kleinen Weſen ſchrein:
„Zertritt uns nicht, wir ſind ſo klein!“ —
Da mußt er wohl behutſam ſein.
Tück, tück! fiels in den Krug hinab,
Wie jeder ſeinen Heller gab,
Pirr! trippelts heran
Und ſtapft zum Kahn
Und ächzt wie mit Kiſten und Kaſten ſchwer,
Rückt, drückt und ſchiebt ſich hin und her,
Es drängt und zwängt ſich immer mehr:
„Fahr ab, der Kahn will ſinken!
Fort! eh wir all ertrinken!“

4. Der Schiffer ſtößt vom Ufer los;
Und als er jetzo drüben war,
Geht an das Schiff mit leichtem Stoß.
„Au!“ ſchrie die ganze kleine Schar.
In Ohnmacht fiel da manche Frau,
Das hörte man am Ton genau.
Nun dappelts hinaus
Mit Katz und Maus,
Mit Kind und Kegel und Stuhl und Tiſch,
Mit Kiſten und Kaſten und Flederwiſch.
Es war ein Lärmen und ein Gemiſch
Von Ruf und Zank und Stillgeziſch!
Nichts ſieht man; doch am Schalle
Hört man: hinaus ſind alle. —

5. Nach holt er wieder neue Schar;
Die lärmt hinaus; er fährt zurück.
Als dreißigmal gefahren war,
Läßt nach im Krug das tück, tück, tück.
Er fährt den letzten Teil zum Strand,
Der Mond geht unter am Himmelrand.
Doch dunkelt es nicht:
Was glänzt so licht?
Am Strand gehn tausend Lichter klein,
Wie von Johanniswürmelein. . .
Da rafft der Knecht vom Uferrain
Erdboden in den Hut hinein,
Setzt auf und kann nun schauen
Die Männlein und die Frauen.

6. O, welche Wunder er nun sah:
Der ganze Strand war all bedeckt;
Sie liefen mit Laternchen da,
Von Gras und Blumen oft versteckt,
Und trugen Kindlein wunderhold
Und Edelstein und rotes Gold.
„Hei!" denket der Knecht,
„Das kommt mir recht!"
Und langt begierig aus dem Kahn
Am Uferrande weit hinan....
Da merket ihn ein kleiner Mann,
Der fängt ein Zeterschreien an. —
Puh, puh! sind aus die Lichte,
Verschwunden alle Wichte!

7. Drauf flog es her wie Erbsen klein;
Es mochten kleine Steinchen sein.
Die warfen sie mit großer Pein
Und ächzten mühsam hinterdrein! —
„Es sprühet immer mehr wie toll!
Fort, fort von hier, der Kahn wird voll!"
Sie wenden geschwind

Herum wie der Wind
Und ſtoßen eilig ab vom Land
Und fahren in Angſt ſich feſt im Sand,
Bald rechter Hand, bald linker Hand,
Und immer ruft es nach vom Strand:
„Das Fliehn war euer Glücke,
Sonſt kamt ihr nicht zurücke!“ —

68. Wie Ralf dem Rieſen half.

Hört, wie der kleine Knirps, der Ralf,
Faſolt, dem großen Rieſen, half.
Er ſprach: „Ihr werdet ſchwach und alt,
Plag thut nicht gut, Ihr zittert bald.
Herr Faſolt, laßt Euch raten recht.
Und nehmt mich an zu Eurem Knecht.
Zwar bin ich kurz und dick und klein;
Doch kann nicht jeder ein Rieſe ſein.
Krieg ich mein gutes Deputat,
So ſchaff und helf ich früh und ſpat,
Bald mit der That, bald mit dem Rat. —
Der Rieſe ſprach: „Ich wills probieren;
Erſt iß, und thu dich nicht genieren!“
Wie ſchmauſte da der kleine Ralf;
Den Rieſen freuts, wie er ihm half.
„Nun aber komm hinaus zum Wald,
Wir brauchen Holz, es wird ſchon kalt.“
Sie gehn. — „Wo haſt du denn das Beil?“ —
Ralf ſprach: „Vergeſſen in der Eil;
Doch macht Euch keine Sorge drum,
Man kriegt den Baum auch ſo ſchon um:
Packt ihn nur recht beim Wipfel an,
Und wiegt; ich helf hier unten dann,
Weil ich ſo hoch nicht langen kann.
Wiegt zu, wiegt zu! er weichet ſchon!
Da liegt er, blautz!“ — Ralf ſpringt davon,

Der Rieſe wiſcht ſich ab den Schweiß. —
Ralf ſprach: „Nicht wahr, es wird uns heiß,
Drum wechſeln wir nun, lieber Mann:
Weil ich nun oben langen kann,
Pack du den Baum nun unten an!“
Der Rieſe ſprach: „Hier hakt er noch!“ —
„Zieh nur die Wurzel aus dem Loch,
Zieh zu, und bleibe guten Muts,
Zieh zu, zieh zu!“ — Der Rieſe thuts:
„Nun iſt er raus, nun wechsle du!“ —
„Nein,“ ſprach da Ralf, „bleib dort in Ruh!
Ich pack ihn ſchon, trag du nur zu!“ —
Der Rieſe nimmt nun auf den Baum,
Ralf hilft ihm nicht einmal im Traum,
Er ruckt und raſchelt nur zum Schein
Und läßt dem Rieſen alle Pein.
Er läßt ihn ziehen mit der Laſt,
Setzt ſich noch gar auf einen Aſt
Und läßt ſich tragen ohne Not,
Verzehrt dazu ein Butterbrot
Und ruft: „Nur zu, nicht zu gemach!
Ich ſpute mich, ich komm ſchon nach!“
Der Rieſe ſieht ſich auch nicht um
Und trägt ihn immer mit, wie dumm!
Lobt ihn und ſpricht: „So iſt es recht.
Es richt ſich nach dem Herrn der Knecht.
Sollt ich ſo klein die Schritte machen
Wie du, ſo würden alle lachen“
Ralf ſprach: „Die Arbeit macht doch munter“
Und ſang und pfiff ein wenig drunter.
Als man ſie ſah ſo ziehen beide,
Da hatten alle Leute Freude:
Man fand es allerliebſt, wie Ralf,
Der Knirps, dem großen Rieſen half.

69. Kaſpars Löffel.

1. Wer Zwergen etwas nimmt, der ſeh ſich vor!
Bei Gniſſau kamen ſie gar oft vors Thor
Beim Pflügen, wenn das Wetter recht nach Sinn,
Und ſtellten dicht am Rain die Tafel hin,
Topf, Napf, Schüſſel, Löffel.

2. Und aßen da verwunderlicher Weis
Von einer ganz abſonderlichen Speis:
Die war zerſtückt, geſüßt, geſpickt, gepocht
Und dann mit neunerlei Gewürz gekocht;
Man aß ſie mit Löffeln.

3. Einſt ſchlich der Müller an denſelben Ort
Und nahm von ſolchen Löffeln einen fort.
Da kam zum Schulzen gleich ein Zwerg gerannt,
Sprach: „Kaſpar heiß ich, das ſei dir bekannt:
Ich will meinen Löffel!“

4. Der Schulze ſagte: „Freund, den weiß ich nicht.“
Das Zwerglein wieder: „Freund, ſo hilft mirs nicht!
Du biſt hier Obrigkeit, drum ſchaff den Dieb,
Und gib dir Müh, es ſei dir leid nun oder lieb:
Schaff mir meinen Löffel!“

5. Der Schulze ſprach: „Will ſehn, ob ich ihn find.“ —
Da ging der Zwerg, kam wieder dann geſchwind
Und ſprach: „Mein Name ſteht darauf ganz fein:
Kaſpar, und Kaſpars Löffel muß es ſein.
Schaff mir meinen Löffel!“

6. Der Schulze ſprach: „Will ſehen, wo und wie.“
Da ging der Zwerg; der Schulze gab ſich Müh
Und ſpürte da und dort und trafs doch nicht.
Am Morgen fand ſich wieder ein der Wicht:
„Ich will meinen Löffel!“

7. Der Schulze ſuchte wiederum von Haus zu Haus;
Er kriegt den Dieb jedennoch nicht heraus.

Denn weil die Müller ehrlich sind — so kommt
Auf den kein Mensch. Allein der Kleine kommt:
„Schulz, schaff den Löffel!“

8. Der Schulze weiß am End sich nicht mehr Rat,
Der Kleine läßt nicht Ruh, nicht früh, nicht spat:
Der arme Schulz — wenn seine Frau er küßt,
So zupft das Zwerglein ihn und ruft: „Pst, pst!
Schaff mir meinen Löffel!“

9. Da sprach der Schulz am End: „Laß mich in Ruh,
Und seht nach eurem Löffel selber zu.“
„Gut!“ sagt der Zwerg und ruft die Zwerge all,
Und alle suchen nun mit großem Schall,
All, all nach dem Löffel.

10. Von einem Haus ins andre zieht das Heer,
Es tobt, als wenns der wilde Jäger wär.
Durch Flur und Küch und Keller hört man schrein:
„Den Löffel! Kaspars Löffel muß es sein!
Dieb, Dieb, schaff den Löffel.“

11. Die Zwerge werden aller Häuser Pein,
Sie dringen überall gleich Mäusen ein;
Was hilft es, wenn die Bauern Zeter schrein?
Die Zwerge rufen immer: „Recht muß sein!
Dieb, Dieb, schaff den Löffel!“

12. Er findt sich nicht, der Bauern Not wird groß;
Ein Bauer schlägt gar auf die Zwerge los,
Allein sie haben Nebelkappen an
Und rufen, während er nicht treffen kann:
„Dieb, Dieb, schaff den Löffel!“

13. „Ich hab ihn nicht.“ — „Wir kehren um das Haus.“ —
„So kehrt es um, er fällt doch nicht heraus!“
Da kommt des kleinen Volks erst viel herbei,
Man hört bis zu der Mühle das Geschrei:
„Dieb, Dieb, schaff den Löffel!“

14. Der Müller denkt: „Man sucht am End auch hier;
Darum behalt ich diesen Löffel nicht bei mir!“

Er geht und will verſcharren ihn am Sand,
Als plötzlich Ehrenkaſpar vor ihm ſtand:
„Gib her den Löffel!“

15. Vor Schreck entfiel der Löffel da dem Mann,
Doch Kaſpar rief ſein ganzes Volk heran
Und rief: „Ich hab den Dieb, ich hab den Dieb,
Der iſt mir lieb, der kriegt nun manchen Hieb;
Flink her mit den Löffeln!“

16. Da kam das ganze kleine Volk herbei
Und ſchlug mit Löffeln ihn beinah zu Brei.
Der Müller rief da öfters: „Mit Verlaub!“ —
Allein man klopft ihm aus den Müllerſtaub.
Da, ſtiehl wieder Löffel!

70. Die Jungfrau am Drachenfels.

1. „In Kränze winden wir dich ein,
Des Drachen Opfer mußt du ſein!
2. Um dich liegt mancher Kämpe tot,
Von Zwietracht ſind viel Blumen rot!
3. Du Chriſtenjungfrau biſt zu ſchön;
Drum mußt am Drachenfels du ſtehn!“
4. Der Drach aus ſeiner Höhle kam:
Ein Kreuzlein von der Bruſt ſie nahm.
5. Der Drache ſahs, da floh er fort
Und fiel zum tiefſten Höllenort. —
6. „Ihr Heiden, kommt nun, Weib und Mann,
Und betet den Erlöſer an!“
7. Da bogen alle ihre Knie:
Die ſchöne Jungfrau taufte ſie.

71. Friedrichs des Zweiten Kutſcher.

1. Des alten Fritz Leibkutſcher ſoll aus Stein
Zu Potsdam auf dem Stall zu ſehen ſein —
Da fährt er ſo einher,
Als ob er lebend wär:

Aller Kutscher Muster, treu und fest und grob,
Pfund genannt, umschmeißen konnt er nicht: das war sein Lob!
2. Mordwege fuhr er ohne Furcht, sein Mut
Hielt aus in Schnee, Nacht, Sturm und Wasserflut.
Ihm war das einerlei,
Er fand gar nichts dabei.
In dem Schnurrbart fest und steif blieb sein Gesicht,
Und man sah darauf kein schlimmes Wetter niemals nicht.
3. Doch rührte man an seinen Kutscherstolz,
War jedes Wort von ihm ein Kloben Holz;
Woher es auch geschah,
Daß er es einst versah
Und dem alten Fritz etwas zu gröblich kam,
Weffenhalb derselbe eine starke Prise nahm
4. Und sprach: „Ein grober Knüppel, wie Er ist,
Der fährt fortan mit Eseln Knüppel oder Mist!"
Und so geschahs. Ein Jahr
Bereits verflossen war,
Als der Pfund einst Knüppel fuhr und gutes Muts
Ihm begegnete der alte Fritz; der frug: „Wie thuts?"
5. „I nu, wenn ich nur fahre," sagte Pfund,
Indem er fest auf seinem Fahrzeug stund,
„So ist mirs einerlei
Und weiter nichts dabei,
Obs mit Pferden oder obs mit Eseln geht,
Fahr ich Knüppel oder fahr ich Euer Majestät."
6. Da nahm der alte Fritz Tabak gemach
Und sah den groben Pfund sich an und sprach:
„Hüm, findt Er nichts dabei
Und ist Ihm einerlei,
Ob es Pferd, ob Esel, Knüppel oder ich;
Lad Er ab, und spann Er um, und fahr Er wieder mich!"

Rudolf Löwenſtein.

*72. Reinheit.

1. Auf dem Dach die Flügelein
Putzt ſich ſchmuck die Taube,
Kätzchen leckt die Pfötchen fein,
Wäſcht ſich rein vom Staube.

2. Schwalb und Kräh und Ent und Gans
Baden ihr Gefieder,
Wonnig in der Wellen Glanz
Taucht das Roß die Glieder.

3. Was da lebt in Flur und Au,
Kennt der Reinheit Segen;
Blümlein badet ſich im Tau
Und der Baum im Regen.

4. Überall her tönt der Ruf:
„Ohne Fleck und Fehle!“
Kindlein, bleib, wie Gott dich ſchuf,
Rein an Leib und Seele! —

*73. Von den Engeln.

1. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie ſchön die guten Engel ſind:
Sie ſind ſo hell von Angeſicht,
Als Erd und Himmel im Frühlingslicht,
Sie haben Augen gar blau und klar
Und ewige Blumen im goldigen Haar,
Und ihre raſchen Flügelein,
Die ſind von ſilbernem Mondenſchein.
Bei Tag und Nacht
Schweben die Engel in ſolcher Pracht.

2. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wie die Englein fliegen leis und lind:
So leis, als der Schnee vom Himmel fällt,
So leis, als der Mond zieht über die Welt,
So leis, als der Keim aus der Erde ſprießt,
So leis, als der Duft durch die Lüfte fließt,
So leis, als vom Baume weht das Blatt,
So leis, als das Licht über Land und Stadt —
So leis und lind
Fliegen die Englein, mein liebes Kind.

3. Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind,
Wozu die guten Engel sind:
Wo ein Armer betet in seiner Not,
Da bringen sie in das Haus ihm Brot,
Wo beim kranken Kinde die Mutter wacht,
Da nehmen das Kindlein sie in acht,
Und wo in Gefahren jemand schwebt,
Wo Hilf- und Wehruf sich erhebt,
Dahin geschwind
Gehen die Englein, mein liebes Kind.

4. Nun merk dir zum Schluß, mein liebes Kind,
Wo der lieben Englein Wohnungen sind:
Wo Friede waltet in Haus und Gemach,
Da wohnt ein Engel mit unter dem Dach.
Wo Lieb und Treue walten rein,
Zieht ungesehn ein Engel ein!
Und thust du redlich deine Pflicht
Und hörst, was dein Gewissen spricht —
Dir unbewußt
Dann wohnt ein Engel in deiner Brust.

*74. Wie die Jungfer Köchin in Dienst genommen wird.

1. „Jungfer Köchin, kann Sie kochen?
Will Sie mal examinieren." —
„Ja, ich kanns und zwar mit Feuer,
Dürfens dreist mit mir probieren!"

2. „Nun, was kocht Sie mir zum Frühstück
Und zum Mittag für mein Püppchen?" —
„Morgens Milchkaffee und mittags
Süßes Schokoladensüppchen."

3. Und wie braut Sie denn den Kaffee,
Daß ihn loben alle Gäste?" —
„Nehm zum Kaffee warmes Wasser,
Milch und Zucker thun das Beste."

4. „Doch wie macht das Mittagsränkchen
Sie für mich und meine Lieben?“ —
„Thu in Milch viel Zucker und viel
Schokolade, fein gerieben.“

5. „Und wie macht Sie, Jungfer Köchin,
Einen guten Sonntagsbraten?“ —
„Das versteh ich aus dem Grunde
Und ist stets mir gut geraten.“

6. „Aber wie? weiß in der Küche
Sie zu führen Spieß und Messer?“ —
„Ungern mach ich heißen Braten,
Kalter Braten schmeckt viel besser.“

7. „Und wie wird der zubereitet?
Möcht ihn wohl einmal versuchen!“ —
„Apfelscheiben, dünn geschnitten,
Zucker, Zimt und Pfefferkuchen.“

8. „Und wie macht Sie eine Mehlspeis?
Wirds doch wissen, wie ich hoffe.“ —
„Zu ner guten Mehlspeis nimmt man
Ganz genau dieselben Stoffe.“

9. „Gut! so will in meinem Dienste
Ichs einmal mit Ihr probieren.“ —
„Dank schön, und Sie sollen prächtig
Durch mich schne — schnu — schnabulieren.“

*75. Rätsel.

1.

Es baut in schattigen Zweigen sein Nest,
Es hüpfet und schlüpft durch der Bäume Geäst,
Es schwingt sich von Gipfel zu Gipfel geschwind
Und ist doch kein Vogel — was ists, mein Kind?

2.

Ich kenn ein sonderbares Haus,
Von außen und innen blank und rein,

Der Herr des Hauſes geht nie hinaus,
Auch geht er nur allein hinein.
Es hat nicht Fenſter noch Bodengelaß,
Nicht Treppe, Keller, Stube und Flur,
Es hat ein einziges Thürchen nur,
Es trotzet der Sonn und der Fluten Naß,
Hat keinen Grund und ſteht doch feſt,
Es ſtehet feſt und läuft doch weg.
Doch wie man es auch laufen läßt —
Es kommt ſtets langſam nur vom Fleck.

3.

Wie heißt die größte Straße der Welt?
Iſt von viel tauſend Lichtern erhellt;
Kann niemand doch die Häuſer ſehn,
Die in der großen Straße ſtehn,
Weiß keiner doch, wie breit ſie iſt,
Iſt niemand, der ihre Läng ermißt.
Sie zieht ſich weithin von Ort zu Ort
Hoch über unſern Köpfen fort.

*76. Der Fuchs und die Hühner.

1. Der Fuchs, der iſt ein Böſewicht,
Er wagt ſich nicht ans Tageslicht,
Und wenn ſie ſchlafen in der Nacht,
Dann ſchleicht er zu den Hühnern ſacht
Und ſpricht: „Ach, habt Erbarmen,
Und nehmet auf mich Armen!
Es iſt ſchon ſpät, die Nacht iſt kalt,
Ich kleines Tier erfriere bald!“
2. Der Fuchs, der iſt ein Böſewicht,
Hat leiſen Gang und ſchlau Geſicht;
Er ruft: „Ihr Hühner, laßt mich ein,
Ich bring euch auch manch Krümlein fein

Und Körner aller Arten —
Laßt mich nicht lange warten,
Ich bin kein Mörder, bin kein Dieb
Und hab euch alle herzlich lieb!"
3. Der Fuchs, der ist ein Bösewicht,
Er meints ganz anders, als er spricht.
Und nehmen sie sich nicht in acht,
Und haben sie erst aufgemacht,
Dann faßt er sie am Kragen;
Die armen Hühner klagen;
Doch hilft kein Schrein, kein bittend Wort —
Er holt die kleinen Hühner fort!

*77. April.

April! April!
Weiß nicht, was er will,
Ist gar ein launischer Gesell,
Bald düster, bald hell:
Bald lacht er wie Maien-Sonnenschein
Dir freundlich und hell ins Herz hinein
Und grüßt dich mit Blicken, mit frühlingswarmen,
Bald weint er und heult schier zum Erbarmen;
Bald läßt er des Sommers Strahlen blitzen,
Daß Perlen dir von der Stirne schwitzen,
Bald rüttelt und schüttelt er deine Glieder
Und hagelt und wettert wild hernieder.
Dem Frühling heut zu dienen beginnt er,
Und morgen dient er wieder dem Winter.
Ist eben zweier Herren Knecht,
Und machts drum keinem Herren recht,
Will sich für keinen von den beiden
Mit ehrlich festem Sinn entscheiden.
Was er verspricht, das hält er nicht,
Was er bringen soll, das bringt er nicht,

Was er ſingen ſoll, das ſingt er nicht,
Wenn er lachen kann, ſo lacht er nicht,
Was er machen kann, das macht er nicht,
Thut, was er ſchafft, nur mit Verdruß
Und thuts nur darum, weil er muß.
Da lob ich mir, denn der kommt jetzt herbei,
Vor allem doch den Monat Mai!

*78. Juni.

Zu Hauſe find ich meine Ruh nie,
So lang du lächelſt, holder Juni!
Auf die Wieſen, auf die Raſen,
Wo die weißen Lämmer graſen
Und die bunten Rinder ſchreiten,
Wo die ſchnellen Böcklein ſpringen
Und die hellen Glöcklein klingen,
Wo des Hirten Lied erſchallt,
Dorthin, dorthin muß ich bald!
In die Heide muß ich gehen,
Wo die grünen Eichen ſtehen,
Wo auf dichtbelaubten Zweigen
Sich die Vöglein ſingend neigen,
Wo der Specht zum Gipfel klettert
Und der Häher pfeift und ſchmettert,
Wo des Kuckucks Rufen hallt,
Dahin zieht michs mit Gewalt.
Auf die Berge muß ich klimmen,
Wo die feuchten Wolken ſchwimmen,
Sehen, wo im Felſenhorſte
Jetzt der Aar und Uhu horſte,
Wo die Tropfen quellend fließen,
Die als Bach hernieder ſchießen —
Seid gegrüßet allzumal,
Wies und Wald und Berg und Thal!

*79. Schlittenfahrt.

1. Die Schellen klingen hell und rein:
Kling ling!
Die Peitsche knallet lustig drein:
Kling ling!
Die Pferdchen ziehn im raschen Lauf,
Drum setzt euch auf den Schlitten drauf.
Kling ling!

2. Wie weht so scharf der kalte Wind!
Hallo!
Wie saust der Schlitten hin geschwind:
Hallo!
Vorüber fliegen Feld und Baum,
So schnell, daß wir sie sehen kaum.
Hallo!

3. Was springt dort auf, vom Schall erschreckt?
O je!
Ein Häschen ists, lag tief versteckt
Im Schnee.
Nun läuft es fort, so schnell es kann;
Es fürchtet wohl den Jägersmann.
O je!

4. Es singt im Wald kein Vogel mehr
So froh,
Nur Krähen krächzen um uns her:
Kro kro!
Der Winter macht uns wohlgemut —
Ob ers wohl auch den Vögeln thut
So froh?

5. Der Baum ist kahl, dem Tier ist kalt,
Ja ja!
Sie denken: „Wär der Frühling bald
Doch da!“

Gäbs nur im Lenz noch Schlittenbahn,
Wir wünschten auch den Lenz heran,
Ja ja!

80. Die sieben Schwaben.

1. Das ist die Mär von den sieben Schwaben,
Die große Thaten verrichtet haben;
Sie zogen mit ihrem Spieß zum Streit
Für Deutschlands Ruhm und Einigkeit.
2. Doch als sie über die Felder zogen,
Ein schwarzer Käfer kam geflogen.
„Ha," rief Herr Schulz, der tapfre Mann,
„Zum Kampf, ihr Herrn, der Feind rückt an!"
3. Herr Jackli bei des Käfers Summen
Rief: „Hört ihr die Kanonen brummen?"
„Ja," sprach Herr Veitli, „Donnerwetter!
Ich höre schon das Kriegsgeschmetter!"
4. Da stürzten die andern hin mit Beben
Und schrien: „Wir wollen uns ergeben!"
Und lagen auf dem Bauch vor Schreck,
Bis daß der Käfer geflogen weg.
5. Als sie nun überstanden das,
Da standen sie und schämten sich baß,
Gelobten sich auch, daß kein Verrat
Enthüllen sollte die erste That.

6. Und weiter zogen sie nun zum Streit
Für Deutschlands Ruhm und Einigkeit.
Da saß ein Häslein fern im Kohl
Und thät im süßen Schlaf sich wohl!
7. „O Gott, seht dort das Ungeheuer!"
Schrie Hans — „die Augen glühn wie Feuer!"
Der Jörgli rief: „Es ist ein Drachen —
Wir wollen ihm den Garaus machen!"

8. Der Marli: „Schnell zur Retirade!
Wenn er uns fräß, wärs um uns schade!“ —
„Gott hilf uns in der letzten Stund“ —
Rief Michel — „'s ist der Höllenhund!“
9. „Und wenns der Teufel selber wär“ —
Rief Schulze — „gebt den Spieß mir her,
Und fasset alle, Mann für Mann,
Den Schaft, und gehet drauf und dran!
10. Herr, steh uns bei in dieser Not — —
Marsch, marsch, nun stecht den Drachen tot!“
Der Has erwacht ob solchem Graus,
Spitzt seine Löffel und kratzt aus.
11. Da standen sie und schämten sich sehr,
Daß es kein Drachen gewesen wär. —
Dies ist die Mär von den sieben Schwaben,
Die große Thaten verrichtet haben.

81. Abendlied.

1. Der Tag geht nun zu Ende,
Die Blumen schlafen ein,
Nun faltet eure Hände,
Ihr lieben Kindelein,
2. Und schaut um euch im Kreise,
Und schaut zum Himmel auf —
Wie zieht so traulich leise
Die dunkle Nacht herauf!
3. Bald glänzt in tausend Tröpfchen
Der helle Mondenschein.
Der Vogel steckt sein Köpfchen
Jetzt unters Flügelein.
4. Nun ruht vom heißen Tage
Sich aus manch müdes Herz;
Doch manches schaut in Klage
Noch wachend himmelwärts.
5. Drum betet, daß der Frieden
Nun jedem komm herbei,
Daß süße Ruh beschieden,
Wie euch, den Armen sei.
6. Denn der im heilgen Wehen
Dort zieht von Stern zu Stern,
Hat auch der Kinder Flehen
Und ihre Liebe gern.

82. Die Ewigkeit.

Wie lang iſt wohl die Ewigkeit?
Merk auf, ich gebe dir Beſcheid:
Wenn du zum Meere gingeſt dort
Und ſchöpfteſt draus in einem fort
Mit deinen kleinen Händen,
Nähmſt auch recht voll die Hände dann —
Wann, liebes Kindlein, meinſt du, wann
Wirſt du die Arbeit enden?
Du meinſt, die Arbeit ſei zu ſchwer,
Du ſchöpfeſt doch das Meer nicht leer?
Ich glaub es ſelbſt, denn immer quellen
Die Flüſſe, die es wieder ſchwellen,
Und die aufs neue zu den Wellen
Mit friſchem Drange ſich geſellen. —
Den Flüſſen gleicht die raſche Zeit,
Dem Meere gleicht die Ewigkeit.
Ein Tropfen nur iſt jedes Jahr,
Der ſich erneuet immerdar —
Nun denke nach, gib ſelbſt Beſcheid:
Wie lang iſt wohl die Ewigkeit? —

Julius Moſen.

83. Heinrich der Löwe.

1. Im Dom zu Braunſchweig ruhet
Der alte Welfe aus,
Heinrich der Löwe ruhet
Nach manchem harten Strauß.

2. Es liegt auf Heinrichs Grabe,
Gleichwie auf einem Schild,
Ein treuer Totenwächter —
Des Löwen ehrnes Bild.

3. Der Löwe konnt nicht weichen
Von ſeines Herzogs Seit,
Von ihm, der aus den Krallen
Des Lindwurms ihn befreit.

4. Sie zogen miteinander
Durch Syriens öden Sand,
Sie zogen miteinander
Nach Braunſchweig in das Land.

5. Wo auch der Welfe wandelt,
Der Löwe ziehet mit,
Zieht mit ihm wie ſein Schatten
Auf jedem Tritt und Schritt.

6. Doch als des Herzogs Auge
In Todesnöten brach,
Der Löwe ſtill und traurig
Bei ſeinem Freunde lag.

7. Vergebens fing den Löwen
Man in den Käfig ein,
Er brach die Eiſenſtäbe,
Beim Herren mußt er ſein!

8. Beim Herzog ruht der Löwe,
Hält jeden andern fern,
Doch nach drei Tagen fand man
Tot ihn beim toten Herrn.

9. Drum mit des Herzogs Namen
Geht ſtolz Jahrhundert lang
Der Löwe wie beim Leben
Noch immer ſeinen Gang.

84. Der Kreuzſchnabel.

1. Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich ſanftes Zücken
An der ſtahldurchbohrten Hand.

2. Hier von allen ganz verlaſſen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen ſtarken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn.

3. Blutbeträuft und ohne Raſten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrein.

4. Und der Heiland ſpricht in Milde:
„Sei geſegnet für und für!
Trag das Zeichen dieſer Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!“

5. Kreuzesſchnabel heißt das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut ſo klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

85. Aus der Fremde.

1. Wo auf hohen Tannenspitzen,
Die so dunkel und so grün,
Drosseln gern verstohlen sitzen,
Weiß und rot die Moose blühn:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

2. Wo ins Silber frischer Wellen
Schaut die Sonne hoch hinein,
Spielen heimliche Forellen
In der Erlen grünem Schein:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

3. Wo tief unten aus der Erde
Eisenerz der Bergmann bricht
Und die Zither spielt am Herde
In der kurzen Tagesschicht:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

4. Wo die Hirtenfeuer brennen,
Durch den Wald die Herde zieht,
Wo mich alle Berge kennen,
Drüberhin die Wolke flieht:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

5. Wo so hell die Glocken schallen
Sonntags früh ins Land hinaus,
Alle in die Kirche wallen,
In der Hand den Blumenstrauß:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

6. Doch mein Leid ist nicht zu ändern;
Zieht das Heimweh mich zurück,
Treibt mich doch nach fremden Ländern
Unerbittlich das Geschick:
Zu der Heimat in der Ferne
Zög ich heute noch so gerne!

Wilhelm Müller.

86. Morgenlied.

1. „Wer schlägt so rasch an die Fenster mir
Mit schwanken grünen Zweigen?“ —
„Der junge Morgenwind ist hier
Und will sich lustig zeigen.

2. Heraus, heraus, du Menschensohn!“ —
So ruft der kecke Geselle —
„Es schwärmt von Frühlingswonnen schon
Vor deiner Kammerschwelle.

3. Hörst du die Käfer summen nicht?
Hörst du das Glas nicht klirren,

Wenn sie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben schwirren?

4. Die Sonnenstrahlen stehlen sich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

5. Die Nachtigall ist heiser fast,
Solang hat sie gesungen,
Und weil du sie gehört nicht hast,
Ist sie vom Baum gesprungen.

6. Da schlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fensterscheiben:
Heraus, heraus in das Frühlingsreich!
Er wird nicht lange mehr bleiben."

87. Die Forelle.

1. In der hellen Felsenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Übermut
Guckt sie aus der kühlen Flut,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieselsteinen,
Die das seichte Bächlein kaum
Überspritzt mit Staub und Schaum.

2. Sieh doch, sieh, wie kann sie hüpfen
Und so unverlegen schlüpfen
Durch den höchsten Klippensteg,
Grad als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
Will ein wenig sich verweilen,
Zu erproben, wie es thut,
Sich zu sonnen aus der Flut.

3. Über einem blanken Steine
Wälzt sie sich im Sonnenscheine,

Und die Strahlen kitzeln sie
In der Haut, sie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob sie es soll ertragen
Oder vor der fremden Glut
Retten sich in ihre Flut.

4. Kleine, muntere Forelle,
Weile noch an dieser Stelle,
Und sei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn,
Über Klippen wegzuhüpfen,
Durch des Lebens Drang zu schlüpfen
Und zu gehn, obs kühlt, obs brennt,
Frisch in jedes Element!

Wolfgang Müller

(von Königswinter.)

88. Wikher.

Fern von des Rheines Heimatstrand
Zog ins gelobte heilige Land
Mit Gottfried Bouillon schlecht und recht
Wikher, ein deutscher Lanzenknecht.
Durch Palästinas Berg' und Thale
Wards manchem heiß im Sonnenstrahle.
Die Rüstung, die der Recke trug,
Drückt' ihn und seinen Gaul genug;
Da dacht er an den grünen Rhein
Und seinen kühlen, goldnen Wein.
Und wie er dachte, wie er träumte,
Kams, daß er hinter dem Zuge säumte.
Er sprach: „Die Hitze drückt zu sehr,
Zur Nachtzeit hol ich ein das Heer."
Und legte sich in die hohe Heide,
Das Pferd erlabt' sich auf der Weide.

Doch will ihn kaum der Schlaf umhüllen,
Da ſtöret ihn ein furchtbar Brüllen,
Und ſieh, es ſtürzt ein mächtig Tier
Aufs Rößlein aus dem Waldrevier.
Der wackre Deutſche war nicht faul,
Er liebte ſeinen treuen Gaul,
War gleich bereit, mit Schild und Schwert
Zu kämpfen für das gute Pferd.
Kaum ſieht das Tier den kecken Mann,
Läßt es das Roß und fällt ihn an.
Da ſieht er wehn die langen Mähnen,
Dazwiſchen den weiten Rachen gähnen;
Die Augen blitzen wie Feuer hell,
Der Leib iſt ſtark, die Füße ſchnell;
Es ſpringt an den Schild mit der Krallentatze.
„Ei," rief der Knecht, „verfluchte Katze!"
Und rüſtig ſpaltet er ſogleich
Des Tieres Haupt mit einem Streich.
Voll Schmerzen brüllts zum letzten Mal,
Und röchelnd ſtürzt es dann zuthal.
Der Deutſche ſiehts mit kaltem Blut,
Da ſcheint der Pelz ihm gar ſo gut,
Er trennt ihn ſauber mit dem Schwert
Und legt ihn hinten auf das Pferd.
Der Abend kam indes heran,
Und weiter zog der deutſche Mann.
So kam er in ein Dorf geritten,
Da liefen die Leute aus den Hütten
Und ſtaunten an die zottige Haut,
Riefen ihm zu und jubelten laut,
Sagten, nun wäre die Gegend frei,
Er hab erlegt den großen Leu.
Als er die Männer höret ſagen,
Daß er der Tiere König erſchlagen,
Von deſſen Mut und wilder Stärke

Man ihm erzählt viel Wunderwerke,
Da wendet ſich der Knecht fürbaß,
Der längſt den harten Strauß vergaß,
Beſieht die Haut ſich für und für:
„Eine gelbe Katze ſchien es mir;
Längſt hätt ich gern den Leu geſehn,
Nun iſts mir ſchier im Traum geſchehn,
Daß ich gar einen hab erſchlagen!“
Und ritt voran mit gutem Behagen.

Johann Konrad Nänny.

89. Das Waſſertröpflein.

Er.

Ein Tröpflein fällt aus Himmelshöh
Herunter in den ſtillen See,
Da wallen Ringlein, eins, zwei, drei,
Dann iſt die Regung ſchon vorbei,
Und als ob nichts geſchehen ſei,
Liegt alles ſtill in den Bezirken,
Das iſt ein Bild von unſerm Wirken.

Sie.

Tröpflein muß zur Erde fallen,
Muß das zarte Blümchen letzen,
Muß mit Quellen weiter wallen,
Muß das Fiſchlein auch ergötzen,
Muß im Bach die Mühle ſchlagen,
Muß im Strom die Schiffe tragen,
Und wo wären denn die Meere,
Wenn nicht erſt das Tröpflein wäre? —
Scheint dein Wirken dir zu klein,
Soll dies Sprüchlein Troſt dir ſein!

Gustav Pfarrius.

90. Wie es den Sorgen erging.

1. Einst wollt ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

2. Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich,
Die Vöglein riefen: „Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!"

3. Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort

4. Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Tau.

5. „Da habt ihrs", rief ich, von ihrer Not
Befreit, in die Lüfte hinaus,
„Da seht ihr, was euch im Walde droht,
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!"

Gottlieb Konrad Pfeffel.

*91. Die zwei Hunde.

Ein Junker hielt sich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und sein Sohn;
Der junge, namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.

Er konnte tanzen, Wache ſtehn,
Den Schubkarrn ziehn, ins Waſſer gehn,
Und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unſers Hunds geweſen,
Und dieſer lernte ſo geſchwind,
Als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einſt fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte noch viel leichter ſein,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war ſonſt ein gutes Vieh,
Doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie
Zu ſolchen hochſtudierten Sachen,
Er konnte bloß das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand
Und ſtellt ihn aufrecht an die Wand,
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf ſeine Vorderfüße nieder.
Man rufet den Profeſſor Fritz,
Auch der erſchöpfet ſeinen Witz,
Umſonſt, es will ihm nicht gelingen,
Den alten Schüler zu bezwingen.
„Vielleicht", ſprach Fritze, „hilft der Stock!"
Er holt den Stock, man prügelt Schnurren;
Noch bleibt er ſteifer als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr?" ſprach der arme Tropf,
„Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doktor ſchlagen;
Geht, werdet durch mein Beiſpiel klug,
Ihr Kinder, lernet jetzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen!"

Robert Reinick.

*92. Gänſe.

1. „Nun ſagt einmal, ihr Gänschen, mir, ich ſeh euch lange zu,
Was habt ihr ſaubre Kleiderchen und ſchöne rote Schuh!
Ihr wollt gewiß zum Tanze gehn;
Nicht wahr, ihr tanzet wunderſchön?"

2. Das ſchmeichelte den Gänschen ſehr, ſie thaten gleich manierlich
Und fingen drauf zu tanzen an, 's war aber gar nicht zierlich.
Sie wackelten wohl auf und ab
Und traten faſt den Fuß ſich ab.

3. „Nun aber ſagt, ihr Gänschen, mir, ich ſeh euch lange an,
Was ihr für weiße Hälſe habt und rote Schnäbel dran?
Damit ſingt ihr wohl allzumal
Viel ſchöner als die Nachtigall?"

4. Da räuſperten die Gänschen ſich und machten ſchnell ſich niedlich
Und fingen drauf zu ſingen an, 's klang aber nicht gemütlich,
Sie ſchnatterten, es war ein Graus,
Und ſchrien ſich faſt die Kehlen aus.

5. Wohl manches Kind hat hübſche Schuh und Kleider ſchön und bunt,
Wohl manches einen weißen Hals und einen roten Mund,
Doch iſt noch ſehr die Frage dann,
Obs tanzen auch und ſingen kann!

*93. Frühlingsglocken.

1. Schneeglöckchen thut läuten:
Kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein luſtig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
Ein Kind der allerſchönſten Art;
Zwar liegt es noch im weißen Bett,

Doch spielt es schon so wundernett.
Drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd,
Und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all,
Erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!
2. Maiglöckchen thut läuten:
Bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist Bräutigam,
Macht Hochzeit mit der Erde heut
Mit großer Pracht und Festlichkeit.
Wohlauf denn, Nelk und Tulipan,
Und schwenkt die bunte Hochzeitfahn!
Du, Ros und Lilie, schmückt euch fein,
Brautjungfern sollt ihr heute sein!
Ihr Schmetterling
Sollt bunt und flink
Den Hochzeitreigen führen,
Die Vögel musizieren!
3. Blauglöckchen thut läuten:
Bim-bim bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
Drum bringt man ihm den Abschiedsgruß:
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
Es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
Dazwischen singt mit süßem Schall
Aus jedem Busch die Nachtigall
Und wird ihr Lied
Sobald nicht müd,
Ist auch der Frühling schon ferne;
Sie hatten ihn alle so gerne!

*94. Wunderliches Spiel.

1. Lauf ich Sonntags in den Garten,
Treib ich, um mir Spaß zu machen,
Allerlei kurioſe Sachen. —
Heute konnt ichs kaum erwarten,
Dachte mir: „Das Blumenleben
Muß doch rechte Freude geben!
Heute will ich Blume ſein
In dem ſchönen Sonnenſchein!“

2. Und bald lag ich auf dem Rücken,
Alle Glieder weit gerecket,
Gleich den Blättern ausgeſtrecket,
Wies für Blumen ſich will ſchicken.
War mirs ſelber auch poſſierlich,
Macht' ich es doch ſehr natürlich;
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär.

3. Sonne that ſo recht mir gütlich,
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderhübſche Lieder
Dicht am Ohr mir, ganz gemütlich.
Kamen Wolken angeflogen,
Kam ein Regen angezogen,
Und nicht rührt ich Hand und Bein,
Wollte gänzlich Blume ſein.

4. Endlich kamen Spinnen, Mücken,
Und nun ging es an ein Summen,
Bis zuletzt mit giergem Brummen
Eine Biene, voller Tücken,
Plötzlich ſtach in meine Naſe! —
Ei! wie flog ich aus dem Graſe,
Lief und hielt nicht eher ſtand,
Bis ich meine Schweſter fand.

5. Fast gebraten im Gesichte,
Von den Mücken fast gefressen,
Meine Kleider voller Nässen,
Klagt ich ihr nun die Geschichte. —
Und — wie hielt ichs nur für möglich? —
Spottend rief sie: „Ach, wie kläglich! —
Du? solch großer Junge? — nein,
Du kannst keine Blume sein!"

Friedrich Rückert.

*95. Der betrogene Teufel.

1. Die Araber hatten ihr Feld bestellt,
Da kam der Teufel herbei in Eil;
Er sprach: „Mir gehört die halbe Welt,
Ich will auch von eurer Ernte mein Teil."

2. Die Araber aber sind Füchse von Haus,
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei dein!"
Der Teufel will allzeit oben hinaus:
„Nein," sprach er, „es soll die obere sein!"

3. Da bauten sie Rüben in einem Strich;
Und als es nun an die Teilung ging,
Die Araber nahmen die Wurzeln für sich,
Der Teufel die gelben Blätter empfing.

4. Und als es wiederum ging ins Jahr,
Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
„Nun will ich die untere Hälfte fürwahr!"
Da bauten die Araber Weiz und Korn.

5. Und als es wieder zur Teilung kam,
Die Araber nahmen den Ährenschnitt,
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm
Und heizte der Hölle Ofen damit.

96. Parabel: Der Nagel.

1. Es ritt ein Herr, das war sein Recht,
Zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
Daß kaum der Knecht kann hinterdrein.
Der treue schleppt sich hinterher
Dem leichten Ritt und fürchtet sehr,
Zu Falle komm er schwer.

2. „Herr, Herr!" erschallt des Knechtes Ruf,
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf,
Und schlagt Ihr nicht den Nagel ein,
So wird der Huf verloren sein." —
„Ei, Nagel hin, und Nagel her!
Der Huf hat ja der Nägel mehr
Und hält noch ohngefähr."

3. Und wieder schallt des Knechtes Ruf:
„Herr, losgegangen ist ein Huf,
Und schlagt Ihr nicht das Eisen an,
So ist es um das Roß gethan." —
„Hufeisen hin, Hufeisen her!
Das Rößlein hat Hufeisen mehr
Und geht noch wie vorher."

4. Und eh der dritte Ruf erschallt,
Da ist er an den Stein gepraallt;
Das Rößlein liegt und steht nicht auf,
Geendet ist des Herren Lauf.
Er spricht nicht mehr: „Roß hin, Roß her!"
Er rafft sich auf und schreitet schwer
Mit seinem Knecht einher.

97. Katerstolz und Fuchses Rat.

Vernimm vom Katerstolz, wie er auf Fuchses Rat
Zuletzt das Weib, das ihm gebührt, bekommen hat.

Der ſtolze Kater ſprach: „Ich bin ſo hoch geboren,
Der Sonne Tochter hab ich mir zum Weib erkoren.
Weil über groß und klein hell iſt der Sonne Schein,
Darum will ich allein der Sonne Tochter frein.
Wie, oder weißt du, wer der Sonne Meiſter ſeie,
Den ſage mir, damit ich deſſen Tochter freie!“
Der Fuchs, der kluge, ſprach: „Das iſt dort jene Wolke,
Die hält der Sonne Licht zurück vor allem Volke.“
Der Kater ſprach: „Wie ſtark muß nicht die Wolke ſein!
So will ich lieber doch der Wolke Tochter frein.
Wie, oder weißt du, wer der Wolke Meiſter ſeie,
Den ſage mir, damit ich deſſen Tochter freie!“
Der Fuchs, der kluge, ſprach: „Ihr Meiſter iſt der Wind,
Vor deſſen Hauch zergeht die Wolke ſo geſchwind.“
Der Kater ſprach: „Wie ſtark muß deſſen Macht nicht ſein!
So will ich lieber doch des Windes Tochter frein!
Wie, oder weißt du, wer des Windes Meiſter ſeie,
Den ſage mir, damit ich deſſen Tochter freie!“
Der Fuchs, der kluge, ſprach: „Dort jener alte Turm,
An dem ſo lange ſchon ſich brach der Winde Sturm!“
Der Kater ſprach: „Wie ſtark muß dieſer Turm nicht ſein!
So will ich lieber doch des Turmes Tochter frein.
Wie, oder weißt du, wer des Turmes Meiſter ſeie,
Den ſage mir, damit ich deſſen Tochter freie!“
Der Fuchs, der kluge, ſprach: „Im alten Turm die Maus,
Die höhlet, bis er fällt, den Turm von unten aus.“
Der Kater ſprach: „Wie ſtark muß dieſe Maus nicht ſein!
So will ich lieber doch derſelben Tochter frein!
Wie, oder weißt du, wer der Mäuſe Meiſter ſeie,
Den ſage mir, damit ich deſſen Tochter freie!“
Der Fuchs, der kluge, ſprach: „Dein Bäschen iſts, die Katze,
Die übers Mausgeſchlecht gebietet mit der Tatze.“
Der Kater ſprach und zog den Schweif des Stolzes ein:
„So will ich lieber doch der Katze Tochter frein!“

Friedrich von Sallet.

98. Elfenwirtſchaft.

1. „Wo ſind ſie nur alle hingekommen,
Die Blumenglöcklein von zuletzt?“ —
„Das Elfenvolk hat ſie mitgenommen
Und ſie als Helme ſich aufgeſetzt.“

2. „Doch wo ſind die Hälmlein, möcht ich wiſſen,
Die auf der Wieſe ſchwankten frei?“ —
„Das Elfenvolk hat ſie ausgeriſſen
Als Schwerter und Lanzen zum Feſtturnei.“

3. „Wohin ſind alle die Bienen gegangen,
Die luſtig flogen und ſaugten Duft?“ —
„Das Elfenvolk hat ſie eingefangen
Und reitet turnierend durch die Luft.“

4. „Wo aber blieb die ſchöne Roſe,
Die glühend mit tauſend Blättern ſtand,
Mit goldner Krone tief im Schoße,
Mit hellem Tau gefüllt zum Rand?“

5. „Den Tau wird das Elfenvolk wohl trinken,
Trinkſchalen müſſen die Blätter ſein;
Auf Elfenkönigs Stirn wird blinken
Die Roſenkrone mit goldigem Schein.“

6. „Doch ſag! was iſts mit den Schmetterlingen?“ —
„Die ſtarben der Roſe nach aus Schmerz,
Die Elfen nahmen die bunten Schwingen
Zum Putz für die Damen bei Tanz und Scherz.“

7. „Wo aber blieben denn die Grillen,
Die ringsum zirpten mit luſtigem Schall?“ —
„Die müſſen den Elfen zirpen und ſchrillen
Als Muſikanten beim feſtlichen Ball.“

8. „Ach! auch die ſchönen Lilien ſchwanden,
Die hier geblüht in ſtiller Pracht.“ —
„Die Elfen ſchleppten ſich faſt zu ſchanden,
Bis ſie ſie endlich hinweggebracht.

9. Nun ſtehn ſie als Säulen ſtolz und mächtig,
Als Zier des Saales beim Elfenball,
Und auf den Blütenkronen prächtig
Ruhet die Wölbung von lichtem Kriſtall.

10. Doch komm nach Haus! es dunkelt im Thale,
Heut leuchtet uns nicht der Würmlein Schein,
Die ſchweben als Lichter im Elfenſaale,
Wetteifernd mit ſchimmerndem Edelgeſtein.

11. Nun freun ſich die Elfen des, was ſie genommen;
Hörſt du ſie nicht jubeln im tiefen Haus?
Doch wenn der Frühling wiedergekommen,
Dann geben ſie alles wieder heraus."

99. Der Derfflinger.

1. Der Derfflinger war ein Schneidergeſell,
Doch nimmer ließ es ihn ruhn;
Er dacht an andres als Nadel und Ell —
„Was aber, was ſoll ich thun?"

2. Da kam er beim Wandern die Kreuz und Quer
Zum Fährmann bei Tangermünd;
Hinüber wollt er, ſein Beutel war leer.
„Lump, zahle, ſonſt pack dich geſchwind!"

3. „Ihr nehmt doch dort die Kerle mit,
Es bezahlt euch ja keiner nicht." —
„Das ſind auch keine Schneiderböck' nit,
Sind Kriegsleut, Reſpekt, du Wicht!"

4. Die Lippen biß er, verhöhnt blieb er ſtehn
Und fluchte grimmig für ſich:
„Ihr Schufte, das ſoll mir nicht zweimal geſchehn!
Ich zeigs, was ſich ſchickt für mich." —

5. Da ward er ein raſcher Reitersmann,
Zum Teufel ſchmiß er die Ell,
Dafür packt' er 'nen Degen an,
Den ſchwang er gewichtig und ſchnell.

6. Bald hat er ein Regiment kommandiert,
Zuletzt ward er Feldmarschall;
Da hat ihn kein Fährmann mehr abgeführt,
Sie respektierten ihn all.

7. Ein Gott den Soldaten, ein Teufel im Streit,
Wie maß er der Schwedischen Heer
Bei Fehrbellin die Läng und die Breit!
Die eiserne Elle war schwer.

8. Drum sag ich: keiner steh still in der Welt!
Wens antreibt, nur vorwärts, schnell!
Wer ein Held kann werden, der werd ein Held,
Und wärs auch ein Schneidergesell!

100. Zieten.

1. Der große König wollte gern sehn,
Was seine Generale wüßten;
Da ließ er an alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich ihm schreiben müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrängt.

2. Der Vater Zieten, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel.
„Der König hält mich zum Narren wohl gar!"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

3. Da macht er auf einen Bogen Papier
Einen großen Klecks in der Mitten,
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all in dem Kleckse sich schnitten,
Und jede endete auch in 'nem Klecks.
So schickt er den Bogen dem alten Rex.

4. Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revüe dann den Alten:
„Zum Schwernot, Zieten, ist Er toll?

Was soll ich vom Wische da halten?"
Den Bart streicht sich Zieten: „Das ist bald erklärt,
Wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt.
5. Der große Klecks in der Mitte bin ich,
Der Feind einer dort von den vieren,
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschieren.
Dann rück ich auf einem der Striche vor
Und hau ihm, wo ich ihn treffe, aufs Ohr."
6. Da hat der König laut aufgelacht
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Zieten ist klüger, wie ich es gedacht,
Sein Geschmier sagt mehr, als es scheinet.
Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er auch rückt an."

101. Die Sternschnuppe.

1. Wißt ihr, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt?
2. Die Lichter, die dort glänzen
Mit wundermildem Schein,
Das sind in Strahlenkränzen
Viel tausend Engelein.
3. Die sind als treue Wachten
Am Himmel aufgestellt,
Daß sie auf alles achten,
Was vorgeht in der Welt.
4. Wenn unten auf der Erde
Ein guter Mensch, gedrückt
Von Kummer und Beschwerde,
Voll Andacht aufwärts blickt
5. Und sich zum Vater wendet
In seinem tiefen Weh,
Dann wird herabgesendet
Ein Engel aus der Höh,
6. Der schwebt in seine Kammer
Mit mildem Friedensschein
Und wieget seinen Jammer
In sanften Schlummer ein.
7. Das ists, was es bedeutet,
Wenn von dem Himmelszelt
Ein Stern herniedergleitet
Und schnell zur Erde fällt.

Christoph von Schmid.

*102. Die Kinder bei der Krippe.

1. Ihr Kinderlein, kommet! o, kommet doch all!
Zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall,
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht
Der Vater im Himmel für Freude uns macht!

2. O, seht in der Krippe, im nächtlichen Stall,
Seht hier bei des Lichtleins hellglänzendem Strahl
In reinlichen Windeln das himmlische Kind,
Viel schöner und holder, als Engel es sind.

3. Da liegt es — ach, Kinder! auf Heu und auf Stroh;
Maria und Joseph betrachten es froh;
Die redlichen Hirten knien betend davor,
Hoch oben schwebt jubelnd der Engelein Chor.

4. Manch Hirtenkind trägt wohl mit freudigem Sinn
Milch, Butter und Honig nach Bethlehem hin,
Ein Körblein voll Früchte, das purpurrot glänzt,
Ein schneeweißes Lämmlein, mit Blumen bekränzt.

5. O, beugt, wie die Hirten, anbetend die Knie,
Erhebet die Händlein, und danket wie sie!
Stimmt freudig, ihr Kinder, wer soll sich nicht freun?
Stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!

6. O, betet: Du liebes, du göttliches Kind,
Was leidest du alles für unsere Sünd!
Ach, hier in der Krippe schon Armut und Not,
Am Kreuze dort gar noch den bitteren Tod.

7. Was geben wir Kinder, was schenken wir dir,
Du bestes und liebstes der Kinder, dafür?
Nichts willst du von Schätzen und Freuden der Welt —
Ein Herz nur voll Unschuld allein dir gefällt.

8. So nimm unsre Herzen zum Opfer denn hin!
Wir geben sie gerne mit fröhlichem Sinn —
Und mache sie heilig und selig wie deins,
Und mach sie auf ewig mit deinem nur eins!

*103. Der Holzhacker.

1. Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich —
Er seufzte und murrte bei jeglichem Streich:
„Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß,
Wie unsereins immer sich peinigen muß,
Wie ist doch der Arme so elend daran —
Wär ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!“

2. Da kommet ein holder, schönlockiger Knab
Im Silbergewande mit goldenem Stab,
Er redet gar freundlich das Bäuerlein an:
„Gott grüß dich, du armer, unglücklicher Mann!
Verlange, was immer dein Herz nur begehrt,
Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt.“

3. Es wird zwar dem Bäurlein ganz schaurlich und bang,
Bei all dem bedenkt sich mein Bäurlein nicht lang.
Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab
Und spricht sich verneigend: „O himmlischer Knab!
Ich bitte — weil Ihr es doch selber so wollt —
Was ich nur berühre, das werde zu Gold.“

4. Da lächelt gar seltsam der lockige Knab —
Berühret das Bäurlein mit goldenem Stab:
„Ich wollte, du hättest was Bessers begehrt —
Indessen sei dennoch die Bitte gewährt.“
So spricht er, verschwindend in goldenen Duft,
Und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

5. „Gottlob!“ ruft das Bäurlein, „nun bin ich ja reich!“
Er prüfet die herrlichen Künste sogleich.
Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast,
So kracht er von goldener Eichelein Last,
Die Blättlein und Knösplein ohne Ende und Zahl,
Sie schimmern von lauterem Golde zumal.

6. „O Wunder, o Freude! jetzt geh ich nach Haus!
Die Arbeit hier mache ein anderer aus.

Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst
Und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst.
Nur diesmal noch eß ich vom Brot da genug
Und trinke die Letze aus irdenem Krug!"

7. Er langet sein irdenes Krüglein herbei —
Wie schwer ists, wie schimmerts und funkelts! ei, ei;
Doch — weh! — auch das Wasser gerinnet zu Gold,
Kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt.
Er bricht von dem Brote und beißet — o Graus! —
Am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

8. „O Schrecken, o Jammer! was fang ich jetzt an?
Was hab ich aus Dummheit und Goldgier gethan!
Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst,
Und Gold statt des Weines stillt nimmer den Durst.
O, hätt ich statt Goldes nur Wasser und Brot!
Ach, was mir ein Glück schien, das ist jetzt mein Tod."

9. Vor Ängsten und Jammer mein Bäurlein erwacht,
Denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht.
„Gottlob!" spricht er, froh der verschwundenen Not,
„Ich habe statt Goldes das tägliche Brot!
Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn
Und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!"

104. Trost im Leiden.

1. Dankt dem Herrn für alle Leiden,
Dankt auch für den herbsten Schmerz,
Leiden führen uns zu Freuden,
Schmerz veredelt unser Herz.

2. An des Sommers schwülem Hauche
Reift die goldne Traube nur,
Nur am rauhen Dornenstrauche
Blüht die schönste Blum der Flur.

3. Nur in finstern Nächten strahlet
Herrlich schön der Sterne Pracht;

Und der Regenbogen malet
Sich nur in der Wolken Nacht.
4. O, so nehmet denn die Leiden
Dankbar an aus Gottes Hand!
Sie sind Boten naher Freuden,
Sind des Glückes sichres Pfand.

August Schnezler.

105. Die Lilien im Mummelsee.

1. Im Mummelsee, im dunklen See
Da blühn der Lilien viele,
Sie neigen sich, sie beugen sich,
Dem losen Wind zum Spiele;
Doch wenn die Nacht herniedersinkt,
Der volle Mond am Himmel blinkt,
Entsteigen sie dem Bade
Als Jungfern ans Gestade.
2. Es braust der Wind, es saust das Rohr
Die Melodie zum Tanze:
Die Lilienmädchen schlingen sich
Als wie zu einem Kranze
Und schweben leis umher im Kreis,
Gesichter weiß, Gewänder weiß,
Bis ihre bleichen Wangen
Mit zarter Röte prangen.
3. Es braust der Sturm, es saust das Rohr,
Es pfeift im Tannenwalde,
Die Wolken ziehn am Monde hin,
Die Schatten auf der Halde;
Und auf und ab durchs nasse Gras
Dreht sich der Reigen ohne Maß,

Und immer lauter ſchwellen
Zum Ufer an die Wellen.

4. Da hebt ein Arm ſich aus der Flut,
Die Rieſenfauſt geballet,
Ein triefend Haupt dann, ſchilfbekränzt,
Von langem Bart umwallet;
Und eine Donnerſtimme ſchallt,
Daß im Gebirg es wiederhallt:
„Zurück in eure Wogen,
Ihr Lilien ungezogen!“

5. Da ſtockt der Tanz, die Mädchen ſchrein
Und werden immer bläſſer:
„Der Vater ruft; puh! Morgenluft!
Zurück in das Gewäſſer!“
Die Nebel ſteigen aus dem Thal,
Es dämmert ſchon der Morgenſtrahl,
Und Lilien ſchwanken wieder
Im Waſſer auf und nieder.

106. Heimweh.

1. Wenn der Schnee vom Gebirge niedertaut,
Aus dem See blau der Himmel wieder ſchaut,
Wenn die Glöcklein läuten von den Almen her —
Schau ich denn die Heimat nimmermehr?

2. Wenn das Alphorn von Firn zu Firne klingt
Und der Gemsbock von Klipp zu Klippe ſpringt,
Wo der Adler kreiſet überm Wolkenmeer —
Schau ich denn die Heimat nimmermehr?

3. Wenn das Thal blitzt im friſchen Wieſenglanz,
Aus der Dorfſchenk erſchallt Muſik und Tanz,
Wenn der Hirte jodelt um die Sennrin her —
Schau ich denn die Heimat nimmermehr?

4. Wo der Staubbach ſich ſtürzet in die Kluft,
Donners Zornhall von Fels zu Felſen ruft,

Fern ertost der Schlaglawinen wildes Heer —
Schau ich denn die Heimat nimmermehr?
5. Wenn die Nacht sinkt und rings die Alpen glühn,
Wenn der Tag winkt und Morgenrosen blühn,
O, mein Herz, mein Herz, was pochst du doch so schwer —
Schau ich denn die Heimat nimmermehr?

Karl Simrock.

107. Drusus Tod.

1. Drusus ließ in Deutschlands Forsten
Goldne Römeradler horsten,
An den heilgen Göttereichen
Klang die Axt mit frevelnn Streichen,
2. Siegend fuhr er durch die Lande,
Stand schon an der Elbe Strande,
Wollt hinüber jetzt verwegen,
Als ein Weib ihm trat entgegen.
3. Übermenschlich von Geberde,
Drohte sie dem Sohn der Erde:
„Kühner, den der Ehrgeiz blendet,
Schnell zur Flucht den Fuß gewendet!
4. Jene Marken unsrer Gauen
Sind dir nicht vergönnt zu schauen,
Stehst am Markstein deines Lebens,
Deine Siege sind vergebens.
5. Säumt der Deutsche gerne lange,
Nimmer beugt er sich dem Zwange,
Schlummernd mag er wohl sich strecken,
Schläft er, wird ein Gott ihn wecken."
6. Drusus, da sie so gesprochen,
Eilends ist er aufgebrochen,

Aus den Schauern deutſcher Haine
Führt er ſchnell das Heer zum Rheine.
7. Vor den Augen ſieht ers flirren,
Deutſche Waffen hört er klirren,
Sauſen hört er die Geſchoſſe,
Stürzt zu Boden mit dem Roſſe.
8. Hat den Schenkel arg zerſchlagen,
Starb den Tod nach dreißig Tagen. —
Alſo wird Gott alle fällen,
Die nach Deutſchlands Freiheit ſtellen.

108. Die Schule der Stutzer.

1. „In ſolchem Staat, ihr Herrn vom Rat,
Mit Seide, Gold und Bändern?
Wohl ziemt der Glanz zu Spiel und Tanz,
Zum Reihen oder Ländern;
Zu ernſten Dingen ziemt er nicht:
Drum halt ich heute kein Gericht;
Auf! laßt uns fröhlich jagen!"
2. Das Hifthorn ſchallt im grünen Wald,
An Seilen bellt die Meute,
Dem Freudenſchall erjauchzen all
Die flinken Jägersleute.
Der Kaiſer weiſt ſie manchen Pfad,
Wo ſich viel Wilds verborgen hat:
Nur zu durch Dick und Dünne!
3. Ihm folgen gern die ſchmucken Herrn,
Wie ließen ſie ſich mahnen?
Doch mancher Dorn nimmt ſie aufs Korn
Und zerrt an ihren Fahnen.
Viel bunte Flitter flattern fort,
Ein Läppchen hier, ein Läppchen dort:
Sie müſſen Wolle laſſen.

4. Im schlichten Rock hat manchen Bock
Der Kaiser abgefangen;
Sie trafen nie, stets blieben sie
An einem Dornbusch hangen.
Der Kaiser lacht: „Ach, wie zerfetzt!
Ihr wurdet heute selbst gehetzt;
Ein andermal seid klüger!“

109. Habsburgs Mauern.

1. In Aargau steht ein hohes Schloß,
Vom Thal erreicht es kein Geschoß:
Wer hats erbaut,
Das wie aus Wolken niederschaut?
2. Der Bischof Werner gab das Geld,
Graf Radbot hat sie hingestellt,
Klein, aber fest,
Die Habichtsburg, das Felsennest.
3. Der Bischof kam und sah den Bau,
Da schüttelt er der Locken Grau,
Zum Bruder spricht:
„Die Burg hat Wall und Mauern nicht.“
4. Versetzt der Graf: „Was macht das aus?
In Straßburg steht ein Gotteshaus,
Das bautest du,
Doch Wall und Mauern nicht dazu.“ —
5. „Das Münster baut ich Gott dem Herrn,
Dem bleiben die Zerstörer fern:
Vor Feindessturm
Beschützt ein Schloß nur Wall und Turm.“ —
6. „Wohl hast du recht, ich räum es ein,
Ja, Wall und Mauern müssen sein;
Gib morgen acht,
Ich baue sie in einer Nacht.“
7. Und Boten schickt der Graf ins Thal,
Die Mannen nahn im Morgenstrahl,

Und scharenweis
Umstellten sie die Burg im Kreis.
8. Frohlockend stößt ins Horn der Graf
Und weckt den Bischof aus dem Schlaf:
„Die Mauern stehn!
Wer hat so schnellen Bau gesehn?“
9. Das Wunder dünkt den Bischof fremd,
Zum Erker springt er hin im Hemd
Und sieht gereiht
Der Helden viel im Eisenkleid.
10. Mit blankem Schilde Mann an Mann
Steht mauergleich des Grafen Bann,
Und hoch zu Roß
Hebt mancher Turm sich aus dem Troß.
11. Da spricht der Bischof: „Sicherlich,
An solche Mauern halte dich!
Nichts ist so fest
Als Treue, die nicht von dir läßt.
12. So schütze Habsburg fort und fort
Lebendger Mauern starker Hort,
Und herrlich schaun
Wirds über alle deutsche Gaun.“

110. Der Schmied von Solingen.

1. Zu Solingen sprach ein Schmied bei jedem Bajonette,
Das seinem Fleiß geriet: „Ach, daß der Fritz es hätte!“
Wenn er die Zeitung las von seinem Lieblingshelden,
Da schien ihm schlecht der Spaß, nicht lauter Sieg zu melden.
Einst aber hatt es sich viel anders zugetragen:
Da hieß es, Friederich sei bei Kollin geschlagen.
2. Der Schmied betroffen rief: „Hier muß geholfen werden,
Sonst geht die Sache schief!“ und riß den Schurz zur Erden.
Ihm waren Weib und Kind wohl auch ans Herz gewachsen,
Doch lief er hin geschwind zu Friedrichs Heer in Sachsen.

Und eh man sichs versah, begann die Schlacht zu tosen:
Mit Seidlitz schlug er da bei Roßbach die Franzosen.
3. Das deucht ihn nicht genug, viel schlimmre Feinde dräuten,
Er ließ nicht ab und schlug mit Zieten noch bei Leuthen.
Da ging es herrlich her: zu ganzen Bataillonen
Ergab sich Oestreichs Heer mit Fahnen und Kanonen.
„Und somit wär vollbracht", gedacht er, „meine Sendung:
Es nimmt nach solcher Schlacht von selber andre Wendung."
4. Mit Urlaub kehrt er um, für Weib und Kind zu sorgen,
Und hämmerte sich krumm vom Abend oft zum Morgen.
Der Krieg ging seinen Gang, man schlug noch viele Schlachten,
Die oft ihm angst und bang in seiner Seele machten.
Als endlich Friede war: „Fritz", rief er, „laß dich küssen!
Ich hätte dir fürwahr sonst wieder helfen müssen."

111. Die 9 in der Wetterfahne.

1. Hans Winkelsee, der Wilddieb, im Eschenheimer Turm
Spricht zu der Wetterfahne, da sie bewegt der Sturm:
„Nun hast du neun Nächte mir den Schlaf geraubt
Mit deinem Drehn und Wirbeln immer über meinem Haupt.
2. Für das bißchen Schießen ist die Qual zu lang,
Und am Ende lautets wohl gar auf den Strang.
Pfui, das leidige Zappeln ist ein schlechter Scherz,
Ich gönn es keinem Tiere, ich treff es mitten ins Herz.
3. Sie wissen nicht in Frankfurt, wie der Hänsel schießt,
Daß man zum Gesindel in den Turm ihn schließt.
Würd ich heute ledig, ich ließe sie aus Gunst
Wohl eine Probe schauen meiner edlen Schützenkunst.
4. Ich weiß schon, wie ichs machte: in schlafloser Nacht
Beim ewgen Fahnenschwirren hab ichs ausgedacht.
Ja, in diese Fahne, zum Gedächtnis meiner Pein,
Mit neun Kugeln schöß ich den schönsten Neuner hinein."
5. Das hört der Kerkermeister und bringt es vor den Rat.
Der Schultheiß spricht: „Die Schützen, was nützen die dem Staat?

Er hat so viel geschossen, es ist wohl hängenswert;
Jedennoch soll es gelten, wenn er die Rede bewährt."

6. Die Schöffen, Rät und Bürger lassen es geschehn:
„Und ist es denn beschlossen, so mag es gleich ergehn.
Bringt ihm seine Büchse, und sagt ihm ohne Hehl,
Unfehlbar müß er hangen, geh eine Kugel nur fehl."

7. Der Hänsel nimmt die Büchse und küßt sie auf den Mund:
„Nun thu mir heute wieder die alte Treue kund.
Neun Tage nichts geschossen! so schieß nun eine Neun;
Ich hoff es wett zu machen, es soll dich nimmer gereun."

8. Hier standen die des Rates und welch ein Menschenspiel!
Er richtet seine Büchse und äugelt nach dem Ziel.
Ein Schuß! ein Schuß! getroffen, und an den rechten Ort!
Seht ihr das runde Löchlein in der Wetterfahne dort?

9. Gib acht, da schießt er wieder! und auch nicht abgeblitzt!
Ich seh ein zweites Löchlein, das bei dem ersten sitzt.
Ein drittes jetzt, ein viertes! der Hänsel blickt so frech;
Mit neun Kugeln schießt er den schönsten Neuner ins Blech.

10. Die Menge jauchzt, die Räte flüstern unter sich:
„Hans Winkelsee, wir wissen ein schönes Glück für dich:
Uns fehlt ein Schützenhauptmann, willst du der sein, so sags;
Du solltest dich nicht weigern, es gereut dich eines Tags."

11. „Stadtschützenhauptmann begehr ich nicht zu sein:
Ich geh durch die Wälder mit meiner Büchs allein.
Auf den Dächern klirren die Wimpel mir zu sehr:
Ade, hier war der Hänsel, her kommt der Hänsel nicht mehr."

Adolf Stöber.

*112. Frühlingsgefahren.

1. Ei, in diesen Frühlingstagen,
Was ist das für Saus und Braus!
Mag sich da noch einer wagen
In dies wilde Thun hinaus?

2. Kräuter schießen, Vögel schlagen,
Gräser stechen rings heraus,
Strahlen blitzen, Wolken jagen,
Alle Zweige schlagen aus.

3. Ei, in diesen Frühlingstagen,
Was ist das für Saus und Braus!
Kommt, wer da sich durchgeschlagen,
Wohl mit heiler Haut nach Haus?

113. Petri Flucht und Rückkehr.

Zu Rom in tiefer Kerkernacht
Sankt Petrus im Gebete wacht.
Vorhanden ist die letzte Zeit,
Die einst der Herr ihm prophezeit:
Am Kreuz mit ausgestreckten Händen
Soll morgen er den Lauf vollenden.
Doch siehe — wider alles Hoffen
Steht ihm zur Flucht die Thüre offen.
Kein Engel kommt, ihn zu erretten:
Der Wächter nimmt ihm ab die Ketten,
Die Brüder haben ihn gewonnen,
Und flugs ist Petrus schon entronnen.
Doch wie er eben auf der Flucht
Sich bergen will in einer Schlucht —
Wer kommt mit geisterhaften Tritten
Im Dunkel auf ihn zugeschritten?
Eine hohe, leuchtende Gestalt,
Die schweigend, ohne Aufenthalt,
Gar ernst an ihm vorüberwallt.
Der Jünger hat ihn gleich erkannt
Und nach dem Herrn sich umgewandt:
„Wohin, o Herr? was fliehst du mich?“ —
„Gen Rom,“ versetzt er feierlich,
„Für meinen Simon noch einmal
Zu sterben dort am Kreuzespfahl!“

Der Jünger ſchlägt die Augen nieder,
Weint bitterlich und eilet wieder
Zurück, ſein Kerkerhaus zu finden,
Und läßt ſich neu mit Feſſeln binden.
Der Morgen graut, die Stunde ſchlägt —
Sieh da, wie todesmutig trägt
Sankt Petrus nun zum Hochgericht
Sein Kreuz mit heiterm Angeſicht,
Als gings an eine Hochzeit eben —
Vom Kreuze gehts zum ewgen Leben!

114. Das Grab im neuen Münſter zu Würzburg.

1. Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da ſchwirren die Vöglein aus und ein
Und pfeifen und ſingen helle.

2. Es iſt ein alter Leichenſtein,
Von Trauerweiden beſchattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz beſtattet.

3. Die Vöglein waren ſeine Luſt,
Er hörte gern ihr Singen
Und hüpfte ſelber in der Bruſt,
Wie muntre Vöglein ſpringen.

4. Der Sänger lauſchte, mit Acht und Müh
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch ſchallt ſein Lied wie Morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.

5. Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Koſen;
Drum ſingt er oft mit ſüßem Schall
Von Minneluſt und Roſen.

6. Auch liebt' er, wie die Vögelein
Ein Wanderleben führen

Und Gärten und Felder aus und ein
Die Flügel frisch zu rühren.
7. So streift' er über den Wiesengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Nestchen fund
Auf einem stolzen Wipfel.
8. An Vögel mahnt des Sängers Nam,
Ein Vöglein saß im Schilde,
Und als es nun zu sterben kam,
Bedacht er sie gar milde:
9. „Vier Löcher höhlt in meinen Stein,
Und senkt darin vier Tröglein,
Und schüttet Wasser und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"
10. Und was er bat im letzten Drang,
Willfahret ward ihm eilig.
Die Klosterbrüder hielten lang
Des Sängers Willen heilig.
11. Herr Walther von der Vogelweid
Ist unser Meister geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Heid
Und singen frische Weisen.

Julius Sturm.

115. Belle-Alliance.

Der Blücher war so lahm und wund,
Daß kaum im Bett er liegen kunnt;
Doch stand er auf, rief nach dem Pferd
Und schnallte um sein schartig Schwert.
Da kam, um ihn erst einzureiben,
Der Feldscher, doch der greise Held
Rief: „Narr, laß heut dein Schmieren bleiben,

Denn gehts in eine andre Welt,
Ists unserm Herrgott einerlei,
Ob ich einbalsamieret sei."
Riefs, stieg aufs Pferd und kommandiert:
„Vorwärts, ihr Kinder, nicht geziert!
Vorwärts; laßt hoch die Fahnen wehn,
Was gehen soll, das muß auch gehn!
Ich habs dem Wellington versprochen
Und hab noch nie mein Wort gebrochen.
Vorwärts, und wenn zu dick die Reihn
Der Feinde, schlagt mit Kolben drein!"
Und fort gings mutig drauf und dran;
Da ging ein lustges Tanzen an,
Die Deutschen nahmen mit den Britten
Viel tausend Franzen in die Mitten
Und ließen sie nicht früher los,
Als bis sie endlich atemlos
Vom blutbedeckten Tanzplatz flohn,
Voran ihr Held Napoleon.
Und als der Tanz vorüber war,
Umarmte sich das Heldenpaar
Und teilte ohne Neid den Kranz
Des Sieges bei Belle-Alliance.

116. Ein Kunststück.

Der Vater Blücher saß beim Wein,
Und rings ertönte laut sein Lob,
Als sich der Feldmarschall erhob
Und rief: „Mir fällt ein Kunststück ein!
Ihr Herren, die ihr so vieles wißt,
Wißt ihr, wie man den Kopf sich küßt?"
Da rieten sie wohl hin und her,
Das Kunststück dünkte ihnen schwer,
Der Blücher aber lachte schlau
Und — küßte seinen Gneisenau.

117. Mein Vaterland.

1. Dem Land, wo meine Wiege ſtand,
Iſt doch kein andres gleich;
Es iſt mein liebes Vaterland
Und heißt das deutſche Reich.

2. Wie lieblich ſind hier Berg und Thal,
Die Wälder wie ſo ſchön,
Wie lockend auch im Sonnenſtrahl
Die rebumkränzten Höhn!

3. An Städten rauſcht vorbei der Strom,
Trägt reicher Kaufherrn Gut,
Und freundlich ſpiegelt Burg und Dom
Sich in der blauen Flut.

4. Mein Kaiſer aber thront als Held
In tapfrer Heldenſchar
Und führt in ſeinem Wappenfeld
Den ſieggewohnten Aar.

5. Drum, fragt man mich nach meinem Land,
Brennt mir das Herz ſogleich,
Und ſtolz dem Frager zugewandt,
Ruf ich: das deutſche Reich!

118. Wanderlied.

1. Am Himmel wandern Wolken und Wind,
Auf Erden Ströme und Quellen;
Wir aber ſchnüren das Ränzlein geſchwind
Als fröhliche Wandergeſellen.

2. Wir folgen der plätſchernden Quelle Lauf
Und geben ihr jubelnd Geleite,
Hier nimmt ein ſchattiger Wald uns auf
Und dort die ſonnige Heide.

3. Es lockt die Burg, es winkt der Dom,
Es grüßen uns Reben vom Hügel;
Wir wandern mit dem rauſchenden Strom
Zum Meer, als hätten wir Flügel.

4. Wir ſtehn am Strande, die Blicke frei,
Von weißen Möwen umflogen,
Und grüßen mit lautem Jubelſchrei
Die hoch ſich türmenden Wogen.
5. O, ſeht, dort tanzt ein ſchlankes Schiff;
Ach, nähm es uns mit vom Strande!
Wir führen luſtig trotz Sturm und Riff
Bis in die fernſten Lande.

Johannes Trojan.

*119. Der Dornbuſch.

Draußen auf dem Rain
Steht einer in Regen und Sonnenſchein.
Mit Wind und Wetter ſpricht er,
Wer ihm was thut, den ſticht er,
Im Mai ſetzt er mit Fleiße
Sich Röslein auf ſchneeweiße.
Im Sommer geht er dunkelgrün;
Im Herbſte, wenn die Schwalben ziehn,
Und wenn die Blätter fallen,
Trägt er Krönlein von Korallen.
Auch hat er viele Gäſte,
Die ſagen von ihm das Beſte;
Eſſen bei ihm manch gut Gericht,
Zirpen und ſingen, aber zahlen nicht.

120. Neues von draußen.

1. 's geht draußen was Beſondres vor,
Es regt ſich, was ſich lang gerührt.
Die Sonn beſieht ſichs jeden Tag
Und lacht es an und ſagt: „'s wird gut!“

2. Man spricht davon im Sperlingsnest,
Da zwitschert es mit hellem Ton:
„Ihr Kinder, bald gibts größres Brot!
's wird besser schon! 's wird besser schon!"
3. Im Wald ist auch der Haselbusch
Schon wach und blinzelt schon ins Licht;
Und schneits ihm in die Augen mal,
Er ists gewohnt, ihn stört es nicht.
4. Aus dunklen Beeten brichts hervor,
Hellgrün und rot drängt sichs herauf.
Eins sieht sich nach dem andern um:
„Kommst auch so früh? bist auch schon auf?"
5. Ein Sträuchlein schimmert grünlich schon;
Noch zitterts, wenn der Nordwind weht,
Doch rufts getrost: „Ihr andern, kommt!
Man hält es aus — es geht! es geht!"
6. Ein Lerchlein schwebt in klarer Luft
Hoch überm Ackersmann und singt:
„Ich bin die erst, die erst bin ich,
Die dir ein Lied vom Frühling bringt!"

121. Heidekraut.

1. In dem duftgen Nadelwalde,
Hügelab dem Meere zu,
Keine ist auf Heid und Halde
Zierlicher gebaut als du.
2. Zwar dem Pflug mit zähen Ästchen
Wehrst du kühn sein hartes Recht;
Schützend doch um manches Nestchen
Breitest du dein Zweiggeflecht.
3. Heißer Erntetag erglühte
Über goldgeschmückten Aun,
Wies und Garten stand in Blüte,
Und noch lag die Heide braun.

4. Plötzlich mit unzählgen Äuglein
Blickſt du in die Welt hinaus,
Und ein jedes ſchlanke Zweiglein
Wird zum allerliebſten Strauß.

5. Plötzlich auf der ſtillen Weite
Regt ſich ſummender Verkehr:
Vielgeſchäftge Arbeitsleute,
Ziehn die Bienchen hin und her.

6. Welch ein Wald, ein dichtverzweigter,
Für der kleinen Elfen Schar!
Königskerz, ein goldner Leuchter,
Ragt darüber ſtolz und klar.

7. Welch ein Teppich, ſchön gewoben
Von dem ſchimmernd roten Kraut!
Welch ein Beet dem, der von oben
Auf der Erde Garten ſchaut!

122. Zwergwanderſchaft.

1. Es geht ein Männlein
Am Morgen aus,
Wagt ſich gar keck
In die Welt hinaus.

2. Vorſichtig tappt es
Durchs zarte Moos.
„Die Glockenblume,
Wie iſt ſie groß!“

3. Unterm Pilzdach hälts
Ein Weilchen Raſt.
Vor einer Spinne
Flieht es mit Haſt.

4. Mit Zittern ſchleicht es
Vorbei am Stein,
Wo die Eidechs liegt
Im Sonnenſchein.

5. Von einer Erdbeer,
Schön reif und rot,
Ißt es ein Zwölfteil
Als Mittagbrot.

6. Moosbecher winkt ihm,
Mit Tau gefüllt,
Da hat es reichlich
Den Durſt geſtillt.

7. Wie die Sonne ſinkt
Und es Abend wird,
Im Heidekraut
Hat es ſich verirrt.

8. Es kennt die Wege,
Die Stege nicht —
Da ſchimmert vor ihm
Grüngoldnes Licht.

9. Glühwürmchen ist es —
„Glühwürmchen, hier
Ist ein Verirrter,
Komm, leuchte mir!“
10. Glühwürmchen freundlich
Fliegt ihm voraus
Und zeigt ihm richtig
Zurück ins Haus.
11. Wo Tannenwurzel
Sich knorrig streckt,
Da liegt das Häuschen,
Ist ganz versteckt.
12. „Dankschön!“ sagts Männlein
Und schlüpft hinein. — [lein
Das mocht ein winziges
Zwerglein sein.

Ludwig Uhland.

123. Die Kapelle.

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab,
Drunten singt bei Wies und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.
2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.
3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

124. Des Knaben Berglied.

1. Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
Seh auf die Schlösser all herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab vom Berge!
2. Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab vom Berge!

3. Der Berg, der ist mein Eigentum,
Da ziehn die Stürme rings herum;
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

4. Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh!
Ich bin der Knab vom Berge!

5. Und wann die Sturmglock einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig ich nieder, tret ins Glied
Und schwing mein Schwert und sing mein Lied:
Ich bin der Knab vom Berge!

125. Roland Schildträger.

1. Der König Karl saß einst zu Tisch
Zu Aachen mit den Fürsten.
Man stellte Wildbret auf und Fisch
Und ließ auch keinen dürsten.
Viel Goldgeschirr von klarem Schein,
Manch roten, grünen Edelstein
Sah man im Saale leuchten.

2. Da sprach Herr Karl, der starke Held:
„Was soll der eitle Schimmer?
Das beste Kleinod dieser Welt,
Das fehlet uns noch immer;
Dies Kleinod, hell wie Sonnenschein,
Ein Riese trägts im Schilde sein
Tief im Ardennerwalde."

3. Graf Richard, Erzbischof Turpin,
Herr Haimon, Naims von Baiern,
Milon von Anglant, Graf Garin,
Die wollten da nicht feiern:
Sie haben Stahlgewand begehrt
Und hießen satteln ihre Pferd',
Zu reiten nach dem Riesen.

4. Jung Roland, Sohn des Milon, sprach:
„Lieb Vater, hört! ich bitte:
Vermeint Ihr mich zu jung und schwach,
Daß ich mit Riesen stritte,

Doch bin ich nicht zu winzig mehr,
Euch nachzutragen Euern Speer
Samt Eurem guten Schilde."

5. Die sechs Genossen ritten bald
Vereint nach den Ardennen;
Doch als sie kamen in den Wald,
Da thäten sie sich trennen.
Roland ritt hinterm Vater her;
Wie wohl ihm war, des Helden Speer,
Des Helden Schild zu tragen!

6. Bei Sonnenschein und Mondenlicht
Streiften die kühnen Degen;
Doch fanden sie den Riesen nicht
In Felsen noch Gehegen.
Zur Mittagsstund am vierten Tag
Der Herzog Milon schlafen lag
In einer Eiche Schatten.

7. Roland sah in der Ferne bald
Ein Blitzen und ein Leuchten,
Davon die Strahlen in dem Wald
Die Hirsch' und Reh' aufscheuchten;
Er sah: es kam von einem Schild,
Den trug ein Riese groß und wild,
Vom Berge niedersteigend.

8. Roland gedacht im Herzen sein:
„Was ist das für ein Schrecken?
Soll ich den lieben Vater mein
Im besten Schlaf erwecken?
Es wachet ja sein gutes Pferd,
Es wacht sein Speer, sein Schild und Schwert,
Es wacht Roland, der junge."

9. Roland das Schwert zur Seite band,
Herrn Milons starkes Waffen;
Die Lanze nahm er in die Hand
Und thät den Schild aufraffen;
Herrn Milons Roß bestieg er dann
Und ritt erst sachte durch den Tann,
Den Vater nicht zu wecken.

10. Und als er kam zur Felsenwand,
Da sprach der Ries mit Lachen:
„Was will doch dieser kleine Fant
Auf solchem Rosse machen?
Sein Schwert ist zwier so lang als er.
Vom Rosse zieht ihn schier der Speer,
Der Schild will ihn erdrücken."

11. Jung Roland rief: „Wohlauf, zum Streit!
Dich reuet noch dein Necken.
Hab ich die Tartsche lang und breit,
Kann sie mich besser decken;
Ein kleiner Mann, ein großes Pferd,
Ein kurzer Arm, ein langes Schwert,
Muß eins dem andern helfen."

12. Der Riese mit der Stange schlug,
Auslangend in die Weite;
Jung Roland schwenkte schnell genug
Sein Roß noch auf die Seite.
Die Lanz er auf den Riesen schwang;
Doch von dem Wunderschilde sprang
Auf Roland sie zurücke.

13. Jung Roland nahm in großer Hast
Das Schwert in beide Hände,
Der Riese nach dem seinen faßt',
Er war zu unbehende;
Mit flinkem Hiebe schlug Roland
Ihm unterm Schild die linke Hand,
Daß Hand und Schild entrollten.

14. Dem Riesen schwand der Mut dahin,
Wie ihm der Schild entrissen:
Das Kleinod, das ihm Kraft verliehn,
Mußt er mit Schmerzen missen.
Zwar lief er gleich dem Schilde nach:
Doch Roland in das Knie ihn stach,
Daß er zu Boden stürzte.

15. Roland ihn bei den Haaren griff,
Hieb ihm das Haupt herunter,
Ein großer Strom von Blute lief
Ins tiefe Thal hinunter;
Und aus des Toten Schild hernach
Roland das lichte Kleinod brach
Und freute sich am Glanze.

16. Dann barg ers unterm Kleide gut
Und ging zu einem Quelle:
Da wusch er sich von Staub und Blut
Gewand und Waffen helle.
Zurücke ritt der jung Roland
Dahin, wo er den Vater fand
Noch schlafend bei der Eiche.

17. Er legt' sich an des Vaters Seit,
Vom Schlafe selbst bezwungen,
Bis in der kühlen Abendzeit
Herr Milon aufgesprungen:
„Wach auf, wach auf, mein Sohn Roland!
Nimm Schild und Lanze schnell zur Hand,
Daß wir den Riesen suchen!"

18. Sie stiegen auf und eilten sehr,
Zu schweifen in der Wilde.
Roland ritt hinterm Vater her
Mit dessen Speer und Schilde.
Sie kamen bald zu jener Stätt,
Wo Roland jüngst gestritten hätt;
Der Riese lag im Blute.

19. Roland kaum seinen Augen glaubt',
Als nicht mehr war zu schauen
Die linke Hand, dazu das Haupt,

So er ihm abgehauen,
Nicht mehr des Rieſen Schwert und Speer,
Auch nicht ſein Schild und Harniſch mehr,
Nur Rumpf und blutge Glieder.

20. Milon beſah den großen Rumpf:
„Was iſt das für 'ne Leiche?
Man ſieht noch am zerhaunen Stumpf,
Wie mächtig war die Eiche.
Das iſt der Rieſe. Frag ich mehr?
Verſchlafen hab ich Sieg und Ehr,
Drum muß ich ewig trauern.“

21. Zu Aachen vor dem Schloſſe ſtund
Der König Karl gar bange:
„Sind meine Helden wohl geſund?
Sie weilen allzulange.
Doch ſeh ich recht, auf Königswort,
So reitet Herzog Haimon dort,
Des Rieſen Haupt am Speere.“

22. Herr Haimon ritt in trübem Mut,
Und mit geſenktem Spieße
Legt' er das Haupt, beſprengt mit Blut,
Dem König vor die Füße:
„Ich fand den Kopf im wilden Hag,
Und fünfzig Schritte weiter lag
Des Rieſen Rumpf am Boden.“

23. Bald auch der Erzbiſchof Turpin
Den Rieſenhandſchuh brachte,
Die ungefüge Hand noch drin;
Er zog ſie aus und lachte:
„Das iſt ein ſchön Reliquienſtück;
Ich bring es aus dem Wald zurück,
Fand es ſchon zugehauen.“

24. Der Herzog Naims von Baierland
Kam mit des Rieſen Stange:
„Schaut an, was ich im Walde fand!
Ein Waffen ſtark und lange.
Wohl ſchwitz ich von dem ſchweren Druck;
Hei, bairiſch Bier ein guter Schluck
Sollt mir gar köſtlich munden!“

25. Graf Richard kam zu Fuß daher,
Ging neben ſeinem Pferde;
Das trug des Rieſen ſchwere Wehr,
Den Harniſch ſamt dem Schwerte:
„Wer ſuchen will im wilden Tann,
Manch Waffenſtück noch finden kann,
Iſt mir zu viel geweſen.“

26. Der Graf Garin thät ferne ſchon
Den Schild des Rieſen ſchwingen.

„Der hat den Schild, des ist die Kron,
Der wird das Kleinod bringen!“ —
„Den Schild hab ich, ihr lieben Herrn!
Das Kleinod hätt ich gar zu gern,
Doch das ist ausgebrochen.“

27. Zuletzt thät man Herrn Milon sehn,
Der nach dem Schlosse lenkte;
Er ließ das Rößlein langsam gehn,
Das Haupt er traurig senkte.
Roland ritt hinterm Vater her
Und trug ihm seinen starken Speer
Zusamt dem festen Schilde.

28. Doch wie sie kamen vor das Schloß
Und zu den Herrn geritten,
Macht' er von Vaters Schilde los
Die Zierat in der Mitten;
Das Riesenkleinod setzt' er ein,
Das gab so wunderklaren Schein,
Als wie die liebe Sonne.

29. Und als nun diese helle Glut
Im Schilde Milons brannte,
Da rief der König wohlgemut:
„Heil, Milon von Anglante!
Der hat den Riesen übermannt,
Ihm abgeschlagen Haupt und Hand,
Das Kleinod ihm entrissen.“

30. Herr Milon hatte sich gewandt,
Sah staunend all die Helle:
„Roland, sag an, du junger Fant!
Wer gab dir das, Geselle?“ —
„Um Gott, Herr Vater, zürnt mir nicht,
Daß ich erschlug den groben Wicht,
Derweil Ihr eben schliefet!“

Johann Nepomuk Vogl.

126. Heinrich der Vogler.

1. Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
Recht froh und wohlgemut;
Aus tausend Perlen blinkt und blitzt
Der Morgenröte Glut.

2. In Wies und Feld und Wald und Au
Horch, welch ein süßer Schall!
Der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
Die süße Nachtigall!

3. Herr Heinrich ſchaut ſo fröhlich drein:
„Wie ſchön iſt heut die Welt!
Was gilts, heut gibts 'nen guten Fang!“
Er lugt zum Himmelszelt.

4. Er lauſcht und ſtreicht ſich von der Stirn
Das blondgelockte Haar:
„Ei doch! was ſprengt denn dort herauf
Für eine Reiterſchar?“

5. Der Staub wallt auf, der Hufſchlag dröhnt,
Es naht der Waffen Klang:
„Daß Gott! die Herrn verderben mir
Den ganzen Vogelfang!

6. Ei nun! was gibts?“ — Es hält der Troß
Vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und ſpricht:
„Wen ſucht ihr da? ſagt an!“

7. Da ſchwenken ſie die Fähnlein bunt
Und jauchzen: „Unſern Herrn!
Hoch lebe Kaiſer Heinrich! hoch
Des Sachſenlandes Stern!“

8. Dies rufend, knien ſie vor ihn hin
Und huldigen ihm ſtill
Und rufen, als er ſtaunend fragt:
„'s iſt deutſchen Reiches Will!“

9. Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
Hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabſt mir einen guten Fang,
Herr Gott, wie Dirs gefällt!“ —

Peter Zirbes.

*127. Das verlorene Schühlein.

(Sage aus dem Kyllthale in der Eifel.)

1. Was ſchleichet da drunten im Mondenſtrahl
Zur ſpäten Mitternachtsſtunde
Dort an der Kyll im Wieſenthal,
Allnächtlich macht es die Runde?

2. Ei, das iſt ein Wichtlein, dort ſteht es am Born,
Blickt traurig zur Erde nieder.
Dort hat es ſein goldenes Schühlein verlorn
Beim Tanze und findets nicht wieder.

3. Der Schäfer, der es im Graſe fand,
Der hat es zum Goldſchmied getragen,
Und dieſer hat daraus allerhand
Koſtbare Sachen geſchlagen.

4. O, böſer Schäfer, ach, hätteſt du
Dem Armen es wiedergegeben,
So hätte der kleine Schelm doch Ruh,
Nun iſt ſie dahin für ſein Leben.

5. Nun darf er nicht wieder in den Schacht,
Wo ſeine Brüder hauſen,
Drum klagt er einſam jede Nacht
Vergebens ſuchend draußen.

Volkslieder.

128. Vom Waſſer und vom Wein.

1. Ich weiß mir ein Liedlein hübſch und fein
Wohl von dem Waſſer, wohl von dem Wein.
Der Wein kanns Waſſer nit leiden,
Sie wollen wohl alleweg ſtreiten.

2. Da ſprach der Wein: „Bin ich ſo fein,

Man führt mich in alle die Länder hinein,
Man führt mich vors Wirt sein Keller
Und trinkt mich für Muskateller."

3. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe in alle die Länder hinein,
Ich laufe dem Müller ums Hause
Und treibe das Rädlein mit Brause."

4. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man schenkt mich in Gläser und Becherlein
Und trinkt mich für süß und für sauer,
Der Herr als gleich wie der Bauer."

5. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man trägt mich in die Küche hinein,
Man braucht mich die ganze Wochen
Zum Waschen, zum Backen, zum Kochen."

6. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Bürgermeister und Rat insgemein
Den Hut vor mir abnehmen
Im Ratskeller zu Bremen."

7. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Man gießt mich in die Flamm hinein,
Mit Spritz und Eimer man rennet,
Daß Schloß und Haus nicht verbrennet."

8. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Ich spring aus Marmorbrünnelein,
Wenn sie den Kaiser krönen
Zu Frankfurt wohl auf dem Römer."

9. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Es gehn die Schiffe groß und klein,
Sonn, Mond auf meiner Straßen,
Die Erd thu ich umfassen."

10. Da sprach der Wein: „Bin ich so fein,
Man pflanzt mich in die Gärten hinein,
Da laß ich mich hacken und hauen
Von Männern und schönen Jungfrauen."

11. Da sprach das Wasser: „Bin ich so fein,
Ich laufe dir unter die Wurzel hinein,
Wär ich nicht an dich geronnen,
Du hättest nicht können kommen.“
12. Da sprach der Wein: „Und du hast recht,
Du bist der Meister, ich bin der Knecht,
Das Recht will ich dir lassen,
Geh du nur deiner Straßen!“

129. Das Federspiel.

1. Wohlauf, ihr klein Waldvögelein, die ihr in Lüften schwebt,
Stimmt an, lobt Gott den Herren mein, singt all, die Stimm erhebt!
Denn Gott hat euch erschaffen, sich selbst zu Lob und Ehr,
Sang, Feder, Schnabel, Waffen, kommt alles von ihm her.

Adler.

2. Der aller Vögel König ist, macht billig den Anfang.
Komm, Adler! komm hervor, wo bist? stimm an den Vogelsang!
Der Vorzug dir gebühret, kein Vogel ist dir gleich,
Drum dich im Wappen führet der Kaiser und das Reich.

Bachstelz.

3. Die Bachstelz thut oft schnappen und fängt der Mücken viel,
Es hört nicht auf zu knappen ihr langer Pfannenstiel,
Den Schweif thut sie stets zwingen, sie läßt ihm niemals Ruh:
Wenn andre Vögel singen, schlägt sie den Takt dazu.

Henne und Hahn.

4. Die Henne fröhlich gaggagagt und macht ein groß Geschrei,
Die Bäurin weiß wohl, was sie sagt, und geht und holt das Ei.
Der Hahn thut früh aufwecken den Knecht und faule Magd,
Sie thun sich erst recht strecken und schlafen, bis es tagt.

Imme.

5. Das honigsüße Immelein sich spät und früh bemüht,
Es sitzt auf allen Blümelein, versuchet alle Blüt,
Sehr emsig fliegts herummer, trägt ein mit großem Fleiß
Und sucht den ganzen Sommer auch für den Winter Speis.

Kanarienvogel.

6. Das lieb Kanarievögelein kömmt her aus fremdem Land,
Es singt gar schön, zart, hell und rein, wie allen ist bekannt.
Den Zucker frißt es gerne, doch nimmt es auch vorlieb,
Wenn man ihm Hanfsamkerne und Rübesamen gibt.

Lerche.

7. Das Lerchlein in den Lüften schwebt und singt den Himmel an,
Vom grauen Feld es sich erhebt und tröst den Ackersmann.
Gar hoch thut es sich schwingen, daß mans kaum sehen mag.
Im Kreis herum thuts singen, lobt Gott den ganzen Tag.

Nachtigall.

8. O Nachtigall, dein edler Schall bringt uns sehr große Freud,
Dein Stimm durchstreift all Berg und Thal zur schönen Sommerzeit.
Wenn du fängst an zu zücken, die Vöglein schweigen still,
Es läßt sich keiner blicken, keiner mehr singen will.

Schwalbe.

9. Schwätzerlein, wie schwätzst so toll und plauderst hin und her,
Früh hast du Kist und Kasten voll, abends ist alles le- le- leer;
Zu morgen, eh die Sonn aufsteht, erzählst du deinen Traum,
Und abends, wenn sie niedergeht, hast du geendet kaum.

---

10. O, sagt, ihr lieben Vögelein, wer ists, der euch erhält?
Wo fliegt ihr hin, wo kehrt ihr ein, wenn Schnee im Winter fällt,
Wo nehmt ihr eure Nahrung, so viel als ihr begehrt?
Es zeigt ja die Erfahrung, daß Gott euch alle nährt.

11. Ihr habt kein Feld, kein Heller Geld, nichts, das die Tasche füllt,
Der Tannebaum ist euer Zelt; Trotz dem, der euch was stiehlt!
Euer Pflug ist: lustig singen! stets lobt ihr Gott, den Herrn,
Die Töne thut ihr schwingen bis zu dem Abendstern.

12. Ihr habt nicht Koch, nicht Keller und seid so wohlgemut,
Ihr trinkt nicht Muskateller und habt so freudig Blut.
Nichts haben, nichts begehren ist euer Liverei.
Ihr habt ein guten Herren, er hält euch alle frei.

130. Wachtelwacht.

1. Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt:
„Lobet Gott, lobet Gott!
Mir kommt kein Schauder," sie sagt;
Fliehet von einem ins andre grün Feld
Und uns den Wachstum der Früchte vermeldt,
Rufet zu allen mit Lust und mit Freud:
„Danke Gott, danke Gott!
Der du mir geben die Zeit."

2. Morgens sie ruft, eh der Tag noch anbricht:
„Guten Tag, guten Tag!"
Wartet der Sonnen ihr Licht.
Ist sie aufgangen, so jauchzt sie vor Freud,
Schüttert die Federn und strecket den Leib,
Wendet die Augen dem Himmel hinzu:
„Dank sei Gott, dank sei Gott,
Der du mir geben die Ruh!"

3. Kommt nun der Weidmann mit Hund und mit Blei:
„Fürcht mich nicht, fürcht mich nicht!
Liegend ich beide nicht scheu.
Steht nur der Weizen und grünet das Laub,
Ich meinen Feinden nicht werde zum Raub;
Aber die Schnitter, die machen mich arm,
Wehe mir, wehe mir!
Daß sich der Himmel erbarm!"

4. Kommen die Schnitter, so ruft sie ganz keck:
„Tritt mich nicht! tritt mich nicht!"
Liegend zur Erde gestreckt.
Flieht von geschnittenen Feldern hindann,
Weil sie sich nirgend verbergen mehr kann,
Klaget: „Ich finde kein Körnlein darin,
Ist mir leid! ist mir leid!"
Flieht zu den Saaten dahin.

5. Iſt nun das Schneiden der Früchte vorbei:
„Harte Zeit! harte Zeit!“
Schon kommt der Winter herbei.
Hebt ſich, zum Lande zu wandern nun fort,
Hin zu dem andern weit fröhlichern Ort,
Wünſchet indeſſen dem Lande noch an:
„Hüt dich Gott, hüt dich Gott!“
Fliehet in Frieden bergan.

*131. Rätſelfragen.

Welche Bruſt iſt ohne Herz?
Welches Leid bekämpft den Schmerz?
Welches Horn iſt flink und ſchnell?
Welches plump mit dickem Fell?
Welche Zeit wohl jedes mag?
Welcher Abend iſt ein Tag?
Welches Spiel läuft in den Wald?
Welche Jungfrau iſt ſehr kalt?
Welche Bahn läuft ſelber fort?
Welcher Span grünt immerfort?
Welche Meiſen ſingen nie?
Welche Mücken fliegen nie?
Welcher Sack hat Pferd und Sporn?
Welches Garn viel Wein und Korn?
Welcher Hund ſchlingt Erz und Stein?
Welcher Mund hat Arm und Bein?
Welche Vier iſt keine Zahl?
Ratet, Kinder, nun einmal!

Lebensabriß der Dichter.

Arndt Ernst Moritz, geb. 26. Dezember 1769 zu Schoritz auf Rügen, unter schwedischer Herrschaft, † 29. Januar 1860 zu Bonn. In den Jahren der Fremdherrschaft half er durch Schriften, Wort und mutiges Beispiel die Befreiung vorbereiten.

Bechstein Ludwig, geb. 24. November 1801 zu Weimar, † 4. Mai 1860 zu Meiningen. Er studierte Philosophie und wirkte bis zu seinem Tode als Bibliothekar und Archivar in Meiningen.

Bürger Gottfried August, geb. 31. Dezember 1747 zu Molmerschwende am Harz, † 8. Juni 1794 zu Göttingen. Er studierte Rechtswissenschaft, wurde Amtmann bei Göttingen, später Universitätslehrer daselbst.

Claudius Matthias, geb. 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, † 21. Januar 1815 zu Hamburg. Er lebte seit 1777 in Wandsbeck bei Hamburg und gab den „Wandsbecker Boten" heraus.

Dieffenbach Georg Christian, geb. 4. Dezember 1822 zu Schlitz in Hessen. Er lebt als Oberpfarrer in Schlitz und ist sowohl als theologischer Schriftsteller, wie durch seine zahlreichen Kinderlieder weithin bekannt. Letztere sind von Kern, Abt u. a. in Musik gesetzt.

von Eichendorff Joseph, geb. 10. März 1788 zu Lubowitz in Oberschlesien, † 26. November 1857 zu Neiße. Er studierte Rechtswissenschaft, machte den Freiheitskrieg mit und wurde später geheimer Ministerialrat in Berlin.

Enslin Karl, geb. 21. September 1819 zu Frankfurt a. M., † 24. Oktober 1875 als Lehrer ebendaselbst. Er hat ein Frankfurter Sagenbuch und viele Kinderlieder veröffentlicht.

Fechner August Theodor, geb. 19. April 1809 zu Groß-Särchen i. d. Lausitz, † 18. November 1887 zu Leipzig. Am bekanntesten ist er als naturwissenschaftlicher Forscher — er war Professor an der Universität Leipzig — doch hat er auch poetische Werke veröffentlicht und zwar unter dem Namen Mises.

Fontane Theodor, geb. 30. Dezember 1819 zu Neuruppin. Er lebt als Schriftsteller in Berlin. Außer seinen Gedichten sind besonders die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" berühmt geworden.

Franz Agnes, geb. 8. März 1794 zu Militsch in Schlesien, † 13. Mai 1843 zu Brandenburg. Sie wirkte lange als Vorsteherin einer wohlthätigen Anstalt zu Wesel und lebte später in Breslau.

Geibel Emanuel, geb. 18. Oktober 1815 zu Lübeck, † 6. April 1884 ebendaselbst. Er studierte in Bonn und Berlin Philologie und veröffentlichte 1840 seine ersten Gedichte. Er lebte als Professor in München, seit 1868 jedoch in seiner Vaterstadt.

Gellert Christian Fürchtegott, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen im Erzgebirge, † 13. Dezember 1769 zu Leipzig. Er hat lange Jahre in Leipzig höchst segensreich als Professor der Moral gewirkt. Seine geistlichen Lieder, seine Fabeln und Erzählungen waren in der *zweiten Hälfte des* vorigen Jahrhunderts weitverbreitet.

Gerok Karl, geb. 30. Januar 1815 zu Vaihingen in Württemberg, † 14. Januar 1890 zu Stuttgart. Er wirkte als Oberhofprediger in Stuttgart. Von seinen Gedichten sind die „Palmblätter" besonders beliebt geworden.

Gleim Johann Wilhelm Ludwig, geb. 2. April 1719 zu Ermsleben bei Halberstadt, † 18. Februar 1803 zu Halberstadt. Er studierte Rechtswissenschaft, machte als Beamter den zweiten schlesischen Krieg mit und lebte von 1747 ab als Sekretär des Domkapitels und Kanonikus zu Halberstadt. Er hat zahlreiche Fabeln gedichtet.

Görres Guido, geb. 28. Mai 1805 zu Koblenz, † 14. Juli 1852 zu München. Er war, wie sein Vater, der berühmte Joseph Görres, Geschichtsforscher und lebte zu München; besonders bekannt wurde sein Festkalender in Bildern und Liedern, zu welchem Graf Pocci und andere die Zeichnungen lieferten.

von Goethe Johann Wolfgang, geb. 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., † 22. März 1832 zu Weimar. Er studierte Rechtswissenschaft in Leipzig und Straßburg, lebte von 1772—75 in Frankfurt und ward dann vom Herzog Karl August nach Weimar berufen.

Güll Friedrich, geb. 1. April 1812 zu Ansbach, † 23. Dezember 1879 als Lehrer an der protestantischen Pfarrschule zu München. Er ist einer unserer beliebtesten Kinderliederdichter.

von Hagedorn Friedrich, geb. 23. April 1708 zu Hamburg, † 28. Oktober 1754 ebendaselbst. Er war im vorigen Jahrhundert als Fabeldichter und Liederdichter hoch geschätzt.

Hebel Johann Peter, geb. 10. Mai 1760 zu Basel, † 22. September 1826 zu Schwetzingen. Seine Eltern waren Bauersleute und wohnten zu Hausen, im Thal der Wiese im Schwarzwald. Er wirkte lange Jahre als Lehrer in Karlsruhe. Durch seine Gedichte in der Mundart seiner Heimat reiht er sich unsern besten Dichtern an.

Hensel Luise, geb. 30. März 1798 zu Linum (Brandenburg), † 18. Dezember 1876 zu Paderborn. Als Dichterin besonders geistlicher Lieder bekannt.

Hey Wilhelm, geb. 26. Mai 1789 zu Laucha bei Gotha, † 19. Mai 1854 zu Ichtershausen. Er war Prediger in Gotha und Ichtershausen und ist besonders durch seine Fabeln bekannt, welche er zu Zeichnungen des Hamburger Malers Speckter gedichtet hat.

Hoffmann von Fallersleben August Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben (Hannover), † 19. Januar 1874 zu Corvey an der Weser. Er ist einer unserer besten Liederdichter.

Kletke Hermann, geb. 13. März 1813 zu Breslau, † 2. Mai 1886 daselbst. Er studierte Philologie und lebte seit 1837 in Berlin.

Knapp Albert, geb. 25. Juli 1798 zu Tübingen, † 18. Juni 1864 zu Stuttgart. Er war seit 1836 Stadtpfarrer in Stuttgart und hat sich durch Forschungen und Sammlungen auf dem Gebiete des Kirchenliedes, sowie durch viele Gedichte, meist frommen Inhaltes, einen geachteten Namen erworben.

Kopisch August, geb. 26. Mai 1799 zu Breslau, † 6. Februar 1853 zu Berlin. Er war Landschaftsmaler und brachte die Jahre von 1823—1828 in Italien zu. Später lebte er als Professor in Berlin und Potsdam.

Löwenstein Rudolf, geb. 20. Februar 1819 zu Breslau, *† 5. Januar 1891 zu* Berlin. Er studierte Philologie und war *anfänglich als Lehrer und* Litterat in Berlin thätig. 1848 ward er Mitbe-

gründer des „Kladderadatsch", dessen langjähriger Redakteur er war.

Mosen Julius, geb. 8. Juli 1803 zu Marienei im Voigtlande, † 10. Oktober 1867 zu Oldenburg.

Müller Wilhelm, geb. 7. Oktober 1794 zu Dessau, † 30. September 1827 daselbst. Er machte den Befreiungskrieg mit und war von 1819 ab Gymnasiallehrer in seiner Vaterstadt.

Müller Wolfgang, geb. 5. März 1815 zu Königswinter, † 29. Juni 1893 zu Neuenahr. Er war Arzt in Düsseldorf und Köln und hat mit Vorliebe rheinische Sagen dichterisch gestaltet.

Nänny Jakob Konrad, geb. 24. September 1783 zu Herisau i. d. Schweiz, war später Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt a. M. und wurde 1819 als Gymnasiallehrer nach Kreuznach berufen. Wegen Geisteskrankheit 1837 pensioniert, starb er am 24. Mai 1847.

Pfarrius Gustav, geb. 31. Dezember 1800 zu Heddesheim bei Kreuznach, † 15. August 1884 zu Köln. Er lebte als Gymnasiallehrer von 1834—1863 in Köln und hat sich besonders durch seine Waldlieder und sein „Nahethal in Liedern" bekannt gemacht.

Pfeffel Gottlieb Konrad, geb. 28. Juni 1736 zu Kolmar im Elsaß, † 1. Mai 1809 daselbst. Er studierte Rechtswissenschaft; seit dem Jahre 1757 erblindet, gründete er in seiner Vaterstadt ein Erziehungshaus für junge Edelleute. Er wurde 1803 Präsident des evangelischen Konsistoriums in Kolmar.

Reinick Robert, geb. 22. Februar 1805 zu Danzig, † 7. Februar 1852 zu Dresden. Er lebte als Maler in Berlin und Düsseldorf, hielt sich von 1838—1841 in Italien auf, von 1844 ab in Dresden.

Rückert Friedrich, geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, † 31. Januar 1866 zu Neuseß. Er studierte Philologie und lebte als Professor der orientalischen Sprachen zu Erlangen und Berlin, seit 1849 zu Neuseß.

von Sallet Friedrich, geb. 20. April 1812 zu Neiße, † 21. Februar 1843 zu Reichau in Schlesien. Er war preußischer Offizier, nahm aber 1838 seinen Abschied und lebte seitdem als Privatmann.

von Schmid Christoph, geb. 15. August 1768 zu Dinkelsbühl, in Baiern, † 3. September 1854 zu Augsburg. Er wirkte als höherer katholischer Geistlicher lange in Augsburg und ist bis heute einer der gelesensten Jugendschriftsteller.

Schnezler August, geb. 4. August 1809 zu Freiburg im Breisgau, † 11. April 1853 zu München. Er war Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und hatte mit vieler Not zu kämpfen.

Simrock Karl, geb. 18. August 1802 zu Bonn, † 18. Juli 1876 daselbst. Er lebte seit 1850 als Professor in seiner Vaterstadt; als Dichter ist er besonders durch seine Rheinsagen und durch Bearbeitungen altdeutscher Gedichte bekannt.

Stöber Adolf, geb. 7. Juli 1810 zu Straßburg, † 8. November 1892 zu Mülhausen im Elsaß, wo er als Geistlicher und Präsident des protestantischen Konsistoriums seit 1840 gewirkt hatte.

Sturm Julius Karl Reinhold, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz (Reuß), † 2. Mai 1896 daselbst. Er war seit 1857 Pfarrer und Geh. Kirchenrat zu Köstritz. Er hat eine große Anzahl meist frommer Lieder veröffentlicht.

Trojan Johannes, geb. 14. August 1837 zu Danzig. Er studierte Medizin und Philologie zu Göttingen, Bonn und Berlin, widmete *sich dann ganz der schriftstellerischen Thätigkeit und ist gegenwärtig Redakteur des „Kladderadatsch"* in Berlin.

Uhland Ludwig, geb. 26. April 1787 zu Tübingen, † 13. November 1862 daselbst. Er studierte Rechtswissenschaft, lebte von 1830 ab als Professor und seit 1833 als Privatgelehrter in Tübingen.

Vogl Johann Nepomuk, geb. 1. Februar 1802 zu Wien, † 16. November 1866 daselbst. Er war Beamter bei den niederösterreichischen Landständen in Wien. Er dichtete besonders Balladen.

Zirbes Peter, geb. 20. Januar 1825 zu Niederkail unweit Trier. Er war, wie seine Eltern, wandernder Steinguthändler und lebt jetzt zurückgezogen in seinem Heimatsdorf. Er hat besonders auch die Sagen der Eifel dichterisch bearbeitet.

Nachweis der Quellen.

Arndt: Gedichte, Leipzig, Weidmann, 1840, S. 125.

Bechstein: Gedichte, Frankfurt a. M., Sauerländer, 1836, S. 235, 192.

Bürger: Gedichte, Berlin, Hempel, o. J., S. 197, 198.

Claudius: Werke, Wandsbeck, 1782, Bd. 4, S. 59; Wandsbeck, 1797, Bd. 6, S. 52.

Dieffenbach: Kinderlieder, 2. Aufl., Wiesbaden, Kunze, o. J., S. 18, 44. — Aus dem Kinderleben, Bremen, Heinsius, o. J., Bd. 2, S. 10.

Eichendorff: Gedichte, 9. Aufl., Leipzig, Günther, 1875, S. 353.

Enslin, Lebensfrühling, 3. Aufl., Leipzig, Brandstetter, 1859, S. 116 (um eine Strophe gekürzt), S. 138, 52 (Nr. 14 an mehreren Stellen gekürzt).

Fechner (Mises): Gedichte, Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1841, S. 141.

Fontane: Gedichte, 4. Aufl., Berlin, Herz, 1892, S. 241.

Franz: Buch der Kindheit und Jugend, Breslau, Hirt, 1850, S. 43, 173. — Gedichte, erste Sammlung, 2. Aufl., Essen, Bädeker, 1836, S. 347.

Geibel: Gesammelte Werke, Stuttgart, Cotta, 1883, Bd. 1, S. 170.

Gellert: Fabeln und Erzählungen, Berlin, Hempel, o. J., S. 9, 115, 9. (Bei sämtlichen Nummern ist die Lehre weggelassen).

Gerok: Blumen und Sterne, 8. Aufl., Stuttgart, Greiner, o. J., S. 459 (die letzte Strophe ist geändert worden), S. 153. — Deutsche Ostern, ebenda, o. J., S. 37 (mit Weglassung von zwei Zeilen). — Palmblätter, ebenda, 1868, S. 214 (um 2 Strophen gekürzt).

Gleim: Sämtliche Schriften, Karlsruhe, Schmieder, 6 Teile in 2 Bden., 1780; Bd. 1, Seite 92, 123.

Görres: Festkalender, neue Ausgabe, Freiburg, Herder, 1885, 1. Teil, S. 3; 2. Teil, S. 79; 1. Teil, S. 37.

Göthe: Sämtliche Werke in 36 Bänden, Stuttgart, Cotta, o. J. Bd. 1, Seite 134.

Güll: Kinderheimat, Gütersloh, Bartelsmann, 1875, S. 66, 79, 59, 123, 189. — Rätselstübchen, herausgeg. von Lohmeyer, Glogau, Flemming, o. J.

Hagedorn: Sämtliche poetische Werke, Karlsruhe, Schmieder, 1777, Bd. 2, S. 78, 226.

Hebel: Nr. 42 ist Übersetzung von K. H. — Allemannische Gedichte. Ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick, 2. Aufl., Leipzig, Wigand, 1853, S. 67.

Hensel: Lieder, 6. Aufl., Paderborn, Schöningh, 1887, S. 373, 341.

Hey: Fabeln für Kinder, Gotha, Perthes, o. J., Bd. 2, Anhang S. 6, *S. 18 (Nr. 49)*; Bd. 1, Jubiläumsausgabe, ebenda, S. 58, 59, *61 (Nr. 47, 48, 50)*.

Hoffmann von Fallersleben: Kinderlieder. Erste vollständige Ausgabe, herausgeg. von Tonop, Berlin, Grote, 1887, S. 7, 5, 23, 107, 167, 223, 189, 149. — Vaterlandslieder, Leipzig, Grunow, 1889, S. 567.

Kletke: Kinderlieder, Gesamtausgabe, Berlin, Hempel, o. J., S. VIII, 41, 9, 34 (Nr. 63, um 2 Strophen gekürzt).

Knapp: Christliche Gedichte, 3 Bde., Basel, Neukirch, 1834; Bd. 3, S. 386.

Kopisch: Gesammelte Werke, Berlin, Weidmann, 1856, Bd. 1, S. 81, 108 (Nr. 65, 66); 169, 150, 90, 340 (Nr. 68—71). — Allerlei Geister, Berlin, Duncker, 2. Aufl., 1852, S. 65 (Nr. 67).

Löwenstein: Kindergarten, 5. Aufl. Berlin, Hofmann, o. J., S. 24, 6, 124 (Nr. 75 1, 2), S. 48, 104, 105, 29, 111 (Nr. 76—80, Nr. 80 um 2 Zeilen gekürzt), S. 3, 37, (Nr. 81, 82). — Kindergedanken, Berlin, Hofmann, o. J., S. 4, 19 (Nr. 74, 75, 3).

Mosen: Gedichte, 2. Aufl., Leipzig, Brockhaus, 1843, S. 305, 47, 160.

Wilhelm Müller: Gedichte, Berlin, Grote, 1874, Bd. 1, S. 85, 88.

Wolfgang Müller: Gedichte, Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, 1847, S. 175.

Nänny: Gedichte, Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833, S. 3.

Pfarrius: Waldlieder, Köln, Dumont-Schauberg, 1880, S. 3.

Pfeffel: Fabeln und poetische Erzählungen, Stuttgart, Cotta, 1840, Bd. 1, S. 90.

Reinick: A-B-C-Buch für kleine und große Kinder, 4. Aufl., Leipzig, Dürr, 1876, S. 42 (Nr. 92). — Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch, 7. Aufl., Bielefeld, Velhagen und Klasing, 1884, S. 148, 209.

Rückert: Gesammelte Gedichte, 6 Bde., Erlangen, Heyder, 3. Aufl. 1838—39, Bd. 1, S, 57, 55. — Gesammelte poetische Werke, neue Ausgabe in 12 Bdn., Frankfurt a. M., Sauerländer, 1882, Bd. 3, S. 243.

Sallet: Gedichte, Königsberg, Verlag des Verfassers, 1843, S. 170, 230, 231, 5.

Schmid: Blüten, 2. Ausgabe, Landshut, Krüll, 1826, S. 16, 107 (Nr. 103, mit Weglassung der letzten Strophe), S. 39.

Schnezler: Gedichte, 2. Ausgabe, Karlsruhe, Creuzbauer, 1846, S. 339, 92.

Simrock: Rheinsagen, 10. Aufl., Bonn, Weber, 1891, S. 258, 112, 410, 226. — Gedichte, Cotta, 1863, S. 329 (Nr. 110).

Stöber: Gedichte, Hannover, Hahn, 1845, S. 18, 183, 174.

Sturm: Gedichte, Leipzig, Brockhaus, 1850, S. 201, 203. — Das Buch für meine Kinder, 2. Aufl., Leipzig, Dürr, 1880, S. 154, 85.

Trojan: Gedichte, Leipzig, Liebeskind, 1883, S. 249, 123, 83, 251.

Uhland: Gedichte und Dramen in 2 Bänden. Stuttgart, Cotta, o. J. Bd. 1, Seite 20, 25, 212.

Vogl: Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden, 3. Aufl., Wien, Wallishausser, 1851, S. 303.

Zirbes: Gedichte, 2. Aufl., Selbstverlag, Sobernheim, 1865, S. 158.

Volkslieder: Des Knaben Wunderhorn, Heidelberg, Mohr und Zimmer, 1808, Bd. 2, S. 37 (Nr. 128 um 7 Strophen gekürzt); Bd. 3, Anhang S. 3 (Nr. 129 erheblich gekürzt); Bd. 1, S. 159 (Nr. 130 um eine Strophe gekürzt).

Rätselfragen: Programm der höheren Schule zu Ottweiler, 1871, *S. 12 (geändert).*

Register I.

Zusammenstellung gleichartiger Gedichte.

(Die Zahlen sind die Nummern der Gedichte).

A. Nach dem Inhalt.

I. Die Natur.

1. Frühling.

6 Claudius, An einem Maimorgen. — 42 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum. — 49 Hey, Die Jahreszeiten. — 51, 52 Hoffmann, Bald ist der Frühling da; Dann ist der Frühling da. — 77 Löwenstein, April. — 86 Wilhelm Müller, Morgenlied. — 93 Reinick, Frühlingsglocken — 112 Stöber, Frühlingsgefahren. — 120 Trojan, Neues von draußen.

2. Sommer.

10 Dieffenbach, Durchs Kornfeld. — 13 Enslin, Die Reise um die Erde. — 27 Gerok, Gewitter. — 42, 43 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum; Der Sommerabend. — 49 Hey, Die Jahreszeiten. — 53, 54, 55, 57 Hoffmann, Mein Lämmchen; Der Laubfrosch; Libellentanz; Sommer und Winter. — 65 Kopisch, Die Roggenmuhme. — 78 Löwenstein, Juni. — 90 Pfarrius, Wie es den Sorgen erging. — 94 Reinick, Wunderliches Spiel. — 130 Wachtelwacht.

3. Herbst.

42 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum. — 49 Hey, Die vier Jahreszeiten. — 56 Hoffmann, Des Vögleins Dank. — 98 Sallet, Elfenwirtschaft. — 121 Trojan, Heidekraut.

4. Winter.

14 Enslin, Das Tannenbäumchen. — 42 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum. — 44 Hensel, Schneelust. — 49, 50 Hey, Die vier Jahreszeiten; Neujahr. — 57 Hoffmann, Sommer und Winter. — 79 Löwenstein, Schlittenfahrt.

5. Morgen. Tag.

6 Claudius, An einem Maimorgen. — 8 Dieffenbach, Der lustige Musikant. — 12, 13 Enslin, Lerchensang; Die Reise um die Erde. — 86 Müller, Morgenlied.

6. Abend. Nacht.

7 Claudius, Abendlied eines Bauersmanns. — 11 Eichendorff, Gottes Segen. — 18 Franz, Gute Nacht. — 33 Göthe, Gutmann und Gutweib. — 39 Güll, Abendglöcklein. — 43 Hebel, Der Sommerabend. — 62 Kletke, Der Blumenball. — 81 Löwenstein, Abendlied. — 101 Sallet, Die Sternschnuppe. — 127 Zirbes, Das verlorene Schühlein.

7. Tierwelt.

2 Bechstein, Landgraf Ludwig und der Löwe. — 21 Gellert, Der Tanzbär. — 76 Löwenstein, Der Fuchs und die Hühner. — 41 Hagedorn, Der Hahn und der Fuchs. — 53 Hoffmann, Mein *Lämmchen.* — 17 Franz, Hund und Kätzchen. — 36 Güll, Vom *Mäuslein.* — *8, 9* Dieffenbach, Der lustige Musikant; Die Bach*stelze.* — *12* Enslin, Lerchensang. — 15 Fechner, Die vier Hühn-

chen. — 24 Gerok, Der kleine Desertör. — 32 Görres, St. Meinrads Raben. — 35, 38 Güll, Vom Bauern und den Tauben; Spatzenausflug. — 40 Hagedorn, Das Hühnchen und der Diamant. — 56 Hoffmann, Vögleins Dank. — 84 Mosen, Der Kreuzschnabel. — 92 Reinick, Gänse. — 129, 130 Volkslieder, Das Federspiel; Wachtelwacht. — 87 Müller, Die Forelle. — 54, 55 Hoffmann, Der Laubfrosch; Libellentanz. — 28 Gleim, Die Gärtnerin und die Biene. — 45 Hensel, Raupenleben. — 47 Hey, Würmchen.

8. Pflanzenwelt.

10 Dieffenbach, Durchs Kornfeld. — 14 Enslin, Das Tannenbäumchen. — 19 Franz, Kaiserkrone. — 42 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum. — 48 Hey, Die Blumen. — 62 Kletke, Der Blumenball. — 90 Pfarrius, Wie es den Sorgen erging. — 93, 94 Reinick, Frühlingsglocken; Wunderliches Spiel. — 98 Sallet, Elfenwirtschaft. — 105 Schnezler, Die Lilien im Mummelsee. — 119—122 Trojan, Der Dornbusch; Neues von draußen; Heidekraut; Zwergwanderschaft.

9. Luft und Berge. Wasser und Meer.

9 Dieffenbach, Die Bachstelze. — 12 Enslin, Lerchensang. — 27 Gerok, Gewitter. — 67 Kopisch, Des kleinen Volkes Überfahrt. — 87 Müller, Die Forelle. — 89 Nänny, Das Wassertröpflein. — 118 Sturm, Wanderlied. — 124 Uhland, Des Knaben Berglied. — 128 Vom Wasser und vom Wein.

II. Vaterland und Fremde.

10. Deutsches Land und Volk.

3 Bechstein, Des Städtchens Name. — 85 Mosen, Aus der Fremde. — 88 Wolfgang Müller, Wickher. — 109, 110 Simrock, Habsburgs Mauern; Der Schmied von Solingen. — 117 Sturm, Mein Vaterland. — 124 Uhland, Des Knaben Berglied.

11. Deutsche Geschichte und Sage.

107 Simrock, Drusus Tod. — 70 Kopisch, Die Jungfrau am Drachenfels. — 125 Uhland, Roland Schildträger. — 108 Simrock, Die Schule der Stutzer. — 26 Gerok, Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. — 80 Löwenstein, Die sieben Schwaben. — 126 Vogl, Heinrich der Vogler. — 109 Simrock, Habsburgs Mauern. — 20 Geibel, Von des Kaisers Bart. — 83 Mosen, Heinrich der Löwe. — 114 Stöber, Das Grab im neuen Münster zu Würzburg. — 88 Müller, Wickher. — 2 Bechstein, Landgraf Ludwig und der Löwe. — 111 Simrock, Die 9 in der Wetterfahne. — 99, 100 Sallet, Der Derfflinger; Zieten. — 16 Fontane, Der alte Zieten. — 110 Simrock, Der Schmied von Solingen. — 71 Kopisch, Friedrichs II. Kutscher. — 3 Bechstein, Des Städtchens Name. — 115, 116 Sturm, Bellealliance; Ein Kunststück. — 59 Hoffmann, Kaiser Wilhelm.

12. Deutsche Freiheitskämpfe und Freiheitssänger.

25 Gerok, Des deutschen Knaben Tischgebet. — 115, 116 Sturm, Bellealliance; Ein Kunststück. — 124 Uhland, Des Knaben Berglied.

13. Charakterbilder deutscher Männer und Frauen.

26 Gerok, Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. — 108 Simrock, Die Schule der Stutzer. — 126 Vogl, Heinrich der Vogler. — 2 Bechstein, Landgraf Ludwig und der Löwe. — 109 Simrock, Habsburgs Mauern. — 20 Geibel, Von des Kaisers Bart. — 114 Stöber, Das Grab im neuen Münster zu Würzburg. — 16 Fon-

tane, Der alte Zieten. — 99, 100 Sallet, Derfflinger; Zieten. — 71 Kopisch, Friedrichs II. Kutscher. — 110 Simrock, Der Schmied von Solingen. — 115, 116 Sturm, Bellealliance; Ein Kunststück. — 59 Hoffmann, Kaiser Wilhelm.

14. Charakterbilder deutscher Dichter. Poesie.

114 Stöber, Das Grab im neuen Münster zu Würzburg (Walther von der Vogelweide).

15. Ferne Zeiten und Lande.

32 Görres, St. Meinrads Raben. — 95 Rückert, Der betrogene Teufel. — 106 Schnezler, Heimweh. — 113 Stöber, Petri Flucht und Rückkehr. — Man vergleiche auch Nr. 11.

III. Menschenleben.

16. Gottvertrauen. Lebensweisheit.

1 Arndt, Drei Blümlein. — 4, 5 Bürger, Die Schatzgräber; Trost. — 6, 7 Claudius, An einem Maimorgen; Abendlied eines Bauersmanns. — 11 Eichendorff, Gottes Segen. — 12 Enslin, Lerchensang. — 18 Franz, Gute Nacht. — 27 Gerok, Gewitter. — 30 Görres, Eine Frage. — 39 Güll, Abendglöcklein. — 48—50 Hey, Die Blumen; Die Jahreszeiten; Neujahr. — 58 Hoffmann, Sonntag. — 60, 63 Kletke, So soll es sein; Das Glöcklein. — 73, 81, 82 Löwenstein, Von den Engeln; Abendlied; Die Ewigkeit. — 101 Sallet, Die Sternschnuppe. — 102, 104 Schmid, Die Kinder bei der Krippe; Trost im Leiden.

17. Kinderleben (Kinderlieder).

8—10 Dieffenbach, Kinderlieder. — 11 Eichendorff, Gottes Segen. — 17—19 Franz, Kinderlieder. — 24 Gerok, Der kleine Desertör. — 34—39 Güll, Kinderlieder. — 44 Hensel, Schneelust. — 46—50 Hey, Kinderlieder. — 51—58 Hoffmann, Kinderlieder. — 60—63 Kletke, Kinderlieder. — 65 Kopisch, Die Roggenmuhme. — 72—82 Löwenstein, Kinderlieder. — 92—94 Reinick, Kinderlieder. — 102 Schmid, Die Kinder bei der Krippe.

18. Familienleben (Frauenleben).

1 Arndt, Drei Blümlein. — 3 Bechstein, Des Städtchens Name. — 6, 7 Claudius, An einem Maimorgen: Abendlied eines Bauersmanns. — 14 Enslin, Das Tannenbäumchen. — 19 Franz, Kaiserkrone. — 24, 25 Gerok, Der kleine Desertör; Des deutschen Knaben Tischgebet. — 44 Hensel, Schneelust. — 64 Knapp, Die Einladung. — 74 Löwenstein, Jungfer Köchin. — 89 Nänny, Das Wassertröpflein.

19. Feste.

58 Hoffmann, Sonntag. — 62 Kletke, Das Glöcklein. — 64 Knapp, Die Einladung. — 81 Löwenstein, Abendlied. — 39 Güll, Abendglöcklein. — 14 Enslin, Das Tannenbäumchen. — 102 Schmid, Die Kinder bei der Krippe. — 50 Hey, Neujahr. — 84 Mosen, Der Kreuzschnabel. — 93 Reinick, Frühlingsglocken. — 59 Hoffmann, Kaiser Wilhelm.

20. Heimat. Abschied. Wanderschaft.

10 Dieffenbach, Durchs Kornfeld. — 13 Enslin, Die Reise um die Erde. — 20 Geibel, Von des Kaisers Bart. — 34, 38 *Güll*, Vom kleinen Schneckchen; Spatzenausflug. — 85 Mosen, *Aus der Fremde.* — *106* Schnezler, Heimweh. — 118 Sturm, *Wanderlied.* — *122* Trojan, Zwergwanderschaft.

21. Tod, Grab, Ewigkeit.

32 Görres, St. Meinrads Raben. — 45 Hensel, Raupenleben. — 82 Löwenstein, Die Ewigkeit. — 83, 84 Mosen, Heinrich der Löwe; Der Kreuzschnabel. — 107 Simrock, Drusus Tod. — 113, 114 Stöber, Petri Flucht und Rückkehr; Das Grab im neuen Münster zu Würzburg. — 123 Uhland, Die Kapelle.

B. Nach Gattungen der Dichtkunst.

I. Lehrdichtung (Didaktik).

22. Fabel.

15 Fechner, Die vier Hühnchen. — 21 Gellert, Der Tanzbär. — 28 Gleim, Die Gärtnerin und die Biene. — 40, 41 Hagedorn, Das Hühnchen und der Diamant; Der Hahn und der Fuchs. — 76 Löwenstein, Der Fuchs und die Hühner. — 91 Pfeffel, Die zwei Hunde.

23. Gleichnis (Parabel. Allegorie).

19 Franz, Kaiserkrone. — 43 Hebel, Der Sommerabend. — 45 Hensel, Raupenleben. — 90 Pfarrius, Wie es den Sorgen erging. — 96 Rückert, Der Nagel.

24. Rätsel*).

37 Güll, Rätsel. — 75 Löwenstein, Rätsel. — 131 Rätselfragen.

25. Spruchdichtung. Epigramm.

1 Arndt, Drei Blümlein. — 5 Bürger, Trost. — 46, 47, 50 Hey, Thu nichts Böses; Würmchen; Neujahr. — 60 Kletke, So soll es sein.— 65 Kopisch, Die Roggenmuhme. — 72 Löwenstein, Reinheit. — 89 Nänny, Das Wassertröpflein.

II. Erzählende Dichtung (Epik).

26. Märchen.

62 Kletke, Der Blumenball. — 68 Kopisch, Wie Ralf dem Riesen half. — 80 Löwenstein, Die sieben Schwaben. — 95, 97 Rückert, Der betrogene Teufel; Katerstolz und Fuchses Rat. — 98 Sallet, Elfenwirtschaft. — 122 Trojan, Zwergwanderschaft.

27. Sage.

2, 3 Bechstein, Landgraf Ludwig und der Löwe; Des Städtchens Name. — 26 Gerok, Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt. — 66, 67, 69, 70 Kopisch, Die Zwerge auf dem Baum; Des kleinen Volkes Überfahrt; Kaspars Löffel; Die Jungfrau am Drachenfels. — 83 Mosen, Heinrich der Löwe. — 105 Schnezler, Die Lilien im Mummelsee. — 107—111 Simrock, Drusus Tod; Die Schule der Stutzer; Habsburgs Mauern; Der Schmied von Solingen; Die 9 in der Wetterfahne. — 114 Stöber, Das Grab im neuen Münster zu Würzburg. — 125 Uhland, Roland Schildträger. — 126 Vogl, Heinrich der Vogler. — 127 Zirbes, Das verlorene Schühlein.

---

*) Auflösung der Rätsel. Ameise. Armbrust. Bahn, Kahn, Zahn. Baum. Brennessel. Brille. Buchstabe a. Der Berg in der Schweiz. Eichhorn. Eisbahn. Gabel. Geld. Gewitter. Grünspan. Hochzeit. Hund als Karren im Bergwerk. Kaiserkrone. Kalmücken. Klavier. Kohlkopf. Kosack. Kreisel. Löffel. Mark. Milchstraße. Mitleid. Mühle. Nashorn. Nichts. Schiff. Schnecke. Schneeflocke. Schnellläufer. Sonnabend. Traube. Uhr. Uhu. Ungarn. Vormund. Wage. Windspiel. Zwiebel.

28. Fromme Sage (Legende).

32 Görres, St. Meinrads Raben. — 64 Knapp, Die Einladung. — 73 Löwenstein, Von den Engeln. — 84 Mosen, Der Kreuzschnabel. — 101 Sallet, Die Sternschnuppe. — 113 Stöber, Petri Flucht und Rückkehr.

29. Ballade und Romanze.

20. Geibel, Von des Kaisers Bart. — 32 Görres, St. Meinrads Raben. — 33 Göthe, Gutmann und Gutweib. — 125 Uhland, Roland Schildträger.

30. Geschichtliche Erzählung (Rhapsodie). S. Mustergedichte III.

31. Poetische Erzählung. Siehe Mustergedichte III.

32. Launige Erzählung. Schwank.

4 Bürger, Die Schatzgräber. — 13 Enslin, Die Reise um die Erde. — 16 Fontane, Der alte Zieten. — 20 Geibel, Von des Kaisers Bart. — 22, 23 Gellert, Hans Nord; Die Geschichte von dem Hut. — 25 Gerok, Des deutschen Knaben Tischgebet. — 29 Gleim, Die Milchfrau. — 31 Görres, Hans Teuerlich. — 33 Göthe, Gutmann und Gutweib. — 68, 69, 71 Kopisch, Wie Ralf dem Riesen half; Kaspars Löffel; Friedrichs II. Kutscher. — 88 Müller, Wickher. — 100 Sallet, Zieten. — 103 Schmid, Der Holzhacker. — 115, 116 Sturm, Bellealliance; Ein Kunststück.

33. Idylle.

6, 7 Claudius, An einem Maimorgen; Abendlied eines Bauersmanns. — 13, 14 Enslin, Die Reise um die Erde; Das Tannenbäumchen. — 43 Hebel, Der Sommerabend.

III. Gefühlsdichtung (Lyrik).

34. Lied.

8, 9 Dieffenbach, Lieder. — 11 Eichendorff, Gottes Segen. — 34, 35, 39 Güll, Lieder. — 51—59 Hoffmann, Lieder. — 63 Kletke, Das Glöcklein. — 72—82 Löwenstein, Lieder. — 86 Müller, Morgenlied. — 90 Pfarrius, Wie es den Sorgen erging. — 92—94 Reinick, Lieder. — 106 Schnezler, Heimweh. — 117, 118 Sturm, Mein Vaterland; Wanderlied. — 123, 124 Uhland, Die Kapelle; Des Knaben Berglied.

35. Volkslied.

128 Vom Wasser und vom Wein. — 129 Das Federspiel. — 130 Wachtelwacht.

36. Geistliches Lied; Ode, Hymne.

18 Franz, Gute Nacht. — 27 Gerok, Gewitter. — 30 Görres, Eine Frage. — 81 Löwenstein, Abendlied. — 102 Schmid, Die Kinder bei der Krippe.

IV. Dramatische Dichtung.

37. Gespräche (Dialog).

19 Franz, Kaiserkrone. — 28 Gerok, Der kleine Desertör. — *57 Hoffmann*, Sommer und Winter. — 74 Löwenstein, Jungfer *Köchin.* — *89 Nänny*, Das Wassertröpflein. — 98 Sallet, Elfen*wirtschaft.* — *128* Volkslied, Vom Wasser und vom Wein.

C. Nach Formen der Dichtkunst.

I. Deutsche Formen.

38. Kurze Reimpaare.

1 Arndt, Drei Blümlein. — 2, 3 Bechstein, Landgraf Ludwig und der Löwe; Des Städtchens Name. — 4, 5 Bürger, Die Schatzgräber; Trost. — 8 Dieffenbach, Der lustige Musikant. — 15 Fechner, Die vier Hühnchen. — 17 Franz, Hund und Kätzchen. — 25 Gerok, Des deutschen Knaben Tischgebet. — 31, 32 Görres, Hans Teuerlich; St. Meinrads Raben. — 38 Güll, Spatzenausflug. — 43 Hebel, Der Sommerabend. — 47—49 Hey, Würmchen; Die Blumen; Die Jahreszeiten. — 52, 57 Hoffmann, Dann ist der Frühling da; Sommer und Winter. — 61 Kletke, Was ich möchte. — 66, 68, 70 Kopisch, Die Zwerge auf dem Baum; Wie Ralf dem Riesen half; Die Jungfrau am Drachenfels. — 77—80, 82 Löwenstein, April; Juni; Schlittenfahrt; Die sieben Schwaben; Die Ewigkeit. — 87 Müller, Die Forelle. — 88 Wolfgang Müller, Wickher. — 89 Nänny, Das Wassertröpflein. — 96 Rückert, Der Nagel. — 107 Simrock, Drusus Tod. — 113 Stöber, Petri Flucht und Rückkehr. — 115 Sturm, Bellealliance.

39. Hildebrandston. Nibelungenstrophe.

10 Dieffenbach, Durchs Kornfeld. — 11 Eichendorff, Gottes Segen. — 16 Fontane, Der alte Zieten. — 20 Geibel, Von des Kaisers Bart. — 30 Görres, Eine Frage. — 45 Hensel, Raupenleben. — 58 Hoffmann, Sonntag. — 83 Mosen, Heinrich der Löwe. — 101 Sallet, Die Sternschnuppe.

40. Dreiteilige Strophe (Zwei Stollen und ein Abgesang).

53, 59 Hoffmann, Mein Lämmchen; Kaiser Wilhelm. — 62 Kletke, Der Blumenball. — 73, 76 Löwenstein, Von den Engeln; Der Fuchs und die Hühner. — 92 Reinick, Gänse. — 105 Schnezler, Die Lilien im Mummelsee. — 108 Simrock, Die Schule der Stutzer. — 124 Uhland, Des Knaben Berglied.

41. Mundartliches.

42, 43 Hebel, Das Liedlein vom Kirschbaum; Der Sommerabend (hochdeutsch übertragen).

II. Fremde Formen.

42. Antike Formen. Siehe Mustergedichte III.

43. Italienische Formen. Siehe Mustergedichte III.

44. Französische Form (Alexandriner).

29 Gleim, Die Milchfrau. — 41 Hagedorn, Der Hahn und der Fuchs. — 97 Rückert, Katerstolz und Fuchses Rat. — 110 Simrock, Der Schmied von Solingen.

45. Englische Form (Blankvers).

64 Knapp, Die Einladung.

46. Morgenländische Form (Makamen; freie Rhythmen).

13, 14 Enslin, Die Reise um die Erde; Das Tannenbäumchen. — 36 Güll, Vom Mäuslein.

47. Andere angeeignete Formen. Siehe Mustergedichte III.

Register II.

Die mit * bezeichneten Stücke eignen sich für den ersten Jahrgang der Mittelstufe (4. Schuljahr). Die Zahlen in Klammern sind die Seitenzahlen der ersten Auflage (untere Mittelstufe); die römische Ziffer II in Klammern bedeutet, daß das Gedicht in der zweiten Auflage der obern Mittelstufe gestanden hat.

		Seite
Als der Heiland litt am Kreuze	(92)	85
*Als Kaiser Karl zur Schule kam	(40)	27
Am Himmel wandern Wolken und Wind	(118)	118
*April! April!	(87)	79
*Auf dem Dach die Flügelein	(83)	75
Beim Etzel in dem Finsterwald	(45)	33
Dankt dem Herrn für alle Leiden	(106)	105
Das ist die Mär von den sieben Schwaben	(89)	82
Das ist ein köstlich Wallen	(14)	7
*Das Kind ruht aus vom Spielen	(16)	8
Das schöne große Taggestirne	(12)	5
*Das war einmal ein Jubeltag	(39)	26
Dem Frühling Gott der Herr befahl	(II, 69)	47
Dem Land, wo meine Wiege stand	(117)	118
*Der Bauer hat ein Taubenhaus	(51)	38
Der Blücher war so lahm und wund	(116)	116
Der Derfflinger war ein Schneidergesell	(II, 144)	100
Der erste, der mit kluger Hand	(36)	22
*Der Fuchs, der ist ein Bösewicht	(86)	78
Der große König wollte gern sehn	(II, 145)	101
*Der Hahn hat mir heut morgen früh	(25)	15
Der heilge Ludwig tritt hervor	(3)	1
Der König Karl saß einst zu Tisch	(II, 178)	123
*Der Laubfrosch, der Laubfrosch	(69)	56
Der Sonntag ist gekommen	(71)	59
Der Tag geht nun zu Ende	(91)	83
Der Vater Blücher saß beim Wein	(117)	117
*Der Wintermann mit Reif und Eis	(—)	50
Des alten Fritz Leibkutscher	(81)	73
*Die Araber hatten ihr Feld bestellt	(II, 140)	96
*Die Blumen im Wiesengrund sprachen	(73)	61
*Die Erd ist rund, das merke dir	(18)	8
*Die Köchin spricht zum Koch	(52)	38
*Die Schellen klingen hell und rein	(88)	81
*Die Spatzen schrein in ihrem Nest	(55)	44
*Draußen auf dem Rain	(119)	119
Droben stehet die Kapelle	(II, 175)	122
Drusus ließ in Deutschlands Forsten	(108)	108
*Ei, in diesen Frühlingstagen	(113)	113
*Ein alter Haushahn hielt	(57)	46

		Seite.
*Ein Bär, der lange Zeit	(34)	20
*Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich	(104)	104
*Eine kleine Biene flog	(II, 47)	30
Ein frommer Landmann in der Kirche saß	(II, 96)	63
*Ein Junker hielt sich ein paar Hunde	(96)	91
*Ein Kinderherz soll sein	(72)	60
*Ein Mann, der sich auf vielerlei verstund	(35)	21
*Ein neues Jahr hat angefangen	(67)	54
Ein neues Städtchen ward erbaut	(4)	2
Einst wollt ich hinaus in den grünen Wald	(95)	91
Ein Tröpflein fällt aus Himmels Höh	(95)	90
*Ein verhungert Hühnchen fand	(57)	46
*Ein Winzer, der am Tode lag	(10)	3
*Ei, wie langsam, ei, wie langsam	(50)	37
*Es baut in schattigen Zweigen sein Nest	(85)	77
Es geht ein Männlein	(II, 171)	121
Es ritt ein Herr, das war sein Recht	(II, 138)	97
Es wächst ein Blümlein Bescheidenheit	(2)	1
Fern von des Rheines Heimatstrand	(—)	88
*Frühlingszeit! schönste Zeit	(66)	53
*Glöcklein! Abendglöcklein! läute	(56)	45
Hans Winkelsee, der Wilddieb	(112)	112
*Herbst ists geworden	(20)	10
Herr Heinrich sitzt am Vogelherd	(II, 190)	127
*Hört ich nicht ein Vöglein singen	(70)	57
Hört, wie der kleine Knirps, der Ralf	(76)	69
Hört, wie die Wachtel im Grünen schön schlagt	(128)	133
Ich bin vom Berg der Hirtenknab	(II, 176)	122
*Ich hab ein Lämmchen, weiß wie Schnee	(68)	56
*Ich möchte wohl ein Bäumchen sein	(72)	60
Ich weiß mir ein Liedlein hübsch und fein	(125)	129
Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel	(41)	28
*Ihr Kinderlein, kommet	(103)	103
Im Dom zu Braunschweig ruhet	(92)	84
Im Lorenzgarten liegt ein Stein	(115)	115
Im Mummelsee	(106)	106
Im Schank zur goldnen Traube	(II, 38)	19
In Aargau steht ein hohes Schloß	(110)	110
In dem duftgen Nadelwalde	(121)	120
In der hellen Felsenwelle	(94)	87
*In die Luft, in die Luft	(17)	8
In jedem Menschenherzen hängt	(74)	62
In Kränze winden wir dich ein	(79)	73
In solchem Staat, ihr Herrn vom Rat	(109)	109
Joachim Hans von Zieten	(26)	16
*Jungfer Köchin, kann Sie kochen	(84)	76
*Kätzchen, wart, ich fange dich	(27)	17
*Keinem Würmchen thu ein Leid	(65)	52
Kommt, Kinder, wischt die Augen aus	(11)	4
*Laß stehn die Blume	(75)	65
*Lauf ich Sonntags in den Garten	(98)	95

		Seite
Liebe Mutter, Kaiserkrönchen	(28)	18
*Mich dünkt, es war ganz neuerlich	(44)	32
Mir schmeckt von allen Bäumen	(63)	51
*Nachlässig aufgeschürzt	(47)	30
*Nun laß dir erzählen, mein liebes Kind	(83)	75
*Nun sagt einmal, ihr Gänschen	(97)	93
O, sieh, wie ist die Sonne müd	(—)	48
*Schneeglöckchen thut läuten	(II, 128)	93
*Schon glänzt der goldne Abendstern	(27)	18
's geht draußen was Besondres vor	(121)	119
*Sieh nur, da sitzt er frisch und munter	(38)	24
*So komm doch heraus ins Freie zu mir	(70)	57
*Sonst wimmelte das Haslithal	(75)	65
*Steh auf, steh auf, es pocht ans Haus	(II, 101)	66
*Thu nichts Böses, thu es nicht	(64)	51
*Tra, ra, ra, bald ist der Frühling da	(67)	54
Und morgen fällt St. Martins Fest	(47)	36
Vernimm vom Katerstolz	(99)	97
*Wann dich die Lästerzunge sticht	(11)	4
*Was bin ich? eine Grenzprovinz	(54)	41
*Was geht dort für ein Stelzenfuß	(14)	7
*Was ist das für ein Musikant	(13)	6
*Was schleichet da drunten im Mondenstrahl	(124)	129
*Welche Brust ist ohne Herz	(—)	134
Wenn der Schnee vom Gebirge niedertaut	(107)	107
*Wenn die Lerch empor sich schwingt	(68)	55
*Wer hat die Blumen nur erdacht	(65)	52
Wer ist der greise Siegesheld	(71)	59
*Wer lehrt die Vöglein singen	(43)	31
Wer schlägt so rasch an die Fenster mir	(II, 120)	86
Wer Zwergen etwas nimmt, der seh sich vor	(78)	71
Wie lang ist wohl die Ewigkeit	(91)	84
*Wir Libellen	(69)	57
Wißt ihr, was es bedeutet	(103)	102
Wo auf hohen Tannenspitzen	(93)	86
Wohlauf, ihr klein Waldvögelein	(126)	131
Wo sind sie nur alle hingekommen	(101)	99
*Zu Hause sind ich meine Ruh nie	(88)	80
Zu Rom in tiefer Kerkernacht	(114)	114
Zu Solingen sprach ein Schmied	(111)	111

Musterprosa.

Zum Schulgebrauch

ausgewählt von

Karl Hessel.

II. Teil.

Ein Lesebuch für die 6. und 5. Klasse höherer Mädchenschulen, nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894.

Zweite, umgearbeitete Auflage.

Bonn,
Eduard Weber's Verlag
(Julius Flittner).
1897.

Vorbemerkung.

Sowohl die mit der bisherigen Auflage des 2. Teiles der Musterprosa gemachten Erfahrungen, als auch die preußischen Bestimmungen für Mädchenschulen vom 31. Mai 1894 verlangten gewisse Umgestaltungen. Dieselben konnten im Wesentlichen eine Verschiebung sein, indem eine Anzahl für diese Stufe noch etwas schwierige Stücke dem 3. Teile zugewiesen wurden, dagegen 42 leichtere Sachen aus dem 3. Teil (bisher II_2 bezeichnet) in den vorliegenden Teil kamen. Da der Geschichtsunterricht fortan mit dem 5. Schuljahr (Klasse 5) beginnt und zwar mit Lebensbildern aus der neueren vaterländischen Geschichte, so konnten die vorzugsweise der Geschichte der Freiheitskriege und der neuesten Geschichte entnommenen Lesestücke ihren Platz behalten.

Neu sind eine Anzahl Schilderungen des deutschen Landes und Volkes. Nachdem ich die vorhandene populär-geographische Litteratur nach allen Richtungen hin durchmustert (ich nenne z. B. Klöden und Köppen, Kohl, Masius, Daniel, Guthe, Simrock, Sach), fand ich, daß kürzere Stücke in abgerundeter Form, die für dies jugendliche Alter gut verständlich sind, überhaupt nicht vorhanden sind; selbst für Berlin haben mir dies die besten Kenner der einschlägigen Litteratur bestätigt. Deshalb entschloß ich mich, selbst eine Anzahl Schilderungen zu entwerfen, und zwar mit Beschränkung auf Landschaften und Städte, die mir persönlich genau bekannt sind. Im einzelnen ergeben sich die vorgenommenen Änderungen aus den Registern.

Die für die unterste Klasse der Mittelstufe geeigneten Stücke sind bei jedem Schriftsteller vorangestellt und durch ein Sternchen (*) bezeichnet.

Koblenz, März 1897.

Dr. Karl Hessel.

Erläuterungen folgender Stücke dieses Bandes finden sich bei Dietlein, Gosche und Polack, Aus deutschen Lesebüchern, Gera und Leipzig, Hofmann, 1. Bd. 1897, 2. Bd. 1896.

Nr.	Nr.
45: Bd. 2, S. 66.	73: Bd. 1, S. 409.
47: Bd. 2, S. 25.	74: Bd. 1, S. 438.
59: Bd. 1, S. 222.	79: Bd. 1, S. 400.
72: Bd. 2, S. 59.	

Auflösung der Rätselfragen (Seite 161):

Das Echo. — Die Brennessel — Die Brennessel. — Das Schiff. — Die Schiebkarre. — Die Egge. — Der Acker. — Die Kornähren. — Ein kupferner Kessel. — Der Kehrbesen. — Die Geige. — Die Geige mit dem Bogen. — Der Vogelbauer. — Das Geld. — Das Geld. — Eine Lüge. — Heute. — Nüsse. — Ein Loch. — Das Mühlrad. — Die beiden Augen. — Die Säge. — Der Schnee. — Der Schatten. — Der Schatten. — Der Stiefelknecht. — Ein Knäuel Garn. — Schatten. — Drei. — Das Kalb. — Der Hering. — Das Bett. — Seine Federn. — Handschuhe. — Die Mahlzeit. — Die glühende Kohle. — Das Fenster. — Der Mund. — Jeder Hase. — Die Fußsohlen. — Nein, mit dem Munde. — Die Blindekuh. — Das Schneckenhaus. — Roßhaare. — Der Verstand. — Kurz. — Heu. — Das. — Das L. — Fastenbretzel.

Johann Wilhelm von Archenholz.

1. Der gefangene Husar.

Ein preußischer Husar wurde 1758 von den Franzosen gefangen und ins Hauptquartier gebracht. Clermont selbst wollte ihn sprechen; denn die Gefangennehmung eines preußischen Husaren war hier ein seltner Vorfall. Der Gefangene gehörte zu dem schwarzen Regiment. Ein jeder Reiter desselben, in Kleidungsstücke von schwarzer Farbe gehüllt, trug überdies einen Totenkopf an der Stirn; und schon der bloße Anblick eines solchen Todespredigers mit einem scharfen Säbel in der Faust flößte Schrecken ein; auch waren die schwarzen Husaren den tapfersten Regimentern des französischen Heeres furchtbar. Die Unterredung des französischen Feldherrn mit dem gefangenen Husaren geschah durch Dolmetscher. Auf die Frage, wo Ferdinand sich gelagert hätte, war die Antwort: „Da, wo ihr ihn nicht angreifen werdet.“ Man fragte ihn, wie stark die Mannschaft seines Königs sei; er antwortete, sie möchten sie aufsuchen und zählen, wenn sie Mut genug dazu hätten. Clermont fühlte sich durch solche Kühnheit nicht beleidigt. Sie gefiel ihm vielmehr und veranlaßte ihn, den Husaren zu fragen, ob sein König viel solcher Soldaten habe, wie er. Der Mann mit dem Totenkopf antwortete: „Ich gehöre zu den schlechtesten, sonst wäre ich jetzt nicht euer Gefangener.“ Eine solche Sinnesart außerhalb Frankreich zu finden, war den Franzosen ein Rätsel. Man entließ den Husaren, und Clermont schenkte ihm einen Louisdor. Der Preuße nahm ihn an, allein obgleich ausgeplündert und ohne einen Heller im Besitz, gab er im Angesicht des Feldherrn das Goldstück einem französischen Soldaten, mit der Erklärung,

daß er von den Feinden seines Volkes keine Geschenke annehmen wolle. Man trug ihm Dienste und eine Offiziersstelle an; er aber antwortete mit Hohngelächter, daß er ein Preuße sei.

Solche Züge stempeln den Geist eines Volkes und eines Zeitalters. Ein hoher Sinn dieser Art bei einem gemeinen Soldaten konnte nur durch Nationalgrundsätze und Volksstimmung gebildet werden; daher erregte diese Handlung auch unter den Deutschen nicht die Bewunderung, die sie verdiente. Sie wurde bekannt, allein der Name des Preußen, der so dachte und handelte, ist unbekannt geblieben.

Berthold Auerbach.

*2. Von Kleidern.

Wenn du einen Flecken an deinem Kleid oder irgendwo einen Riß hast, denkst du oft: „Pah, das sieht man nicht, und die Leute haben anderes zu thun, als immer alles an mir auszumustern.“ — Du gehst dann frank und frei herum, und es kann oft sein, du hast recht, es sieht niemand den Flecken und den Riß. Wenn du aber etwas Schönes auf dem Leibe hast, sei es nur ein schön Halstuch oder ein frisch Hemd mit weißer Brust oder gar eine goldene Nadel u. dgl., da gehst du oft mit herausforderndem Blick hinaus und schlägst die Augen dann nieder, um nicht zu bemerken, wie alle Leute, was sie in Händen haben, stehen und liegen lassen und gar nichts weiter thun, als deine Herrlichkeiten betrachten. — So meinst du, aber das ist auch gefehlt, kein Blick wendet sich nach dir und deiner Pracht. Das eine Mal meinst du, man sieht dich gar nicht, und das andere Mal, die ganze Welt hat auf dich gewartet, um dich zu beschauen; aber beides ist gefehlt. Gerade so ists auch mit deinen Tugenden und Lastern. Wenn du einen bösen Weg gehst, meinst du, es kennt dich kein Mensch, und keiner sieht nach dir um, und es ist stockdunkel; wenn du aber dem Rechtschaffenen nachgehst, redest du dir oft ein, jeder Pflasterstein hat Augen, jedes Kind kennt

Dich und deine Gedanken, und tausend Sonnen scheinen. Aber das Gute wie das Schlimme wird oft von der Welt übersehen. Ein Auge sieht alles, das ist Gottes. Drum halte dich selber vor deinem Gott über dir und vor deinem Gewissen in dir in Ehren; dann brauchst du nicht das eine Mal zu fürchten, daß dich alles sieht, und dir dabei etwas vorlügen und das andere Mal zu zürnen, daß dich niemand sieht.

Ferdinand Bäßler.

*3. Das Amen der Steine.

Es war ein heiliger Priester, der hieß Beda. Aus hohem Alter war er blind und ließ sich leiten von einem Dorfe zum andern und predigte Gottes Wort. Und es gehet die Sage, daß er zu einer Zeit durch eine einsame Gegend kam, woselbst viele Steine umherlagen. Da sprach sein Knecht, dem die Lust zu einem Schelmstück ankam: „Herr, es sind viel Leute versammelt, die wollten gern Gottes Wort hören. Wollt Ihr ihnen predigen?" Der Priester sprach: ja, er wolle es gern thun. Da hob er an zu predigen, und wie er an das Ende kam, sprach er: „Nun gesegne euch alle Gott der Vater und Gott der Sohn und der heilige Geist." Und es antworteten ihm die heiligen Engel: „Amen!" und die Steine, die da lagen, antworteten auch: „Amen!" — Der Knecht fiel erschrocken dem Priester zu Füßen und bekannte seine Schuld. Der Priester aber antwortete ihm mit Sanftmut: „Hattest du nie gelesen, was geschrieben steht: Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien?"

*4. Rübezahl wird ein Esel.

Einst reiste ein Glaser über das Gebirge und wurde über die schwere Last des Glases, die er auf dem Rücken trug, müde, schaute sich daher um, wo er sich wohl hinsetzen könnte. Der ihn beobachtende Rübezahl vermerkte dies kaum, als er sich in einen runden Klotz verwandelte. Diesen traf der Glaser nicht lange

hernach am Wege liegend an und ging mit frohem Mute hin, um sich auf ihn zu setzen. Doch die Freude dauerte nicht lange; denn kaum hatte er einige Zeit gesessen, so wälzte sich der Klotz so geschwinde unter ihm fort, daß der arme Glaser mitsamt seinem Glase zu Boden schlug und es in tausend Stücke zerschellte.

Der betrübte Mann erhob sich von der Erde, blickte um sich, aber sah keinen Klotz, auf dem er vorhin gesessen hatte. Da fing er an, bitterlich zu weinen, und beseufzte mit herzlichen Klagen seinen erlittenen Verlust, doch wandelte er seine Straße fort. Da gesellte sich Rübezahl in Gestalt eines Reisenden zu ihm und fragte, was er doch so weine, und worüber er Leid trage. Der Glaser erzählte ihm den ganzen Hergang, wie er auf einem Blocke, um sich auszuruhen, gesessen; dieser habe sich schnell mit ihm umgedreht, sein ganzer Glasvorrat, wohl acht Thaler an Wert, sei zerbrochen, und der Klotz sei verschwunden. Er wisse nun nicht, wie er sich erholen und seinen Schaden zu gutem Ende bringen solle. Der mitleidige Berggeist tröstete ihn, sagte ihm, wer er sei, und daß er ihm den Possen gespielt habe; er solle aber nur gutes Mutes sein, denn sein Schaden solle ihm vergütet werden.

Flugs verwandelte sich Rübezahl in einen Esel und gab dem Glaser Befehl, ihn in einer am Fuße des Berges liegenden Mühle zu verkaufen, mit dem Gelde aber sich schnell davon zu machen. Der Glaser bestieg den verwandelten Berggeist sogleich und ritt ihn vom Gebirge hinunter zu der Mühle, wo er ihn dem Müller zeigte und für zehn Thaler feilbot. Dieser erstand ihn für neun Thaler, und der Glaser nahm das Geld und machte sich ohne Säumen davon. Das erkaufte Tier ward in den Stall geführt, und der Knecht legte ihm Heu vor; aber der Esel that seinen Mund auf und sprach: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebackenes.“ Dem Knecht sträubte sich das Haar, er eilte zu seinem Herrn und verkündete ihm die neue Märe. Als aber der Müller selbst in den Stall kam, fand er nichts, denn der Esel war verschwunden. Der Müller beklagte *den bösen* Handel; aber es war ihm recht geschehen, da er viele *arme Leute betrogen* hatte. So rächte Rübezahl geschehene Unbill.

*5. Wie Eulenspiegel ein Schneider wird.

Eulenspiegel kam nach Berlin, da verdingte er sich zu einem Schneider. Als er nun in der Werkstatt saß, sprach der Schneider zu ihm: „Gesell, willst du nähen, so nähe eng und fein, daß man es nicht sehe.“ Eulenspiegel sagte ja, nahm Nadel und Zwirn und kroch mit dem Gewand unter eine Bütte, steppte eine Naht übers Knie und hub an zu nähen. Der Schneider sah das an und sprach: „Was willst du thun? Das ist eine seltsame Näherei.“ Eulenspiegel sprach: „Meister, Ihr sagtet, ich sollte nähen, daß man es nicht sähe: so siehet es niemand.“ Der Schneider sprach: „Nein, lieber Knecht, hör auf, und nähe nicht mehr also; nähe du, daß man es fein sehen kann!“ Nun schickte es sich nach vier Tagen, daß der Meister des Abends müde ward und gern geschlafen hätte; doch deucht' ihm, es wär dem Knecht noch zu früh, schlafen zu gehen. Da lag ein Rock, der war gemacht bis an die Ärmel; da nahm der Meister den Rock, warf ihn Eulenspiegeln zu und sprach: „Wirf die Ärmel noch an den Rock, hernach geh du auch schlafen!“ Eulenspiegel sagte ja, hing den Rock an einen Haken, zündete zwei Lichter an, eins auf jeder Seite, und nahm einen Ärmel und warf damit nach dem Rock. Wenn zwei Lichter verbrannt waren, zündete er zwei andere an und warf den Ärmel an den Rock bis an den Morgen. Da stand der Meister auf und kam in den Laden. Eugelspiegel erschrak nicht vor dem Meister und warf immerzu mit den Ärmeln. Der Schneider stand und sah das an und sprach: „Was den Teufel machst du da für ein Gaukelspiel?“ Eulenspiegel sprach ernstlich: „Das ist mir kein Gaukelspiel; ich bin die ganze Nacht gestanden und hab dran geworfen, aber sie wollen nicht dran kleben bleiben. Es wäre besser gewesen, Ihr hättet mich lassen schlafen gehen, als daß Ihr mich die hießet anwerfen, da Ihr doch wohl wußtet, daß es verlorene Arbeit war.“ So gerieten sie mit einander in Zank, also daß der Meister Eulenspiegeln ansprach, daß er ihm die Lichter bezahlen sollte, die er darüber verbrannt hatte. Indem rafft' Eulenspiegel seine Siebensachen zusammen und ging davon.

*6. Die Schöppenstedter verschreiben ein Gewitter.

In einem Sommer hatte es mal gar lange nicht in Schöppenstedt geregnet, so daß den Bürgern bange wurde, die Ernte möchte mißraten, und sie beschlossen daher, nach Braunschweig zu schicken, um sich ein Gewitter zu verschreiben, denn dort wüßte man ja Rat für alles. Zu dem Ende schickten sie eine alte Frau ab; diese kam auch glücklich in Braunschweig an, und nachdem sie das Anliegen der Schöppenstedter richtig angebracht, erhielt sie von den Braunschweigern, die ihre Leute kannten, eine Schachtel, in welcher, wie sie ihr sagten, das Gewitter wäre. In dieser Schachtel, welche ziemlich groß war, befand sich ein ganzer Bienenschwarm; und als sie nun mit derselben nach Schöppenstedt zurückging, fingen die Bienen, da es sehr heiß war, in der Schachtel gewaltig an zu summen, und der Frau wurde angst und bange, denn sie hatte oft genug gehört, daß das Gewitter auch zuweilen einschlage, und sie fürchtete jetzt, daß es auf einmal losbrechen und sie erschlagen könne. Als sie daher auf die Höhe vor der Stadt kam, öffnete sie die Schachtel ein wenig, um dem Gewitter, dem es, wie sie dachte, drinnen zu heiß sei, etwas Luft zu machen; denn sie meinte: es wird ja wohl für Schöppenstedt genug übrig bleiben, wir sind ja dicht vor. Aber kaum hatte sie den Deckel etwas gehoben, da flog der ganze Schwarm heraus und zurück nach Braunschweig. Sie sprang zwar mit gleichen Füßen hinterdrein, unabläßig rufend: „Gewitter, Gewitter! hierher nach Groß-Schöppenstedt!“ aber das Gewitter flog fort und kam nicht wieder.

Ludwig Bechstein.

*7. Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack.

In einem kleinen Städtchen lebte ein ehrlicher Schneider mit seiner Familie, die fünf Häupter zählte: Vater, Mutter und drei Söhne. Letztere wurden sowohl von den Eltern, als auch

von sämtlichen Einwohnern des Städtchens nicht nach ihren Taufnamen genannt, sondern schlechtweg nur der Lange, der Dicke, der Dumme. So folgten sie der Älte nach aufeinander. Der Lange wurde ein Schreiner, der Dicke ein Müller, der Dumme ein Drechsler. Als nun der Lange aus der Lehre kam, wurde sein Bündel geschnürt und er in die Fremde geschickt, und er zog wohlgemut mit langen Schritten zum Thore des heimatlichen Städtchens hinaus. Lange Zeit wanderte der Bursche von Ort zu Ort und konnte keine Arbeit bekommen; da nun sein ohnehin knappes Reisegeld sehr zu Ende ging und er keine frohe Aussicht hatte zu Arbeit und Verdienst, so wurde er traurig und ging kopfhängerig und sachte auf seinem Wege weiter. Dieser führte just durch einen stillen, schönen Wald, und wie der Bursche so eine Strecke hinein war, begegnete ihm ein kleiner, etwas wohlbeleibter Mann, der ihn gar freundlich grüßte, stehen blieb und fragte: „Na, Bürschlein, wo hinaus denn? siehst ja traurig aus, was fehlt dir denn?“ — „Mir fehlt Arbeit“, sprach der Bursche treuherzig, „das ist meine ganze Trauer — bin schon lange gewandert — hab kein Geld mehr.“ — „Was kannst du denn für ein Handwerk?“ forschte das Männlein weiter. — „Ich bin ein Schreiner.“ — „O, so komm doch mit mir!“ rief der Kleine fröhlich aus, „ich will dir Arbeit geben! Sieh, ich wohne hier in diesem Wald — ja, ja! komm nur mit, du wirsts gleich sehen.“ Und kaum hundert Schritte weiter lag ein schönes Haus, und rings herum war ein dichter Tannenzaun, anzusehen wie eine Schutzmauer, und vorne am Eingang standen zwei hohe Tannen, gleich wie riesige Schildwachen. Da hinein führte das Männlein den Schreinergesellen, der nun alsbald seine Traurigkeit fahren ließ und mit vergnügten Mienen in das vertrauliche Zimmer des einsamen Meisters einschritt. „Willkommen!“ rief da aus der Ecke hinterm Ofen ein ältliches Mütterlein und trippelte auf den Burschen zu, um ihn seines Felleisens entledigen zu helfen. Der Meister plauderte den Abend noch gar lange mit dem Burschen, und das Mütterlein trug Speisen auf und stellte auch ein Krüglein auf den Tisch, worin etwas weit Besseres war, als Wasser.

Dem jungen Schreiner gefiel es ganz wohl bei seinem

Meister; er bekam nicht allzuviel zu thun, arbeitete fleißig und hielt sich auch sonst brav und ordentlich, so daß keine Klage über ihn geführt wurde. Doch nach etlichen Monaten sprach das alte Männlein: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länger brauchen, sondern muß dir Feierabend geben. Und mit Geld kann ich dir deine Arbeit, die du mir gethan, auch nicht lohnen; aber ich will dir ein schönes Andenken geben, das dir mehr helfen wird, als Gold und Silber.“ Dabei reichte er ihm ein allerliebstes kleines Tischchen und sprach weiter: „So oft du dieses Tischleindeckedich hinstellen wirst und dreimal sprechen: Tischlein, decke dich! so oft wird es dir diejenigen Speisen und Getränke zum Mahle darbieten, die du nur wünschen magst. Und nun lebe wohl, und gedenke fein deines alten Meisters!“ Ungern verließ der Geselle seine bisherige Werkstätte, er nahm betrübt und froh zugleich das wunderthätige Tischlein aus den Händen des Gebers und zog, noch vielmals dankend, ab und lenkte seine Schritte der lieben Heimat wieder zu. Unterwegs bot ihm das Tischlein, so oft der Bursche die Zauberformel nur sprach, seine reichen Genüsse, da standen im Nu die feinsten Gerichte, die edelsten Weine darauf, und alle Gefäße waren von Silber, und darunter glänzte das feinste, schneeweiße Tischgedeck. Natürlich hielt der Geselle sein Tischleindeckedich sehr hehr; auf seiner letzten Herberge, ehe er heim kam, gab er es noch seinem Wirt aufzuheben. Da er aber vorher nichts im Wirtshaus gezehrt, sondern sich mit dem Tischchen eingeschlossen hatte, so hatte der Wirt ihn belauscht durch eine Klinse in der Bretterthür und hatte des Tischchens Geheimnis entdeckt. Daher war er über alle Maßen froh, daß er das Tischlein in seine Verwahrung bekam, freute sich mächtig über die herrliche Eigenschaft desselben. Er ließ sichs ganz trefflich behagen vor der kleinen Tafel und sann dabei nach, wie er sich auf die beste Weise das Tischchen aneignen möchte. Da fiel ihm bei, daß er ein ganz ähnliches Tischchen, obschon kein Tischchendeckedich, besitze. Der schlaue Wirt versteckte daher das echte Tischlein und stellte das andere, unechte, am andern Morgen dem Gesellen zu, der sich ohne Bedenken damit belud und nun fröhlich seiner Heimat zueilte. Mit Freude grüßte der lange

Schreiner daheim die Seinen und entdeckte sogleich seinem Vater die köstliche Bewandtnis, die es mit dem Tischchen habe. Der Vater zweifelte stark, der Sohn aber stellte es vor sich hin, sprach dreimal: „Tischlein, decke dich!“ aber es deckte sich nicht, und der ehrliche Schneidermeister sprach zu seinem Sohne: „Du dummer Hans, bist du darum in der Fremde gewesen, deinen alten Vater zu uzen? Geh, laß dich nicht auslachen!“ Der lange Schreiner wußte in der Welt keinen Rat, wie es nun so einmal mit dem Tischchen die Quere gehe. Er probierte noch allerlei; aber es deckte sich nicht wieder, und der Lange mußte wieder zum Hobel greifen und arbeiten, daß die Schwarte knackte.

Unterdessen war der dicke Müller auch aus der Lehre gekommen und wanderte fort in die Fremde. Und es fügte sich, daß dieser ebenfalls denselben Weg nahm, auch das nämliche kleine Männlein fand und von ihm in Arbeit genommen wurde. Das Waldhaus war aber jetzt eine Mühle. Als der junge Mühlknappe eine zeitlang brav, treu und fleißig in Arbeit gestanden hatte, schenkte ihm sein Meister zum Andenken einen schönen Müllerlöwen und sprach: „Nimm zum Abschied noch eine kleine Gabe, die dir, obgleich ich dir deine Arbeiten nicht mit Geld belohnen kann, doch mehr nützen wird, als Gold und Silber. So oft du zu diesem Eselein sprechen wirst: Eselein, strecke dich! so oft wird es dir Dukaten niesen.“

Fast öfter, als der Lange unterwegs gesprochen hatte: „Tischlein, decke dich!“ sprach jetzt der Dicke: „Eselein, strecke dich!“ und da streckte sichs und ließ Dukaten fallen, daß es rasselte und prasselte. Es war eine allerliebste Sache — die blanken Goldstücke. — Aber auch der Müllergeselle kam mit seinem Esel in die Herberge des betrüglichen und schlauen Wirtes, ließ auftafeln, bewirtete, wer nur bewirtet sein wollte, und als der Wirt die Zeche forderte, sprach er: „Harret ein wenig, ich will nur erst Geld holen!“ Nahm das Tischtuch mit, ging in den Stall, breitete es über das Stroh, darauf der Esel stand, und sprach: „Eselein, strecke dich!“ — da streckte sich der Esel und nieste, und es klingelten Dukaten auf dem Tuche. Draußen aber stand der Wirt, sah durch ein Astloch in der Thüre und merkte sich die

Sache. Am andern Morgen stand zwar ein Esel da, aber nicht der rechte, und der Dicke, keinen Betrug ahnend, setzte sich heiter auf und ritt fort. Als er zu seinem Vater kam, verkündete er ihm auch sein Glück und sprach, als alle die Seinen froh verwundert den Esel umstanden: „Nun habt Achtung!“ und zum Esel sich wendend: „Eselein, strecke dich!“ Das fremde Eselein streckte sich zwar auch, aber es nieste keine Goldstücke, sondern schrie nur immer: „I-a!“ Der Dicke wurde von allen, denen er die Kunst hatte wollen sehen lassen, fürchterlich ausgelacht; er schlug den Esel windelweich, schlug ihm dennoch keine Dukaten aus der Haut und mußte fortan wieder arbeiten und im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen.

Es war nun wieder ein Jahr verflossen, und auch der Dumme hatte seine Lehrzeit überstanden und zog als wackrer Drechsler in die Fremde. Recht mit Fleiß nahm er denselben Lauf wie seine Brüder und wünschte sehr, bei jenem kleinen Männlein auch in Arbeit zu kommen, da dasselbe, wie die Brüder erzählt hatten, in allen Fächern bewandert war, in Handwerken, wie in Gelehrtheit und Weisheit, und so schöne Sachen zu verschenken hatte. Richtig gelangte auch der Drechslergeselle in den gewissen Wald, fand die einsame Wohnung des Männleins, und auch ihn nahm es als einen fleißigen Burschen gerne in Arbeit. Nach etlichen Monaten hieß es jedoch wieder: „Lieber Gesell, ich kann dich nun nicht länger behalten, du hast Feierabend.“ Zum Abschied sprach das Männlein: „Ich schenkte dir gerne auch, wie deinen Brüdern, ein schönes Andenken, aber was würde dir das helfen, da sie dich den Dummen nennen? Dein langer Bruder und dein dicker Bruder sind durch ihre Dummheit um die Gaben gekommen, was würde es erst bei dir werden? Doch nimm dieses schlichte Säcklein; es kann dir sehr nützlich werden. So oft du zu ihm sagen wirst: Knüppel, aus dem Sack! — so oft wird ein darin steckender wohlgedrehter Prügel herausfahren zu deinem Schutz, deiner Wehr und Hilfe, und dieser wird so lange ausprügeln, bis du gebieten wirst: Knüppel, in den Sack!“

Der Drechsler bedankte sich schön und zog mit seinem Säcklein heimwärts; er bedurfte jedoch auf seiner Reise der Schutzwehr

erst lange nicht, denn jedermann ließ ihn, der leicht und lustig seine Straße zog, ungehindert fürbaß wandern. Nur manchmal einem gestrengen Herrn Bettelvogt gab er einiges aus dem Säcklein zu kosten, oder den Dorfhunden, die aus allen Höfen herausfahren und den Wanderer an- und nachbellen. So kam er denn endlich bis an jene Herberge, wo der arge Wirt seine Brüder um das Ihrige betrogen hatte und jetzt herrlich und in Freuden lebte, aber dennoch immer ein Gelüst hatte, sich vom Gut der Reisenden etwas anzueignen. Beim Schlafengehen gab der Drechsler dem Wirt den Sack in Verwahrung und warnte ihn, er möge ja nicht zu diesem Säcklein sagen: „Knüppel, aus dem Sack!" denn damit habe es eine besondere Bewandtnis, und könne einer, wenn er das sage, wohl etwas davon tragen. Jedoch dem Wirt gefiel sein Tischlein und sein Eselein zu wohl, als daß er nicht noch ein drittes wunderthuendes Gegenständlein hätte heimlich wegfangen mögen; er konnte kaum die Zeit erwarten, bis der Gast sich zur Ruhe gelegt hatte, um zu sprechen: „Knüppel, aus dem Sack!" Und im Nu fuhr der Knüppel heraus und wirbelte wie ein Trommelschläger auf des Wirtes Rücken, prügelte fort und fort und prügelte den Wirt dermaßen braun und blau, daß dieser ein jämmerliches Geschrei erhub und heulend den Drechslergesellen munter rief. Dieser sagte: „Wirt, das geschieht dir recht! Ich warnte dich ja. Du hast meinen Brüdern das Tischleindeckedich und das Eseleinstreckedich gestohlen." Der Wirt kreischte: „Ach, helft mir nur um Gotteswillen! ich werde umgebracht!" Denn der Knüppel arbeitete noch immer rastlos auf des Wirtes Rücken. „Ich will alles wieder herausgeben, das Tischlein und das Eselein! Ach, ich falle um und bin tot!"

Jetzt gebot der Geselle: „Knüppel, in den Sack!" und da kroch das Prügelein im Nu wieder in den Sack. Und der Wirt war nur froh, daß er sein Leben davongebracht, und gab willig das Tischlein und das Eselein wieder heraus. Da packte der Drechsler seinen Kram zusammen, lud sein Bündel und sich selbst auf den Esel und trabte dem Heimatstädtlein zu. Da war keine geringe Freude bei den Brüdern, als sie die überaus wertvollen Geschenke und Andenken wiedergewonnen sahen, die jetzt noch so

herrlich ihre Wunder thaten, wie ehemals — wieder gewonnen durch den, den sie immer den Dummen gescholten hatten, und der doch klüger war, wie sie. Und die Brüder blieben zusammen bei den Eltern und brauchten nicht mehr zu arbeiten, um vom Verdienst das tägliche Brot zu schaffen; denn sie hatten von nun an von allem, was das menschliche Leben bedarf, die Hülle und die Fülle.

*8. Etliche Stücklein von den Wasungern.

I. Der Wasunger Stolz.

Oberhalb Wasungen stand auf einem Hügel seitwärts der Landstraße ein alter Galgen, der gehörte der Stadt eigentümlich. Nun wurde einmal ein fremder Dieb eingebracht und sollte an den Wasunger Stadtgalgen gehenkt werden. Da traten aber die Wasunger Ratsherren dagegen auf und sprachen: „Wir haben hier einen Galgen für uns, unsre Kinder und Kindeskinder und brauchen keine fremden armen Sünder dran!“ Litten also nicht, daß jener Dieb daran gehenkt wurde. Und da sie nicht wußten, was sie mit ihm anfangen sollten, gaben sie ihm ein Stück Geld und sagten ihm, er solle sich seiner Wege packen und sich hängen lassen, wo er Lust habe.

II. Wie die Wasunger Heu luden.

Zu Wasungen begabs sich, daß auf der Gemeindewiese ein Fuder Heu aufgeladen wurde, und daß die Auflader, weil die Wasunger in allen Stücken es anders zu machen gedachten wie andere, den Heubaum die Quere auf den Wagen banden. Wie man nun an das Thor kam, so ging der Wagen wegen des queren Heubaumes nicht hinein, und war ein groß Beratens hin und her darüber, wie der Wagen wohl in die Stadt zu bringen sei, so daß es darüber fast Abend wurde und niemand des Weges passieren konnte. Wie nun alles ratlos stand, siehe, da kam ein Schwälblein geflogen, das hatte einen langen Strohhalm im Schnabel und schleifte den der Länge nach durch die Luft und durch das Thor. Und da gingen den Wasungern die Augen auf und meinten, wenn das Schwälblein den Stroh-

halm die Quere getragen hätte, würde es gleicherweise wie der Wagen mit dem Heubaum nicht hineingelangt sein, banden daher den Baum der Länge und passierten freudiglich das Thor.

III. Wie die Wasunger eine Katze kauften.

Ein Wirt hatte viele Mäuse im Hause und wußte sich gar nicht mehr zu helfen. Damals gab es aber noch keine Katzen in Wasungen. Da wurde dem Wirt angeraten, er solle nach Meiningen fahren und eine Katze kaufen, so würde er der Plage bald los sein; denn dieses Tier vertilge die Mäuse. Das ließ der Mann sich nicht zweimal sagen, fuhr mit seinem Knecht und kaufte eine Katze um ein gutes Stück Geld. Auf dem Heimweg fiel ihm bei, daß er vergessen, sich zu erkundigen, was die Katze fresse; denn er bedachte, daß solch ein Tier auch leben wolle, wenn es keine Mäuse und Ratten mehr gäbe, sandte deshalb den Knecht zurück, anzufragen, was die Katze fresse, und fuhr einstweilen nach Hause. Wie der Knecht ankam, fragte der Herr neugierig: „Nun, was frißt die Katze?“ — „Alles!“ war die Antwort. „Alles?“ — „Ja, alles!“ war der wiederholte Bescheid. „Ei, behüt uns Gott für so einem Tier!“ Sprachs und schickte die Katze augenblicklich wieder zurück.

9. Jungfrau Lorenz.

In der Nähe von Tangermünde war früher ein großer und weitausgedehnter Forst, dieser war Eigentum einer Jungfrau, des Namens Lorenz. Der Wald war also groß, daß seine Herrin, als sie eines Tages lustwandelnd sich in demselben erging, sich verirrte und sich nimmer zurecht finden konnte. Drei Tage lang irrte sie verzweifelnd in dem Waldesdickicht umher, nährte sich von Beeren und trank aus Rieselbächen. Sie glaubte schier, nie wieder des Waldes Ende zu finden und darinnen sterben zu müssen, so sehr sie auch den Himmel anrief, ihr Hilfe zu senden. Siehe da, als sie am dritten Tage wieder recht inbrünstig gebetet hatte, erschien ein Hirsch, der hatte ein Geweih wie Elche so groß und nahte ihr ganz zahm, neigte sich vor ihr und schaufelte sie, ehe sie sichs versah, mit seinem mächtigen Geweih vom Boden em-

vor und auf seinen Rücken und trug sie fort, immerfort, durch den weiten Wald, sanft und recht, wie stolz auf seine Last, bis sie endlich den Wald sich lichten und beim Heraustritt die Thore von Tangermünde vor sich liegen sah. So kam Jungfrau Lorenz wieder in ihrer Heimat an und erfüllte sogleich ein Gelübde. Sie schenkte einen guten Teil des Waldes der Nikolaikirche zu Tangermünde, ließ ihr Bildnis von Holz auf einem Hirschgeweih künstlerisch ausarbeiten und in der Kirche aufstellen, mit der Verordnung, daß dasselbe bewahrt bleiben solle für alle Zeiten und so lange von der Kirche noch ein Stein auf dem anderen stehe. Die Kirche blieb stehen und steht heute noch, und das Bild wird heute noch gezeigt, obschon die Stürme der Zeit so vieles brachen und änderten. Aus der Kirche wurde ein Lazarett, all ihre Bilderzier wurde entfernt oder zertrümmert, nur das Bildnis der Jungfrau Lorenz überdauert alles. Sie selbst scheint dasselbe unsichtbar zu schützen; Gepolter und unheimlicher Lärm entsteht, wann jemand nur wagt, an den Zacken des Hirschgeweihes etwas aufzuhängen. Der ganze Landstrich zwischen den Dörfern Grobleben und Bölsdorf, den die Jungfrau Lorenz an die Kirche schenkte, und in welchem jetzt kein Wald mehr ist, heißt noch immer das Lorenzfeld.

Klemens Brentano.

*10. Wie Gockel, Hinkel und Gackeleia verzaubert erwachen.

[Im Hühnerstall seines alten, verfallenen Stammschlosses Gockelsruh, als dem einzigen Raume, der daselbst noch bewohnbar unter Dach und Fach stand, wohnte der arme, alte Raugraf Gockel von Hanau mit seiner Gemahlin Hinkel von Hennegau und ihrem Töchterchen Gackeleia. Der König von Gelnhausen hatte ihn in Ungnaden aus seinem Dienste entlassen, und so drückte sie bittere Armut. Eines Abends gelangte Gockel in den Besitz des Siegelringes Salomonis.]

Als Gockel in der Nacht erwachte, gedachte er der Frau Hinkel und seines Töchterleins Gackeleia mit vieler Liebe und entschloß sich, den Siegelring Salomonis zu versuchen. Er nahm

daher den Ring aus der Tasche, steckte ihn an den Finger und drehte ihn an demselben herum.

Unter dem Drehen des Ringes schlief Gockel endlich ein. Da träumte ihm, es träte ein Mann in ausländischer reicher Tracht vor ihn, der ein großes Buch vor ihm aufschlug, worin die schönsten Paläste, Gärten, Springbrunnen, Hausgeräte, Kleidungsstücke, Tapeten, Schildereien, Kutschen, Pferde, Livreen und andre dergleichen Dinge abgebildet waren, aus welchem er sich heraussuchen mußte, was ihm wohlgefiel. Gockel beobachtete bei der Wahl alles mit großem Fleiße, was Frau Hinkel und Gackeleia gefallen konnte, denn er träumte so klar und deutlich, als ob er wache. Da er aber das Buch durchblättert hatte, schlug der Mann im Traume es so heftig zu, daß Gockel plötzlich erwachte.

Es war noch dunkel, und er war so voll von seinem Traume, daß er sich entschloß, seine Frau zu wecken, um ihr denselben zu erzählen, auch fühlte er ein so wunderbares Behagen durch alle seine Glieder, daß er sich kaum enthalten konnte, laut zu jauchzen. Da er sich immer mehr vom Schlafe erholte, empfand er die lieblichsten Wohlgerüche um sich her und konnte gar nicht begreifen, was nur in aller Welt für köstliche Gewürzblumen in seinem alten Hühnerstall über Nacht müßten aufgeblüht sein. Als er aber, sich auf seinem Lager wendend, bemerkte, daß kein Stroh unter ihm knistre, sondern daß er auf seidnen Kissen ruhe, begann er vor Erstaunen auszurufen: „O Jemine, was ist das?" In demselben Augenblicke rief Frau Hinkel dasselbe, und dann riefen beide: „Wer ist hier?" und beide antworteten: „Ich bins, Gockel! — ich bins, Hinkel!" aber sie wolltens beide nicht glauben, daß sie es seien. Es hatte ihnen beiden dasselbe geträumt. „Gockel," flüsterte Frau Hinkel, „was ist mit uns geschehen? Es ist mir, als wäre ich zwanzig Jahre alt." — „Ach, ich weiß nicht," sagte Gockel, „aber ich möchte eine Wette anstellen, daß ich nicht über fünfundzwanzig alt bin." — „Aber sage nur, wie kommen wir auf die seidenen Betten?" fragte Frau Hinkel. — Die Worte erinnerten Gockel an den Ring Salomonis; er dachte: „Ach, das mag alles von meinem gestrigen Wunsche herkommen!" da hörte er auch Rosse

im Stalle ſtampfen und wiehern, hörte eine Thüre gehen, und es fuhr ein Licht durch die Stube an der Decke weg, als wenn jemand mit einer Laterne nachts über den Hof geht. Er und Hinkel ſprangen auf, aber ſie fielen ziemlich hart auf die Naſe, denn jetzt merkten ſie, daß ſie nicht mehr auf der ebenen Erde, ſondern auf hohen Polſterbetten geſchlafen hatten. Sie rafften ſich auf von einem ſpiegelglatten Boden, ſie ſtürzten ſich in die Arme und weinten vor Freude wie Kinder. Nun bemerkten ſie den Schein wieder und ſahen, daß er durch ein hohes Fenſter hereinfiel. Mit verſchlungenen Armen liefen ſie nach dem Fenſter und ſahen, daß er von der Laterne eines Kutſchers in einer reichen Livree herkam, der in einem großen Hof ſtand, Hafer ſiebte und ein Liedchen pfiff. Im Scheine der Laterne, der an das Fenſter fiel, ſah Gockel Hinkel an und Hinkel Gockel, und beide riefen aus: „Ach, Gockel! ach, Hinkel! wie jung und ſchön biſt du geworden!“ Da ſprach Gockel: „Der Ring Salomonis hat Probe gehalten; alle meine Wünſche ſind in Erfüllung gegangen,“ und da erzählte er der Frau Hinkel, wie ihm der Mann mit dem großen Bilderbuch erſchienen und er alles herausgeſucht und den Ring dabei gedreht habe. — „Ach, Gockel, Herzens-Gockel! haſt du wirklich alles ſo gewünſcht, alles, wie es mich freuet und erquicket? Dieſen tiefroten, chineſiſchen Schlafrock, fein, fein, man kann ihn ganz in den Raum einer Nuß verbergen. Gockel! und dieſes ſeidene Netz um meine Haare — alles, alles ſo nach meiner Luſt?“ — „Ja,“ ſagte Gockel, „alles nach deiner Luſt, es wird ſchon Tag werden, da wirſt du erſt ſehen die hohen, hellen Räume, Säle, um Wettrennen darin anzuſtellen, lauter Doppelthüren, Fußböden mit Purpurteppichen bedeckt, herrliche breite Treppen, auf Säulen ruhend, Terraſſen, Galerien, offene Hallen; ach, Hinkel! welche Gärten und Springbrunnen und Säulenhallen und Statuen und Ausſichten und ſchöne Berglinien und Lorbeeren-, Mirten-, Zipreſſen-, Zitronen-, Pomeranzen-, Orangen-, Granatenhaine! und eine Schaukel darin von weißen Roſen — vom Küchengarten will ich gar nicht reden, es wird dir genug ſein, wenn ich ſage, daß die Pflaumenbäume ihre Äſte mit getrockneten Früchten zum Küchenfeſter hineinhängen. — Was ſoll ich von

der Garderobe sprechen? ehe ich dir nur den hundertsten Teil der Stiefelchen, Pantöffelchen, Röckchen, Schürzchen, Hütchen, Tüchelchen, Quästchen, Troddelchen u. s. w. nenne, ist es Tag, und du kniest mitten darunter und räumst und packst und probierst alles nach der Reihe. — Ich will nicht weiter sprechen, o Hinkel von Hennegau, von allen Kabinetten und Kabinettchen, von der Bibliothek, der Hauskapelle, der Küche, der Speisekammer, dem Saal Ball zu schlagen, dem Musiksaal, der Gemäldegalerie, der Äpfelkammer, der Kinderstube, dem Badhaus, dem Hühnerhof, ach! und dem bezaubernd schönen Stall voll der edelsten Pferde und Pferdchen, vor allem ein arabisches Schimmelchen, weiß wie der gefallene Schnee, Mähnen und Schweif mit Purpurbändern durchflochten, mit tiefrotem Samt gezäumt, Gebiß und Bügel von Gold und Rubin." — „Lieber Gockel," sagte Frau Hinkel, „es ist nicht möglich, es ist zu viel, ich kanns nicht glauben; aber ich möchte trinken, kannst du mir nicht ein Glas Wasser herbeidrehen?" — „Geh nur links an deinen Waschtisch," erwiderte Gockel, „und halte den Kristallpokal zum Fenster hinaus!" — „O Gockel, gehe mit!" sagte Hinkel, sich an seinen Arm hängend, „ich weiß nicht Bescheid hier; es ist mir ganz bang vor lauter Schönheit, ich fürchte, ich möchte über das siebente Wunder der Welt stolpern und in das achte hineinstürzen." Da führte Gockel sie zu ihrem Waschtisch an ein zweites Fenster, dessen Vorhang der volle Mond mit angenehmem Licht durchstrahlte. O, da ging das Verwundern erst recht an; neben einem Schirm von goldnen Stäben, an welchem weiße Rosensträucher hinaufrankten, stand das Waschtischchen, ein Waschtischchen, das sich nicht nur gewaschen hatte, sondern sich auch in alle Ewigkeit fortwusch. — In den mit tiefrotem Samt belegten Marmorboden war ein eirundes, tiefes Becken von Kristall versenkt, der Rand oben war von Muscheln, Korallen und lebendigen Blumen umgeben, Reseda und Veilchen und Vergißmeinnicht; diese Wanne war voll Rosenwasser, über diesem ragte wie schwimmend ein mit Lotosblumen gesattelter Delphin von Perlenmutter hervor; auf seinem Rücken saß ein feingeflügeltes Kind von weißem Marmor, in der einen Hand hielt es ein Sieb von Kristall, voll der duftendsten Rosen, in welches

zwei Strahlen des frischesten, klarsten Wassers aus den Nüstern des Delphins sprudelten und als Rosenwasser in das Becken niederflossen; mit der andern Hand stützte das Marmorkind die kristallne, durchsichtige Tischplatte, welche den Waschtisch bildete, und da war erst die rechte Herrlichkeit von schönen Siebensachen. „Verzeih, Herz Hinkel!" sprach Gockel, „ich selbst vergesse über den kurioſen Sachen Essen und Trinken" — da gab er ihr das Glas von dem Waschtisch, dünn und klar und rein wie eine Seifenblase, die sich auf eine Lilie niedergelassen, so war Kelch und Stiel gebildet — „halte es zum Fenster hinaus! ich will den Ring Salomonis drehen." Gockel zog den rotdamastenen Vorhang hinweg, da sah man durch die blütenvollen Wipfel der Orangenbäume in den blauen Himmel, an dessen Osten der Tag graute. „Reich nur den Pokal hinaus," sagte Gockel, „fahre nur mit der Hand mitten durch die Orangenblüten, die Geister Salomonis werden schon einen Wasserstrahl senden, der dir das Herz erlabt!" — Schon plätscherte es unter den Orangenbäumen heftiger, die Blätter bewegten sich, die Blüten küßten sich, und zwischen ihnen spritzte der feine, im Mond- und Sternenlicht schimmernde Strahl eines Springbrunnens aus dem untenliegenden Garten empor und füllte den Pokal, welchen die Hand der Frau Hinkel hinaushielt, ohne sie selbst im mindesten zu benetzen. Frau Hinkel trank und trank wieder, auch Gockel trank, und die allerliebste Frau Nachtigall sang in der nahen Linde dazu. — „Ach," sagte Frau Hinkel, indem sie den Pokal wieder auf den Waschtisch setzte, „das hat aber einmal geschmeckt, das Wasser duftete ganz von Blüten, und wie die liebe Nachtigall singt!" — Nun liefen sie an ein drittes Fenster. „O je, welche Freude!" rief Frau Hinkel aus, „wir sind in Gelnhausen; da oben liegt das Schloß des Königs, und da drüben, o, zum Entzücken! da sehe ich in einer Reihe alle die Bäcker- und Fleischerladen; es ist noch ganz stille in der Stadt; horch, der Nachtwächter ruft in einer entfernten Straße, drei Uhr ist es; ach, was wird er sich wundern, wenn er hierher auf den Markt kömmt und auf einmal unsern prächtigen Palast sieht! O Gockel, *liebster* Gockel, was bist du für ein herzallerliebster, bester Gockel

mit deinem Ring Salomonis!" Und da fielen sie sich wieder um den Hals und fuhren vor Freude gleichsam Schlitten auf dem spiegelglatten Boden.

Es brach aber der Tag an, und es war kein Traum; alles hatte Bestand. Sie blickten Arm in Arm scheu und doch freudig bald sich in ihrer verjüngten Gestalt und prächtigen Kleidung, bald die wunderbare Pracht ihres Schlafgemaches an, und als sie neben ihrem großen Prachtbett, welches wie ein Himmelwagen aussah, mit Federbüschen besteckt, ein anderes schönes Bettchen sahen, fiel ihnen erst im Taumel der großen Freude ihre liebe Gackeleia ein; sie rissen die rotsamtnen, goldgestickten Vorhänge hinweg, da lag Gackeleia, schön wie ein Engel, ach, viel schöner, als sie je gewesen. Gockel und Hinkel erweckten sie mit Küssen und Thränen: „Wach auf, Gackeleia! ach, alle Freude ist um uns her; ach, Gackeleia, sieh alle die schönen Sachen an!" Da schlug Gackeleia die blauen Augen auf und glaubte, sie träume das alles nur, und da sie Vater und Mutter, welche beide so jung und schön geworden waren, gar nicht wiedererkannte, fing sie an zu weinen und verlangte nach ihren lieben Eltern. Ja, alle die schönen Sachen konnten sie nicht zufriedenstellen; sie sagte immer: „O, was soll ich mit all der Herrlichkeit? ich will zu meiner lieben Mutter, Frau Hinkel, zu meinem guten Vater Gockel zurück!" Die Mutter und der Vater konnten sie auf keine Weise bereden, daß sie es selbst seien. Endlich sagte Gockel zu ihr: „Wer bist du denn?" — „Gackeleia bin ich," erwiderte das Kind. „So," sagte Gockel, „du bist Gackeleia? Aber Gackeleia hatte ja gestern ein Röckchen von grauer Leinwand an, wie kömmt denn Gackeleia in das schöne, buntgeblümte, seidene Schlafröckchen?" — „Ach, das weiß ich nicht," antwortete Gackeleia, „aber ich bin doch ganz gewiß Gackeleia; ach, ich weiß es gewiß. Du bist Gockel nicht; der Vater Gockel hat ganz schneeweiße Haare und einen weißen Bart und ist bleich im Gesicht und hat eine spitze Nase; du schwarzer mit den roten Wangen bist Gockel nicht; du bist auch die Mutter Hinkel nicht, du bist ja so hübsch glatt und anmutig wie ein Turteltäubchen; die Mutter Hinkel ist klapperdürr wie ein Zaunpfahl; ich will fort in das alte Schloß,

ihr habt mich gestohlen," und da weinte das Kind wieder heftig. Gockel wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er sagte: „Schau mich einmal recht an, ob ich dein Vater Gockel nicht bin!" Da guckte ihn Gackeleia scharf an, und er drehte den Ring Salomonis ganz sachte am Finger und sprach leis:

„Salomon, du großer König,
Mache mich doch gleich ein wenig
Dem ganz alten Gockel ähnlich;
Mach mich wieder wie gewöhnlich!"

Und wie er am Ring drehte, ward er immer älter und grauer, und das Kind sagte immer: „Ach Herrje, ja, fast wie der Vater!" Und als er ganz fertig mit dem Drehen war, sprang das Kind aus dem Bett und flog ihm um den Hals und schrie: „Ach ja, du bists, du bists, liebes, gutes, altes Väterchen!"

Gottfried August Bürger.

*11. Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer.

I. Abenteuer des Baron Münchhausen in Rußland.

Ich trat meine Reise nach Rußland mitten im Winter an, weil ich ganz richtig schloß, daß Frost und Schnee die Wege durch die nördlichen Gegenden von Deutschland, Polen, Kur- und Livland ausbessern müßte. Ich reiste zu Pferde, welches, wenn es sonst nur gut um Gaul und Reiter steht, die bequemste Art zu reisen ist.

Ich ritt, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören, noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg.

Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken, der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und that ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder auf-

gingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich fand, daß ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ichs bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun emporsah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt; ich war im Schlaf nach und nach, sowie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturmes gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Halfter, kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

II. Einige Jagdstücklein des Baron Münchhausen.

Ich jagte einmal zwei ganzer Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich ihn zum Schusse bekommen. — An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt, allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen am Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehr erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meinen Sie, was ich nun fand? — Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei untern Paare müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

Nie habe ich nachher einen Hasen von der Art gefunden, und auch diesen würde ich nicht bekommen haben, wenn mein Hund nicht so ungemeine Vollkommenheiten gehabt hätte. Dieser aber übertraf sein ganzes Geschlecht so sehr, daß ich kein Beden-

ken tragen würde, ihm den Beinamen des einzigen beizulegen, wenn nicht ein Windspiel, das ich hatte, ihm diese Ehre streitig machte. Dies Tierchen war minder wegen seiner Gestalt, als wegen seiner außerordentlichen Schnelligkeit merkwürdig. Hätten die Herren es gesehen, so würden sie es gewiß bewundert und sich gar nicht verwundert haben, daß ich es so lieb hatte und so oft mit ihm jagte. Es lief so schnell, so oft und so lange in meinem Dienste, daß es sich die Beine ganz bis dicht unterm Leibe weglief und ich es in seiner letzten Lebenszeit nur noch als Dachssucher gebrauchen konnte, in welcher Eigenschaft es mir denn ebenfalls noch manch liebes Jahr diente.

III. Münchhausen erzählt noch einige Geschichten.

So leicht und fertig ich im Springen war, so war es auch mein Pferd. Weder Gräben noch Zäune hielten mich jemals ab, überall den geradesten Weg zu reiten. Einst setzte ich hinter einem Hasen her, der querfeldein über die Heerstraße lief. Eine Kutsche mit zwei schönen Damen fuhr diesen Weg gerade zwischen mir und dem Hasen vorbei. Mein Gaul setzte so schnell und ohne Anstoß mitten durch die Kutsche hindurch, deren Fenster aufgezogen waren, daß ich kaum Zeit hatte, meinen Hut abzuziehen und die Damen wegen dieser Freiheit unterthänigst um Verzeihung zu bitten.

Ein anderes Mal wollte ich über einen Morast setzen, der mir anfänglich nicht so breit vorkam, als ich ihn fand, da ich mitten im Sprunge war. Schwebend in der Luft wendete ich daher wieder um, wo ich hergekommen war, um einen größeren Anlauf zu nehmen. Gleichwohl sprang ich zum zweiten Male noch zu kurz und fiel nicht weit vom andern Ufer bis an den Hals in den Morast. Hier hätte ich unfehlbar umkommen müssen, wenn nicht die Stärke meines eigenen Armes mich an meinem eigenen Haarzopfe, samt dem Pferde, welches ich fest zwischen meine Kniee schloß, wieder herausgezogen hätte.

IV. Was Münchhausen mit einem Posthorn begegnete.

Ich mußte einmal mit der Post reisen. Als sichs nun *fügte, daß wir an* einen engen hohlen Weg zwischen hohen Dorn-

hecken kamen, so erinnerte ich den Postillion, mit seinem Horne ein Zeichen zu geben, damit wir uns in diesem engen Passe nicht etwa gegen ein anderes entgegenkommendes Fuhrwerk festfahren möchten. Mein Kerl setzte an und blies aus Leibeskräften in das Horn, aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Nicht ein einziger Ton kam heraus, welches uns ganz unerklärlich, ja in der That für ein rechtes Unglück zu achten war, indem bald eine andere, uns entgegenkommende Kutsche auf uns stieß, vor welcher nun schlechterdings nicht vorbeizukommen war.

Nichtsdestoweniger sprang ich aus meinem Wagen und spannte zuvörderst die Pferde aus. Hierauf nahm ich den Wagen auf meine Schultern und sprang damit über Ufer und Hecke ungefähr neun Fuß hoch, welches in Rücksicht auf die Schwere der Kutsche eben keine Kleinigkeit war, auf das Feld hinüber. Durch einen andern Rücksprung gelangte ich, die fremde Kutsche vorüber, wieder in den Weg. Darauf eilte ich zurück zu unsern Pferden, nahm unter jeden Arm eins und holte sie auf die vorige Art, nämlich durch einen zweimaligen Sprung hinüber und herüber, gleichfalls herbei, ließ wieder anspannen und gelangte glücklich zur Herberge.

In der Herberge erholten wir uns wieder von unserm Abenteuer. Der Postillion hängte sein Horn an einen Nagel beim Küchenfeuer, und ich setzte mich ihm gegenüber.

Nun hört, ihr Herren, was geschah! Auf einmal gings: Tereng! tereng! teng! teng! Wir machten große Augen und fanden nun auf einmal die Ursache aus, warum der Postillion sein Horn nicht hatte blasen können. Die Töne waren in dem Horne festgefroren und kamen nun, so wie sie nach und nach auftauten, hell und klar zu nicht geringer Ehre des Fuhrmanns heraus; denn die ehrliche Haut unterhielt uns nun eine ziemliche Zeit lang mit der herrlichsten Modulation, ohne den Mund an das Horn zu bringen. Da hörten wir den preußischen Marsch — Ohne Lieb und ohne Wein — Als ich auf meiner Bleiche — Gestern Abend war Vetter Michel da — nebst noch vielen anderen Stückchen, auch sogar das Abendlied: Nun ruhen alle Wälder. — Mit diesem letzten endigte sich denn dieser Tauspaß, sowie ich *hiermit meine* russische Reisegeschichte.

Joachim Heinrich Campe.

12. Demosthenes.

Demosthenes, ein junger Athener, wäre gar zu gern ein geschickter Redner geworden, aber er schien von Natur dazu verdorben zu sein. Denn erstens stotterte er über die Maßen, und den Buchstaben r konnte er gar nicht aussprechen. Zweitens hatte er eine unangenehme, kreischende Stimme und schwache Lungen. Andere fügen noch hinzu, daß er auch die üble Gewohnheit gehabt habe, beim dritten Worte, das er sprach, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen. Das waren nun lauter schlimme Eigenschaften an einem, der sich öffentlich auf den Markt hinstellen und vor allem Volk reden sollte. Auch machte Demosthenes, da er das erste Mal auftrat, seine Sache so schlecht, daß er ausgepfiffen wurde. Ein anderer würde sich dadurch auf immer haben abschrecken lassen; aber Demosthenes beschloß, der Natur zum Trotz dennoch ein guter Redner zu werden, und — er wards! Aber höret, wie er es anfing, sich zu bilden. Zuweilen ging er an das Gestade des Meeres, wo sich die Meereswellen mit einem lärmenden Getöse brachen, und sagte daselbst mit lauter Stimme eine Rede her, um sich zu gewöhnen, das Geräusch einer Volksversammlung zu überschreien. Zuweilen nahm er kleine Kieselsteine in den Mund, lief alsdann einen Berg hinauf, sagte abermals im Laufen eine Rede her und zwang sich, dabei jede Silbe vernehmlich auszusprechen. Endlich, sagt man, habe er sich eine unterirdische Kammer angelegt, um sich darin im Reden zu üben, und damit es ihm nicht einfallen möchte, eher wieder herauszugehen, bis er sich genug würde geübt haben, so habe er sich den halben Kopf kahl geschoren, so daß er sich eine gute Zeit lang nicht sehen lassen konnte, wenn er nicht wollte ausgelacht werden. In dieser unterirdischen Kammer nun soll er sich stundenlang vor den Spiegel gestellt haben, um sich zu gewöhnen, seinem Körper beim Reden eine angenehme Stellung zu geben und recht schickliche Bewegungen mit den Händen zu *machen*. Auch soll er sich mit entblößter Schulter recht dicht

unter die Spitze eines über ihm hangenden Degens geſtellt haben, damit er, ſo oft er ſeiner Gewohnheit nach die Achſel zuckte, ſich verwunden möchte. Durch ununterbrochene Übungen dieſer Art brachte er es denn auch endlich dahin, daß er der größte unter allen Rednern wurde, welche je gelebt haben, und daß ſeine Reden noch jetzt, nach ſo vielen hundert Jahren, als ein Muſter von Wohlredenheit bewundert werden.

Karl Heinrich Caſpari.

*13. Das Alter ſoll man ehren!

Bei den Spartanern wurde das Alter ſehr geehrt. Bei den Volksfeſten, den olympiſchen Spielen, pflegten ſich alle Stämme der Griechen einzufinden. Als ſchon alle Plätze beſetzt waren, kam noch ein alter Mann. Derſelbe ging lange umher bei Jungen und Alten, aber niemand zeigte ſich bereit, ihm einen Platz einzuräumen. Als er an den Ort kam, wo die Spartaner ſaßen, ſtanden ſogleich alle jungen Leute ehrerbietig auf. Darüber entſtand bei den Athenern allgemeines Beifallsrufen. Da ſagte der Alte: „Die Athener wiſſen, was gut iſt, die Spartaner thun es.“

*14. Alexander und ſein Arzt.

Alexander der Große erhielt einſt, als er in ſchwerer Krankheit lag, einen Brief, in welchem er gewarnt wurde, von ſeinem Leibarzt Philippus eine Arznei zu nehmen, denn dieſer ſei von dem Perſerkönig Darius mit ſchwerem Geld beſtochen, ihn zu vergiften. Aber Alexander traute ſeinem Arzt, nahm mit einer Hand den Becher von ihm, und mit der andern Hand gab er ihm den empfangenen Brief zu leſen, und während der Arzt den Brief las, trank Alexander getroſt die Arznei aus, fiel dann in einen langen Schlaf und war von ſeiner Krankheit gerettet.

*15. Die Fabel vom Magen und den Gliedern.

Vor Zeiten lehnten die Bürger zu Rom ſich wider den Rat auf und machten einen großen Aufruhr, in Meinung, es

wäre unrecht, daß ſie ſichs müßten laſſen in ihrer Arbeit ſo ſauer werden, und was ſie mit ihren Händen verdienten, müßten ſie dem Rat geben und ihn damit nach ſeinem Belieben handeln laſſen, zogen deswegen zur Stadt hinaus auf einen Berg und entſchloſſen ſich, dem Rat nichts mehr zu geben, auch nicht mehr zu arbeiten. Da ging ein feiner, verſtändiger Mann, Menenius Agrippa genannt, zu ihnen hinaus und erzählte ihnen ein ſolches Gleichnis:

Die Glieder des menſchlichen Leibes wären einmal unwillig geworden und hätten ſich wider den Magen aufgelehnt; ſie müßten immer arbeiten und das Ihre thun, die Füße müßten laufen, die Augen umherſehen, die Hände geſchäftig ſein, die Zähne müßten kauen u. ſ. w., und das käme alles dem Magen zum beſten, der dürfte nichts thun, als nur annehmen und verzehren, was ſie ihm vorarbeiteten. Deswegen wären die Glieder eins geworden, es ſollte keins von ihnen mehr etwas thun, die Füße ſollten nicht mehr laufen, die Augen nicht mehr umherſehen, die Hände nicht mehr geſchäftig ſein, die Zähne nicht mehr kauen, damit der Magen einmal ſehe und ſpüre, daß es nicht allein an ihm gelegen wäre. Als ſie nun dieſes etliche Tage ins Werk geſetzt, waren die Füße ſchwach, die Augen trüb, die Hände laß und der ganze Leib kraftlos geworden, weil der Magen keine Speiſe mehr konnte bereiten und ſie den Gliedern mitteilen. Da mußten ſie nun ihre Unbeſonnenheit erkennen und geſtehen, es ſei nicht an dem, daß nur die Glieder dem Magen dieneten, ſondern es diene auch der Magen hinwiederum den Gliedern. Mit dieſem Gleichnis brachte Agrippa die römiſchen Bürger zu andern Gedanken, daß ſie wieder heimkehrten und das Ihre thaten.

*16. Kanut am Meere.

König Kanut der Große ging einſt am Meeresufer ſpazieren. Seine Hofleute ſchmeichelten ihm nach Gewohnheit und ſagten, er ſei ein Gott auf Erden, denn er ſei ein Herr über Land und Meer, und nichts ſei ihm unmöglich. Da gerade ein Sturm die Meereswellen wider die Küſte warf, gebot der König, *einen* Stuhl herzu zu bringen, ſetzte ſich darauf und rief: „Das

Land iſt mein, darauf ich ſitze, und das Meer auch, das dies Land umgibt! So gebiete ich nun dir, Meer, daß du augenblicklich dich legſt und die Füße deines Herrn unberührt läßt.“ Die Meereswellen aber ſchlugen nach wie vor in die Höhe und beſpritzten den König über und über. Da ſtand er auf, deutete auf ſich und ſprach: „Sehet, das iſt ein König!“ dann auf das wogende Meer und an den Himmel und ſprach: „Und ſehet, das iſt Gott!“

*17. Die Huſſiten vor Naumburg.

Als die Huſſiten unter Anführung des Prokopius in Meißen eingefallen und gegen die Deutſchen Sieger geblieben waren, zogen ſie verheerend und plündernd gegen Naumburg. Die Einwohner in Naumburg, weil ſie wußten, daß Prokopius auf ſie einen beſonderen Haß geworfen, beſchloſſen, ſich zu wehren. Sie machten zur Verteidigung eilend Anſtalten, und einer ſprach dem andern Mut zu. Wirklich ſchickte auch Prokop durch zwei gefangene Bauern einen Zettel in die Stadt, worauf geſchrieben ſtand: „Die zu Naumburg ſoll keine Gnade zukommen und angedeihen.“ Die Leute in Naumburg machten ſich alſo gefaßt darauf, durch den zornigen Feind mit Feuer und Schwert vertilgt zu werden.

Damals lebte ein Schloſſer in Naumburg, Wilhelm Wolf genannt, ein Mann, bei allen wohlgelitten. Der war damals gerade Viertelsmeiſter und erſann folgenden Plan: Die Eltern ſollten ihren Kindern folgenden Tages weiße Sterbehemden anthun und ſie dann in das feindliche Lager gehen laſſen, damit ſie vor dem Heerführer einen Fußfall thäten. Die Kindlein werde Gott beſchirmen, und es könne ſein, daß durch ſie der ganzen Stadt Gnade widerfahre. Nachdem die Bürger eingewilligt, begab ſich der Viertelsmeiſter ſelbſt zu Prokop und erwirkte für einen Tag Aufſchub des Sturmes. Er brachte von Prokop einen Zettel mit, worauf ſtund: „Dir iſt bis morgen um dieſe Zeit Bedenk gebt.“

An dem beſtimmten Tage mußten nun alle Kinder der Stadt, welche nicht über vierzehn und nicht unter ſieben Jahren

waren, sich vor dem Rathause versammeln, 238 Knaben und 321 Mädchen. Den Kindern wurde aufgegeben, daß sie, sobald sie ins Lager gekommen, mit gen Himmel gehobenen Händen niederfallen und „Gnade! Gnade!“ rufen sollten. Damit sollten sie so lange anhalten, bis man sich ihrer erbarmen würde. Wenn aber die Feinde grausam sein würden, dann sollten sie ihre langen, weißen Sterbehemden aufmachen, ihre Hälslein hinhalten und sich willig umbringen lassen. So gingen sie hin, und ihre Engel gingen auch mit.

Die Eltern waren inzwischen in großer Sorge um die Kinder. Die Mütter folgten ihnen bis an einen Ort, wo sie Augenzeugen von ihrem Schicksal sein konnten. Als die Kinder nun unaufgehalten in das feindliche Lager gekommen und vor des Anführers Zelt gebracht worden waren, wußte sich dieser anfangs die Sache gar nicht zu erklären. Die Kinder thaten, wie verabredet worden, sie fielen auf die Kniee und riefen: „Gnade, Gnade!“ Davon ward Prokop betroffen, hieß die Kinder stille sein und hielt Kriegsrat, und nach einer halben Stunde gab er den Kindern die freundliche Zusicherung, es solle ihnen hier kein Leid geschehen. Dann ließ er Musikanten kommen, dazu Wein, Kirschen und dergleichen bringen und setzte sich mit den andern Befehlshabern mitten unter die Kinder, die nun ganz fröhlich um ihn herum tanzten und sangen. Abends zogen die Kinder wieder ab. Am Thore mußten sie rufen: „Viktoria Hussiata!“ Den Bürgern ließ er durch sie sagen, er wolle ihnen kein Gut nehmen lassen. In der Nacht brannte er sein Lager ab, und am Morgen war kein Feind mehr zu sehen.

Nun war große Freude in der Stadt. Der Viertelsmeister erhielt ein Geschenk von 200 Gulden, und man beschloß, zur Erinnerung an diese Rettung jährlich den 28. Juli feierlich zu begehen. Die Kinder mußten in Prozession alljährlich an den Ort des Lagers ziehen und wurden mit Obst und allerlei Belustigung erfreut. Sie bekamen die Erlaubnis, bei klingendem Spiel Aus- und Eingang zu halten und mit grünen Zweigen zu rufen: „Viktoria Hussiata!“

*18. Du ſollſt nicht lügen!

Ein römiſcher Kaiſer wollte einen Bürger fangen und töten laſſen; der Bürger flüchtete ſich aber in das Haus des Biſchofs Firmus. Die Leute des Kaiſers wollten den Mann bei ihm aufheben, kamen und fragten, wo er zu finden ſei. „Ich kann nicht lügen," ſagte dieſer, „aber den Menſchen verraten kann ich auch nicht." Die Häſcher wurden dringend und zornig, er aber blieb bei ſeinem Worte. Die Sache kam vor den Kaiſer, der läßt den Biſchof fordern und ſagt: „Ich weiß, daß der Mann in deinem Hauſe iſt, nun ſage ſogleich, wo er verborgen iſt!" Firmus ſpricht: „Thue mir, was du willſt, lügen kann ich nicht, aber den Menſchen verraten kann ich auch nicht!" Solche Treue und Wahrhaftigkeit gefiel dem heidniſchen Kaiſer ſo wohl, daß er dem frommen Mann und um dieſes willen auch dem Angeklagten verzieh.

*19. Ehrlichkeit.

Im ſiebenjährigen Kriege ward einſt ein Rittmeiſter ausgeſchickt, um Fütterung für die Pferde zu ſuchen. In einem einſamen Thale, wo man keinen Menſchen, ſondern nur Buſchwerk erblickte, ward er endlich einer armſeligen Hütte anſichtig, und als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter," redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können!" — „Mit allem Willen," antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiſer voran. Nach einer Viertelſtunde etwa trafen ſie bereis ein ſchönes Gerſtenfeld. „So, hier iſt, was wir ſuchen," ſagte der Rittmeiſter. — „Geduldet Euch noch ein wenig!" erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerſtenfeld an, das aber weit geringer ſtand, als das erſte. Nachdem nun die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder weiter reiten wollten, ſagte der Rittmeiſter: „Ihr habt uns ganz unnötigerweiſe einen langen Weg reiten laſſen, Alter, das erſte Feld war beſſer als dieſes." — „Kann wohl ſein," verſetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige."

*20. Die drei Hausräte.

„Möcht nur wiſſen, wie Ihrs anfangt, Nachbar, daß Euer Hausweſen ſo wohl beſtellt iſt, und man ſieht doch nichts Beſonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und laſſens uns ſauer werden, wenns an den Mann geht, und doch wills nicht flecken.“ — „Da wüßt ich nicht, was ſchuld daran ſein ſollte, es müßten denn gerade meine drei Hausräte ſein, denen ich alles zu verdanken habe!“ — „Eure drei Hausräte? wer ſind denn die?“ — „Nun, der Haushahn, die Hauskatze und der Haushund.“ — „Geht mir, Ihr ſpaſſet!“ — „Nein, nein, 's iſt purer Ernſt. In aller Frühe, wenn der Tag anbricht, kommt der Haushahn und ruft: Aufgeſtanden! Darnach kommt die Hauskatz, ſitzt unter dem Ofen und putzt ſich, die ſagt: Aufgeputzt! Und endlich der Haushund, der merkt auf jedermanns Ein- und Ausgang, kennt Freund und Feind und ruft: Aufgepaßt!“ — „Aha! ich verſtehe, Nachbar, was Ihr damit ſagen wollt: Ihr meinet, daß drei Dinge notwendig ſind, um ein Hausweſen emporzubringen und in gutem ſtand zu halten: Fleiß, Reinlichkeit und Achtſamkeit!“ — „Wenn Ihrs ſo nehmen wollt, iſt mirs auch recht! aber meine Hausräte lob ich drum, weil ſie mich alle Tage gemahnen, was zu thun iſt — ich könnts ſonſt leicht vergeſſen!“

*21. Die Wachtel und ihre Kinder.

Die Wachtel hatte den Sommer über ihr Lager im Getreide genommen und ihre Jungen darin großgezogen. Als nun die Erntezeit kam, ging der Hausvater durch das Feld, und als er an den Acker kam, darin das Wachtelneſt war, ſagte er zu ſeinem Sohn: „Das Getreid iſt reif, ſieh zu, daß du deine guten Freunde bekommſt, gehe morgen mit ihnen heraus, und ſchneid es!“ Als ſolches die jungen Wachteln hörten, erſchraken ſie auf den Tod, und als die Mutter heimkam vom Futterſuchen, erzählten ſies ihr und ſagten: „Wir müſſen wandern.“ Aber die Mutter ſagte: „Sollen die guten Freunde kommen, ſo hats noch keine Eile“. Nach etlichen Tagen kam der Hausvater wieder, und da er den Acker noch ungeſchnitten fand, ward er ungeduldig und

ſprach zum Sohn: „Beſtelle auf morgen die Verwandten, Vettern und Schwäger, denn der Acker muß geſchnitten werden.“ Wiederum ſagten es die jungen Wachteln ihrer Mutter, dieſe aber erwiderte: „Sollen die Verwandten kommen, ſo hats noch keine Eile.“ Zum dritten Mal kam der Hausherr, und da er das Getreide noch ſtehen ſah, ſagte er: „Ich ſehe wohl, heutzutage darf man ſich nicht auf Freunde und Nachbarn, Bekannte und Verwandte verlaſſen; das Getreide wird überſtändig, ſiehe, daß du für mich und dich eine Sichel bekommſt, ſo wollen wir ſelber daran und morgen, wills Gott, den Anfang machen.“ Als die jungen Wachteln dies wieder ihrer Mutter erzählten, ſagte ſie: „Kinder, jetzt wirds Ernſt; der Vater und der Sohn werden nicht ausbleiben, wie die Freunde und Verwandte — nun iſts Zeit, zu wandern.“ So warteten ſie nicht bis zum kommenden Morgen, ſondern am ſelben Abende noch zogen ſie von dannen.

22. Von der Gerechtigkeit Gottes.

Lag einmal ein alter Einſiedler vor der Thüre ſeiner Hütte und dachte: „Ich hab doch lang genug gelebt in der Welt, aber daß darin alles mit rechten Dingen zugehe, und daß Gottes Wege allzeit gut und weiſe ſein ſollten, darein kann ich mich nicht finden.“ Darüber ſchlief er ein und hatte einen Traum. Eine Stimme, ſo deuchte ihm, kam vom Himmel und rief: „Steh auf, Johannes, und geh hinaus in die Welt, ich will dir die Wege Gottes zeigen!“ Er ſtand auf, nahm ſeinen Stab uud ſchritt in den Wald hinein. Bald hatte er ſich verirrt und fand keinen Ausweg und ſchrie ängſtlich nach einem Menſchen. Da trat ein unbekannter Mann zu ihm und ſprach: „Geh mit mir, denn allein kannſt du dich nicht durch den Wald finden.“ Am Abend kamen ſie an ein Haus, und der Hauswirt nahm ſie freundlich auf, ſpeiſte und beherbergte ſie aufs beſte, „denn“, ſagte er, „ich feiere heut einen frohen Tag. Mein Feind hat ſich mit mir verſöhnt und mir zur Bekräftigung unſerer Freundſchaft einen ſchönen goldenen Becher geſchenkt.“ Am Morgen wünſchten ſie ihm einen Gotteslohn für ſeine Barmherzigkeit, der Einſiedler aber ſah, wie

ſein Begleiter heimlich den goldenen Becher aus dem Schrank zog und in ſein Bündel ſchob und ihn mitnahm, als ſie weitergingen. Der Einſiedler wollte böſe werden, der Begleiter aber ſprach: „Schweig! ſo ſind die Wege Gottes!“ Darauf kamen ſie wieder in ein Haus, der Hauswirt aber war ein Geizhals, fluchte und ſchimpfte über die ungebetenen Gäſte und that ihnen allen Spott und alles Leid an. „Da müſſen wir fort,“ ſagte der Begleiter, „und den Staub von unſern Füßen ſchütteln“; ehe ſie aber gingen, ſchenkte er dem Hauswirt, der nicht wußte, wie ihm geſchah, den ſchönen, goldenen Becher. „Was machſt du da?“ fuhr der Einſiedler auf, der andere aber legte den Finger auf den Mund und ſprach: „Schweig! ſo ſind die Wege Gottes!“ Am Abend kamen ſie wieder zu einem Mann, der war ſehr gut, aber ſehr traurig. Mit all ſeiner Arbeit, ſagte er, könne ers doch nicht vorwärts bringen — das Unglück verfolge ihn, ein Stück ums andere von ſeinem Eigentum müſſe er verkaufen, und jetzt habe er nichts mehr, als ſeine baufällige Hütte mit ihren leeren Wänden. „Gott wird helfen“, ſagte der Begleiter, vor dem Weggehen aber ergriff er ein Licht und zündete ihm das Haus über dem Kopf an. „Halt!“ ſchrie der Einſiedler und wollte ihm in die Arme fallen, der aber ſprach: „Schweig! ſo ſind die Wege Gottes!“ Am Abend des dritten Tags kamen ſie zu einem Manne, der nahm ſie gut auf, war aber ſehr finſter und in ſich gekehrt; nur mit ſeinem kleinen Söhnlein war er ſehr freundlich, denn es war ſein einziges Kind, und er hatte es ſehr lieb, und dem Einſiedler gefiel das ſehr wohl an dem Manne. Als ſie am Morgen weggingen, ſagte der Mann: „Ich kann euch nicht begleiten, mein Söhnlein wird euch den Weg zeigen bis an den Steg, der über das Waſſer führt, aber gebt mir acht auf das Kind, daß es keinen Schaden nimmt.“ — „Gott wirds behüten“, ſagte der Begleiter und gab dem Manne die Hand. Als ſie an den ſchmalen Steg gekommen waren, unter dem das Waſſer brauſte, wollte das Söhnlein wieder umkehren, der Begleiter aber ſagte: „Geh nur voran!“ Darauf, als ſie in die Mitte des Steges gekommen waren, faßte er das Kind im Genick, hob es hoch in die Höhe und ſchleuderte es hinab in den Strom. Jetzt

verging dem Einſiedler Hören und Sehen. „Du heuchleriſcher Teufel!“ ſchrie er, „da will ich lieber im wilden Wald verſchmachten oder von den reißenden Tieren mich verzehren laſſen, als noch einen Schritt mit dir gehen. Das ſind die Wege Gottes, die du mir zeigen willſt? Da lügſt du und ſollſt mit deiner Lüge in die Hölle fahren!“ Aber im Augenblick verwandelte ſich der Begleiter in einen Engel, ein himmliſcher Glanz umſtrahlte ihn, und er ſprach: „Höre, Johannes! Der Becher, den ich dem freundlichen Mann nahm, war vergiftet, der Geizhals aber wird ſich zum Lohn ſeiner Sünden den Tod daraus trinken. Der arme, fleißige Mann wird ſein Haus wieder aufbauen und unter der Aſche einen Schatz finden, mit dem ihm von nun an aus ſeiner Not geholfen iſt. Der Mann, deſſen Kind ich in den Strom ſchleuderte, war ein ſchwerer Sünder, und das Kind, das er verzog, wäre einſt ein Mörder geworden. Nun wird des Kindes Verluſt des Vaters Herz zur Buße kehren, das Kind ſelber aber iſt wohl aufgehoben. — Du konnteſt in die Weisheit und Gerechtigkeit der Wege Gottes dich nicht finden, ſiehe! nun haſt du ein Stück davon geſehen. Beſcheide dich in Zukunft!“ — Damit entſchwand der Engel. Der Einſiedler aber erwachte, ging in ſeine Hütte und war hinfort geheilt von allen ſeinen Zweifeln.

Wilhelm Curtman.

23. Deutſche Treue.

In dem Schloſſe Trausnitz, nicht weit von der böhmiſchen Grenze, ſaß einſt ein hoher Gefangener, Friedrich der Schöne, Herzog von Öſtreich und von vielen Fürſten zum deutſchen Kaiſer gewählt. Aber ſein Unſtern wollte, daß er in der Schlacht bei Mühldorf von ſeinem Gegner, Ludwig dem Baiern, überwunden und gefangen genommen wurde. Obgleich beide in ihrer Jugend die innigſten Freunde geweſen waren, ſo hatten ſie ſich doch um der hohen Würde eines deutſchen Kaiſers willen entzweit, und Ludwig mußte nun um ſeiner eigenen Rettung willen ſeinen Ge-

fangenen in strengem Gewahrsam halten. Drei Jahre saß der arme Friedrich, seiner Freiheit beraubt, und schnitzte Pfeile, die er selbst nicht abschießen durfte, obgleich die Jagd immer sein größtes Vergnügen gewesen war; und es half ihm nichts, daß seine Freunde einen Versuch, das Schloß zu ersteigen und ihn zu befreien, machten. Er wurde nur desto sorgfältiger bewacht. Aber Ludwig kam selbst in das Gedränge, denn seiner Feinde waren immer noch viele, da gedachte er wieder des Freundes seiner Jugend. Ein frommer Geistlicher redete ihm zu, sich mit Friedrich zu versöhnen und sich um die Übrigen nicht zu bekümmern. Ludwig folgte dem guten Rate. Er ritt nach Traus-nitz und bot seinem Gegenkaiser Freiheit an, wofern er ihm verspreche, der Krone zu entsagen. Der gebeugte Friedrich versprach es, und für den Fall, daß er etwa nicht die Bedingungen seines Vertrags mit Ludwig erfüllen könne, wollte er sich freiwillig wieder als Gefangenen stellen. Darauf nahmen beide Freunde das heilige Abendmahl, jeder die Hälfte der Hostie. Als aber Friedrich nach Hause kam, fand er vieles anders, als er sich gedacht hatte. Sein treues Weib hatte sich um ihn blind geweint; sein Bruder wollte von einem Vertrage mit dem Baiern nichts hören, und der Papst wollte ihn seines Versprechens ganz entbinden. Doch Friedrich dachte edler als seine Freunde. Ein Mann ein Wort, war seine Meinung, und von einem Eide kann niemand lossprechen. Als die Zeit kam, stellte er sich in München bei seinem Gegner ein: „Ich bin dein Gefangener," sprach er, „mache mit mir, was du willst!" Diese Redlichkeit rührte Ludwigs Herz. Er umarmte seinen Gefangenen und sprach: „Nein, Friedrich, laß uns Freunde sein, wie früher! Wir wollen das Reich gemeinschaftlich regieren! es hat Raum genug für uns beide. Hilf du mir gegen meine Feinde, ich helfe dir!" Friedrich schlug ein. Und sie schliefen wieder in einem Bette, wie als Knaben, und waren ein Herz und eine Seele.

24. Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard.

Der große St. Bernhard ist ein zu den Alpen gehöriger *Berg und liegt* zwischen der Schweiz und Italien. Über diesen

Berg, zwischen seinen beiden über 10000 Fuß hohen Spitzen, führt eine Straße aus dem deutschen Rhonethal nach Italien. Der höhere Teil dieser Alpenstraße zieht sich durch ein enges, schauerliches Felsenthal, und auf der Höhe des Überganges steht, 7500 Fuß über der Meeresfläche und noch auf schweizerischem Boden, ein Kloster, die am höchsten gelegene Menschenwohnung in der Schweiz. Die Gegend um das Kloster ist sehr rauh, der Schnee bleibt acht bis neun Monate lang liegen, und selbst in den wärmsten Sommermonaten friert es fast jedesmal gegen Morgen. Hier wohnen zehn bis zwölf Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirten und ihnen alle Hilfe angedeihen zu lassen. In den Monaten, in welchen Schnee, Nebel, Ungewitter und Lawinen den Weg gefährlich machen, streifen die Mönche oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder im Schnee Versunkene zu retten. Schon viele Jahre her bedienen sie sich zur Rettung der Unglücklichen auch besonders abgerichteter Hunde, welche entweder allein ausgehen oder die Mönche begleiten. Sobald einer derselben einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er im schnellen Laufe zu seinem Herrn zurück und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder anderen stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten. Bekannt ist unter diesen Hunden einer namens Barry, der zwölf Jahre lang unermüdet war im Dienste der Menschheit und allein mehr als vierzig Menschen gerettet hat. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Sobald gefährliche Witterung sich einstellte, hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück, sondern er strich rastlos und bellend umher, um einen Sinkenden zu erfassen oder einen Verschneiten hervorzuscharren. Einen erstarrten Knaben beleckte er so lange, bis derselbe zu sich kam und sich ihm endlich auf den Rücken schwang. Als er alt geworden war, sandte ihn der Prior nach Bern, um für den Rest seiner Tage ihm Ruhe zu gönnen. Nach seinem Tode wurde seine Hülle ausgestopft und im dem

Museum der Naturgeschichte zu Bern ausgestellt, wo ihn jeder Reisende noch bis auf den heutigen Tag mit seiner Flasche und seinem Halsbande sehen kann.

Karl Enslin.

25. Frankfurts Gründung.

Karolus Magnus, der Kaiser des großen Frankenreiches, führte viele und lange Kriege mit den heidnischen Sachsen, die er mit aller Gewalt zum Christentum bekehren wollte. Aber die Sachsen wehrten sich tapfer um ihren Glauben und ihre Freiheit und schlugen gar manchmal das Heer ihres gewaltigen Feindes. So mußte er denn auch einmal, nachdem ihm viele seiner Helden von Sachsenhänden erschlagen worden, mit dem Rest seines Heeres fliehen in Nacht und Nebel. Und sie kamen an den Fluß, der da Main genennet wird, hätten gern darüber gemocht, konnten aber nicht; denn er war tief. Die Sachsen aber waren hinter ihnen; und so war die Not groß und guter Rat teuer. Da betete der Kaiser und that ein Gelübde: wenn ihn Gott glücklich hinüber leite, wolle er drüben eine Stadt gründen, die zur Ehre des Herrn erblühen solle. Da zerteilte sich der Nebel, und die Franken sahen eine weiße Hirschkuh mit ihren Jungen durch das Wasser gehen bis an das jenseitige Ufer. Und sie folgten ihr nach durch die Furt und erreichten glücklich das Land. Die Sachsen aber konnten im Nebel die Furt nicht mehr finden. Da redete der Kaiser seine Krieger folgendermaßen an: „Es ist mir lieber, den Vorwurf von den Völkern zu hören, ich sei geflohen, als daß sie sagen, ich sei gefallen; denn so lang ich lebe, lebt auch der Rächer meiner Ehre! Die göttliche Barmherzigkeit aber sei gepriesen! Und diese Stätte hier sei fernerhin der Franken Furt genannt; dort drüben aber sollen die Sachsen hausen!“ — Und bis auf den heutigen Tag nennt *man* die Stadt am Main: Frankfurt und Sachsenhausen. Und

auf der Sachsenhäuser Brücke, nicht sehr weit von der Stelle, an der die Furt war (am Fahrthor), steht das Denkmal des großen Karl, des Gründers der Mainstadt.

Anlemann Friedrich Eylert.

*26. Der Fasan.

Friedrich hat als Herrscher oft, wo es ihm nötig schien, mit durchgreifender Härte gehandelt. Aber in seinem Hause war er, seiner natürlichen Gemütsstimmung treu, am liebsten mild und schonend, so oft und so lange er es sein konnte, und wohl nie hat ein regierender Herr Diener gehabt, die mit größerer Treue und Liebe an ihm hingen, als eben er.

Diese Art des großen Königs sprach sich noch vollständiger und fröhlicher aus im Umgange mit seinen Soldaten, namentlich den Helden aus dem siebenjährigen Kriege, die ihn nur immer „Papa Fritz" nannten. Gern redete er bei Tafel von Schlachten und Siegen. So erzählte er unter anderm eine Affäre bei Gelegenheit eines feindlichen nächtlichen Überfalls bis ins kleinste. Nachdem er ausgesprochen, sagte der neben ihm sitzende General Zieten: „Halten Eure Majestät zu Gnaden, so ist die Sache nicht gewesen, sie trug sich ganz anders zu." — „Nun, so erzähle Er mal!" Nachdem Zieten den Hergang erzählt hatte, wurde der König unwillig und sagte: „Das ist nicht wahr, will Ers besser wissen als ich?" — „In diesem Falle ja, Eure Majestät, denn ich selbst habe die Affäre gehabt und ausgeführt. Da eben sehe ich im Nebenzimmer den wachehabenden Wachtmeister Krüger von meinem Regimente, der bei dieser Gelegenheit an meiner Seite brav gefochten hat. Wollen Eure Majestät mir nicht glauben, so gestatten Sie, daß er, der nicht weiß, wovon eben die Rede ist, herantreten und die Sache erzählen darf." — „Gut, dann wird Ers hören."

Mit festem Tritt, kühnem Blick und martialischem Wesen stand der herbeigerufene alte Husar neben dem Stuhle des

Königs. Der König sah ihn wohlgefällig an. „Krüger, hast du die und die Affäre mitgemacht?“ — „Ja, Papa.“ — „So erzähle mal!“ und ganz einfach, doch beredt, erzählte er die Sache gerade so wie Zieten. Der König sah ihn verdrießlich an und sagte: „Krüger, du lügst!“ Und der Husar trat näher heran, nahm die Gabel des Königs, fuhr damit in die vorstehende Schüssel Fasanen, hielt den gespießten Fasan in die Höhe mit den Worten: „Ich will den Tod in diesem Fasane fressen, wenn ich nicht die Wahrheit gesagt habe!“ und rechts umkehrend ging er unter dem lauten, beifallenden Lachen der ganzen Tischgesellschaft mit seiner königlichen Beute auf seinen Posten zurück. Der König selbst lachte herzlich, ließ dem biederen, treuherzigen alten Wachtmeister eine Flasche Wein und Kuchen von seiner Tafel bringen und setzte hinzu: „So kenne ich sie, die guten, alten, braven Jungens. Nun, Zieten, eine Prise!“ Und er reichte ihm, was er selten zu thun pflegte, seine Dose.

27. Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen.

Die Grafschaft Mark, fruchtbar und reich, bewohnt noch heute ein Stammvolk biederer, derber, alter Germanen. Milde und freundlich beherrscht von den alten Grafen von der Mark, nachher geliebt und geschätzt vom großen Kurfürsten, zogen sie die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf sich. Nach Schlachten, die viel Menschen gekostet, machten unaufgefordert, aus eigenem innerem Antriebe, diese riesigen Enaks-Kinder, die Hellweger in weißen, die Sauerländer in blauen Kitteln, den Pumpernickel und Schinkenbeutel auf dem Rücken, den Eichenstock in der Faust, Söhne wohlhabender Bürger und Bauern, zu hunderten wiederholentlich sich auf ins entfernte Heerlager zu ihrem königlichen Vater Fritz. Als sie so vor ihm zum erstenmal erschienen, fragte er sie: „Wo kommt ihr her?“ — „Aus der Grafschaft Mark.“ — „Was wollt ihr?“ — „Unserm Könige helfen.“ — „Ich habe euch nicht gerufen.“ — „Desto besser!“ — „Wer hat euch denn rekrutiert?“ — „Keiner.“ — „Es muß euch doch einer geschickt haben?“ —

„Ja! unsere Väter.“ — „Wo ist der Offizier, der euch geführt hat?“ — „Wir haben keinen.“ — „Wer hat euch denn kommandiert?“ — „Wir selbst.“ — „Wie viele von euch sind unterwegs desertiert?“ — „Desertiert? könnten wir das, dann wären wir ja nicht freiwillig gekommen.“ Das Adlerauge des großen Königs glänzte vor Freude beim Anblick dieser treuen Vaterlandssöhne. „Seid mir willkommen, wackere Männer!“ rief er aus, „brave, redliche Markaner, auf euch kann ich bauen.“ Dies königliche Wort erhielt sich als eine heilige Sage im Lande; es tönte fort und fort von einer Generation zur andern und lebt heute noch in der Brust eines jeden hochsinnigen Markaners an den Ufern der rauschenden Lippe, Ruhr, Lenne und Volme. —

Mein seliger Vater besaß nahe bei Hamm zu Kettinghausen einen Bauernhof, wo er alljährlich mit der Mutter und uns acht Kindern an einem schönen Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Wintertage in der heitersten Stimmung das Fest der vier Jahreszeiten feierte. Der damalige Erbpächter des Hofes, Othmer Wiese, ein alter, biederer Bauer, hatte den hier bezeichneten Zug seiner Landsleute zum Könige ins Heerlager mitgemacht und erzählte dann als Augen- und Ohrenzeuge diese Anekdote. Der wahre Glanzpunkt des gemütlichen Familienfestes war, so oft es wiederkehrte, der Moment, wo der alte Othmer Wiese diese Unterredung der Markaner mit dem alten Fritz in immer neuer Frische immer wieder zum Besten gab. Wenn er geendet, standen alle auf (es war in den Jahren 1770—1786), und mein ehrwürdiger Vater, einen großen, mit Rheinwein gefüllten Familien-Pokal in der Hand, brachte in erfurchtsvoller Stellung die Gesundheit: „Dem Gesalbten Gottes, Seiner Majestät unserm allergnädigsten Könige und Herrn, ihm, der Krone und dem Throne, Gut und Blut und Treue auf ewig!“ Dem alten Othmer und uns allen liefen die Thränen über die Wangen, und indem der Pokal in der Runde umging, strichen die auf der großen Diele, wo der Tisch gedeckt war, umherstehenden, mit bunten Bändern geschmückten Knechte fröhlich die Sensen, und die sonntäglich angekleideten Mägde sangen fröhliche Volkslieder in plattdeutscher Mundart auf den großen König, von denen eines schloß:

„De olle gudde Fritz!“ Dies herrliche Fest, im heiteren Frühling des Lebens, ist mir das Ideal für alle geselligen patriotischen Feste geworden und geblieben, und nach der Teilnahme an manchen prachtvollen, glänzenden Festen habe ich oft später zu mir selbst sagen müssen: Nein, so innig vergnügt wie beim alten Othmer auf Wiesenhof bist du doch nicht gewesen!

28. Von der Königin Luise von Preußen.

I. Darf ich das nicht mehr thun?

Einer der schönsten Punkte der Stadt Berlin ist der, wo man am Eingange zu den Linden durch die lange Allee und die beiden Reihen Paläste in der Entfernung auf dem Brandenburger Thore die Viktoria erblickt und dann hinabschaut nach dem alten Schlosse, eine Straße, die eine der schönsten der Welt sein mag. Auf dieser Stelle war zum begrüßenden Empfange der ihren bräutlichen Einzug haltenden Prinzessin eine prächtige Ehrenpforte erbaut. Die weithin tönenden Pauken und Trompeten machen eine feiernde Pause, tausende schauen aus Fenstern und von den Dächern herab, aller Augen sind nur auf sie, die Königin des Festes, gerichtet. Ein großer Kreis hübscher Kinder, Töchter der Bürger, geschmückt mit der Farbe der Unschuld und Liebe und den Kränzen der Hoffnung, umgibt die königliche Braut. Eins von diesen lieblichen Mädchen tritt näher zu ihr hin und spricht unter Überreichung einer blühenden Mirtenkrone ein einfaches Bewillkommnungsgedicht und spricht es vernehmlich im Ausdrucke der Empfindung, der Anmut und Liebe. Freudig bewegt und gerührt nimmt die Prinzessin die bräutliche Krone an; sie folgt der Stimme ihres Liebe und Dank atmenden Herzens: sie umarmt das liebliche Kind, drückt es an sich und küßt Mund, Stirn und Augen. Die hinter ihr stehende Oberhofmeisterin Gräfin von Voß erschrickt und will sie zurückziehen, aber es ist geschehen, das Unerhörte und nie Erlebte. „Mein Gott,“ ruft die Wächterin über Hofetikette voll Erstaunen aus, „was haben Eure Königliche Hoheit gemacht? Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!“ Und die Herrliche schaut um sich, heiter und ruhig, und fragt unbefangen: „Wie? darf ich das nicht mehr thun?“

II. Die Oberhofmeisterin.

Unnatürlich und lästig war in früheren Zeiten der Etikettenzwang in der Ehe fürstlicher Personen: sie durften nicht nach Neigung und Gefühl, sondern nur angemeldet und angenommen sich sehen und sprechen. Ihre wechselseitige Anrede war jedesmal und blieb der gebührende Titel, und der Gebrauch der Worte Mann und Frau und das vertrauliche Du würde man für unanständig und gemein gehalten haben. Die in Eintracht, Liebe und Vertrauen zusammenfließenden Herzen des Königs und der Königin ertrugen diese Schranken nicht: der König überschritt, die Königin überhüpfte sie. Am meisten war darüber außer sich die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, deren Beruf und Bestimmung es eben war, die Sitte, wie sie als eine heilige Überlieferung sie gefunden, zu bewachen und zu bewahren. „Nun gut," sprach eines Tages der Kronprinz zur Oberhofmeisterin Gräfin von Voß, „so will ich mich denn fügen, und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mich anzumelden und anzufragen, ob ich die Ehre haben kann, meine Gemahlin, Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin, zu sprechen; ich möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten."

Die Oberhofmeisterin, außer sich vor Freude, die schon so oft zu ihrem Schmerz verletzte Hofetikette nun endlich einmal wieder zu Ehren gebracht zu sehen, eilt sich anzuschicken, die sofort gewünschte Audienz feierlich anzukündigen und zu erbitten, nicht zweifelnd, eine gnädige Antwort bringen und damit Dank verdienen zu können. Wer beschreibt daher ihr Erstaunen, als sie beim Eintreten in das Zimmer den anzumeldenden hohen Herrn schon vorfindet, vertraulich auf- und abgehend, mit der Kronprinzessin Hand in Hand. Laut und fröhlich auflachend sprach dann der Kronprinz: „Sehen Sie, liebe Voß, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen, und so ist es damit auch in guter, christlicher Ordnung."

III. Die Staatskarosse.

Ein andermal war bei Gelegenheit einer großen Gratulation von dem dabei gebräuchlichen herkömmlichen Zeremoniell die Rede. Die Oberhofmeisterin, mit allen dahin gehörigen Formalitäten bis ins kleinste bekannt, bemerkte, die Hin- und Auffahrt müsse geschehen in einer der ersten Staatskarossen, mit einem Gespann von acht reich angeschirrten Pferden, zwei Kutschern und drei Leibjägern in der besten Uniform. „Gut," sprach der König lächelnd, „so ordnen Sie es denn an!" Als des andern Tages diese glänzende Equipage angefahren war, hob der König die Frau Oberhofmeisterin mit sanftem Zwange in die prachtvolle Kutsche, schlug schnell die Thüre zu mit dem Ausruf: „Fort!" und sprang flugs mit der Königin in seinen unmittelbar dahinter haltenden offenen zweispännigen gewöhnlichen Wagen und fuhr, selbst die Pferde lenkend, zum Jubel der Volksmenge hinter der prächtigen Karosse her.

IV. Die Gaben der Mennoniten.

Der Aufenthalt der königlichen Familie in Königsberg und Memel vom Jahre 1807 bis 1809 ist reich an schönen, milden, rührenden Zügen der reinsten Hingabe und Anhänglichkeit. Unter andern kam aus der Weichselniederung bei Kulm ein Landbauer, der Sekte der Mennoniten angehörig, mit Namen Abraham Nickel, mit seiner Frau zum Könige und der Königin. Der ehrliche Mann, treuherzig und bieder, brachte ein Geschenk von 3000 Stück Friedrichsdor, und die Frau trug einen Korb mit frischer Butter. Er sprach schlicht und einfach, wie ihr kirchliches System vorschreibt, mit bedecktem Haupte und der Anrede Du, also: „Gnädigster Herr! Deine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß deine Not ist, die Gott über dich, dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns allen leid, und darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Von ihnen geschickt, komme ich in ihrem Namen, unsern lieben König und Herrn zu bitten, diese Gabe aus treuen Herzen wohl-

wollend anzunehmen, und werden wir nicht aufhören, für dich zu beten." Die Mennonitin aber überreichte mit offenem, freundlichem Angesichte ihren Korb voll frischer Butter der Königin mit den Worten: „Man hat mir gesagt, daß unsere gnädige Frau Königin gute, frische Butter sehr liebt und auch die jungen Prinzen und Prinzessinchen gern ein gutes Butterbrot essen. Diese Butter hier ist rein und gut, aus meiner eigenen Wirtschaft, und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde wohl angenehm sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten; du siehst ja so freundlich und gut aus; wie freue ich mich, dich mal in der Nähe so sehen zu können!" Solche Sprache verstand unsere Königin. Mit Thränen der Rührung im Auge drückte sie der Bauernfrau die Hand, nahm das Umschlagetuch, das sie eben trug, ab, und hing es der gutmütigen Geberin um, mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick!" Auch der König nahm die Gabe treuer Liebe gern an, quittierte aber über den Empfang; und daß er späterhin reich und königlich vergalt, darf nicht erst versichert werden. Als mehrere Jahre nachher den Abraham Nickel das Unglück traf, durch Brand sein Wohnhaus nebst Ställen zu verlieren, ließ der König das Gehöft des Mennoniten, besser wie es vorher gewesen, wieder herstellen. Alles, was er mit dem Herzen aufgenommen, vergaß nie sein Gedächtnis, und weil jenes treu und fest war, so war es auch dieses. Die gute Gesinnung, welche die Mennoniten-Gemeinden in Preußen ihm zur Zeit des Unglücks bethätiget, hatte auf ihn einen günstigen, tiefen Eindruck gemacht, so daß, so oft von dieser seltsamen Sekte die Rede war, er immer ihrer mit besonderem Wohlwollen gedachte.

29. Allerlei vom alten Heim.

I. Heim als Leibarzt.

Der Berliner Arzt Dr. Ernst Ludwig Heim, Königlich preußischer Geheimerat, war geschätzt und geliebt vom König und seinem Hause an bis zu dem Geringsten herab. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend unermüdet thätig, immer bereit, jedem, der ihn darum bat, zu helfen, erreichte er ein hohes

Alter: 87 Jahre alt, ſtarb er 1834. Man ſah ihn ebenſo vergnügt in die Hütten der Armen kriechen, als in die Paläſte der Reichen gehen. Weil er im Volke und für dasſelbe lebte, hatte er in ſeinem ganzen Weſen etwas Freies, was ihn auch dann nicht verließ, wenn er mit den höchſten Ständen umging. Unter anderm war er Leibarzt der Prinzeſſin Ferdinand. Dieſe hohe Frau hatte einen vortrefflichen, biedern, gutmütigen Charakter; ſie und ihr Hof hatten aber noch die Färbung von Friedrich dem Großen, der alle Leute Er nannte. Es fiel folgende Szene vor. Die Prinzeſſin ſitzt in einem prächtigen Saale in einem Sofa und beſieht durch ein Vergrößerungsglas von der Fußſohle bis zum Scheitel den geforderten, vorgelaſſenen und eingeführten Heim. „Tret Er näher!“ ſpricht ſie und fährt dann fort: „Ich höre von Seiner Geſchicklichkeit und von Seiner großen und glücklichen Praxis ſehr viel Rühmliches. Ich bin darum entſchloſſen, Ihn zu meinem Leibarzt zu ernennen, und ſolches habe ich Ihm kund thun wollen.“ — „Euer Königlichen Hoheit danke ich für Ihr Vertrauen; aber die Ehre, Ihr Leibarzt zu ſein, kann ich nur unter Bedingungen annehmen.“ Dies ſagt Heim in einem heitern Tone. Lachend ſagt die Prinzeſſin: „Bedingungen? Die hat mir in meinem ganzen Leben noch niemand gemacht.“ — „Nicht?“ antwortet Heim ſcherzend, „dann iſt es hohe Zeit, daß Sie das lernen!“ — „Nun“, erwidert ſie, „ich bin neugierig, dieſe Bedingungen kennen zu lernen; laß Er hören!“ — „Die erſte iſt“, antwortet Heim humoriſtiſch, „daß Eure Königliche Hoheit mich nicht Er nennen; das iſt nicht mehr an der Zeit; der König thut das nicht, ſelbſt meinen Bedienten nenne ich nicht Er. Die zweite Bedingung iſt, daß Sie mich dann nicht, wie ſoeben geſchehen, ſo lange antichambrieren laſſen; ich habe keine Zeit zu verlieren, der längſte Tag wird mir ſtets zu kurz. Die dritte iſt, daß Eure Königliche Hoheit mir nicht ſo nach den Füßen ſehen; ich kann nur in Stiefeln und im bequemen Oberrock kommen. Die vierte iſt, daß Sie nicht verlangen, ich ſoll zu Ihnen zuerſt kommen; ich komme nach Beſchaffenheit der Krankheit, nach Lage der Straßen und Häuſer. Die fünfte iſt, daß Sie mich nicht zu lange aufhalten und nicht

von mir verlangen, ich soll mit Ihnen von der wetterwendischen Politik und von Stadtneuigkeiten schwatzen; dazu habe ich keine Zeit. Endlich die sechste, daß Sie mich, weil Sie eine Königliche Hoheit sind, königlich honorieren."

Beide lachten herzlich, und er war in diesem Verhältnisse bis zum Schlusse desselben gern gesehen, geachtet und geliebt.

II. Wie Heim etwas unter die Füße that.

Heim, der viel weggab, aber auch viel einnahm, hatte eine große Summe an ein Handlungshaus, welches bankerott machte, verloren. Hufeland bezeigte ihm einige Tage nachher seine Teilnahme. „Es ist mir nicht lieb," antwortete er, „daß Sie mich daran erinnern; ich habe es gottlob unter den Füßen." — „Wie haben Sie das gemacht?" — „So wie ich es zu machen pflege, wenn ich mir selbst nicht helfen kann. Und das konnte ich hier nicht. Ich konnte die fatale Sache gar nicht vergessen, ich dachte Tag und Nacht daran. Das schöne Geld, so mühsam erworben, nun auf einmal verloren! Verflucht! selbst meine armen, unschuldigen Kranken litten darunter, denn ich war immer zerstreut. Auch zu Hause hatte ich keine Freude mehr; meine gute Frau, sonst immer so heiter, ließ selbst bei Tische, wo der Mensch doch sich erholen soll, den Kopf hängen; wir saßen stumm und verdrießlich gegeneinander über, und unsere sonst fröhlichen Kinder sahen uns schüchtern an. So konnte und durfte es nicht bleiben, das fühlte ich wohl. Das schöne Geld war einmal weg, und mit ihm hatten wir verloren das erste Gut des Lebens, die Zufriedenheit. Ich armes Erdenwurm, unfähig, aus dieser Not herauszukommen, nahm meine Zuflucht zum Allmächtigen. Ich eilte auf mein Schlafzimmer, schloß die Thür hinter mir zu und bat auf meinen Knieen recht inbrünstig, daß mir Kraft und Mut, Freudigkeit und Ruhe wieder gegeben würden. Da war es mir, als wenn der liebe Gott erschienen, und er sprach zu mir: Du bist eines armen Predigers Sohn, und ich habe dich gesegnet in deinem Berufe, wie in deinem Hause, so daß du ein gemachter Mann bist. Eine Reihe von Jahren habe ich dich spielen lassen mit dem Gelde, das du nun verloren hast. Nun,

Heim, sei kein dummer Junge, und höre auf zu plinseln, sonst komme ich dir noch ganz anders. Ich habe die Schlüssel zu allen Geldkasten und kann dir den Verlust hinlänglich ersetzen. Darum sei wieder guten Muts, und gib mir deine Hand darauf, daß du wieder fröhlich deinem Berufe leben willst. — Das habe ich versprochen; Weib und Kinder sind auch wieder heiter, ich habe es wieder vergessen, es ist unter den Füßen, und bin nun wieder vergnügt in meinem Gott. Das thut und vermag ein Gebet, wenn es ernstlich ist; und nun lassen Sie uns von etwas anderem sprechen!"

III. Das Gewissen.

Der ehrliche, fromme, gemütliche Heim hatte nicht Zeit, krank zu werden, und wurde, immer thätig, sehr alt. Sein Jubiläum feierte ganz Berlin, von den allerhöchsten und höchsten Ständen an bis herab zu den Straßenjungen und währte drei Tage. Unaufhörlich in Anregung, war er endlich erschöpft und befahl, daß alles im Hause stille sein sollte. Am Abend spät kam eine unbemittelte Bürgersfrau, die ihn zu ihrem sehr kranken Kinde rufen wollte. Abgewiesen, drang, bekannt mit der Lokalität, sie in das Schlafzimmer von Heim, der die weinende und lärmende Frau unhöflich abwies. — Alles ist wieder still geworden, und die Geheimerätin sagt: „Lieber Heim, wie ist es mit dir? Du wirfst dich ja im Bette hin und her!" — „Ich kann," antwortet er, „nicht schlafen; es ist doch ein eigen Ding mit dem Gewissen: ich muß hin." Er klingelt und vergißt alle Müdigkeit, eilend zum Kranken, den er glücklich wiederherstellt.

Emil Frommel.

30. Kaiser Wilhelm in Gastein.

Unter den Kränzen, die des Heldenkaisers Sarg deckten, neben den silbernen und goldenen Blättern der Lorbeerkronen, lag auch still, im Schmuck der Alpenflora, ein herrlicher Kranz mit der Schleife: „Gastein". Sie gehörten beide zusammen:

Gastein und der Kaiser; die schneebedeckten Alpenhäupter und das schneebedeckte, majestätische Kaiserhaupt, beide im Sturm und Wetter unbewegt, im Sonnenglanz mild erglühend. Ein Stück Jugendkraft brachte der Kaiser jedesmal mit herab aus dem „selbstwarmen Wasser"; denn von Gastein gings zur Nachkur — ins Manöver. Mein Gasteiner Heilkundiger wollte deshalb, der Kaiser sollte nach den Manövern gen Gastein ziehen. Aber da kannte er unsern Kaiser schlecht, der ruhte nicht nach, sondern vor der Arbeit, um sich aufs neue zu erfassen. Er hatte „keine Zeit" zum Ruhen in seinen gesunden, noch zum Müdewerden in seinen kranken, letzten Tagen. Dies Bild zu schauen, war Gastein jahrzehntelang vergönnt, und das wird ihm fehlen, bis der letzte Hirtenbub heimgegangen sein wird, der „nach dem deutschen Kaiser gschaut hat."

Sonntags, wenn anders das Wetter günstig, erschien der Kaiser in seiner Kapelle. Gibts eine schöne, so ists die da oben, hoch über dem Abgrund gebaut, durch den die Ache stürzt. Die hohen Alpenhäupter im blendenden Schnee glänzend, der grüne Gamskargogel zur Linken, der dunkle Tannenwald, die tiefe Kirchenstille umher, die nur das Rauschen des Wasserfalls unterbricht, sie sind eine gewaltige „Vorrede", ehe man ins Gotteshaus tritt. Die Kapelle ist im gotischen Stil gebaut, die Sprüche über dem Chorbogen und im Chor von dem Kaiser selbst gewählt: Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme! — und im Chore selbst die Seligpreisungen. In die beiden Bibeln auf Altar und Kanzel hat der Kaiser selbst die Sprüche geschrieben, die ihn so ganz kennzeichnen. Der eine: Bei Gott ist mein Heil, meine Ehre, meine Zuversicht ist auf Gott! — und der andere: Du bist meine Zuversicht, Herr, Herr, meine Hoffnung von meiner Jugend an. In der Kapelle war ein großer Sessel mit dem kaiserlichen Adler, in reichem Schnitzwerk ausgeführt. „Ich werde mich nie darauf setzen," sagte der Kaiser, „in der Kirche will ich keinen Vorzug haben." Ihn in der Kapelle zu sehen, die beiden Hände auf den Stock gefaltet, war eine Erbauung. Das schöne blaue Auge ruhte unverwandt auf dem Prediger und machte einen selbst im Innersten ruhig.

Die Liturgie hindurch, die keineswegs kurze, ſtand der Kaiſer, was manchem Badegaſt recht ungewohnt war. Als ich den Kaiſer bat, ſich zu ſetzen, um ſich nicht zu ermüden — ſagte er: „Das wäre noch ſchöner; mein ſeliger Vater iſt ſein Lebetage die ganze Liturgie durch geſtanden.“

Wie teilnehmend und zartfühlend der Kaiſer war, davon haben viele die leuchtendſten Beweiſe erfahren, unter andern auch ein kranker Badegaſt. Noch ehe das Badeſchloß zum Hotel eingerichtet war, wohnten unten die Badegäſte, während oben der Kaiſer die Zimmer innehatte. Da gabs, wie ſo manchmal, einen Tag, an welchem es mit Kübeln goß, ſo daß an ein Ausgehen nicht zu denken war. Und doch ſollte der hohe Herr ſich Bewegung machen. Da benutzte er die ganze Flucht von Zimmern zum Auf- und Abgehen. Als der Kammerdiener ihn nicht mehr promenieren hörte, ging er herein, etwas zu bringen. Aber wie fand er ſeinen Herrn? Einen Bodenteppich auf den andern legend im Schweiß des Angeſichts. „Aber, Majeſtät, was thun Sie da, warum laſſen Sie mich nicht das thun?“ Lächelnd ſagte der Kaiſer: „Ja, das hab ich mal ſelber gemacht. Da unten liegt ein ſchwerkranker Badegaſt, der zu Bett liegt und wenig ſchlafen kann. Wenn ich nun da oben herumpromeniere über ſeinem Kopfe, da hat ja der arme Mann gar keine Ruhe. Damit ers nicht hört, habe ich die Teppiche da oben alle zuſammengeſucht und aneinander gelegt. Da geht ſichs doch leiſer. Man macht ſo was immer am beſten ſelbſt.“

Das iſt der ganze Kaiſer Wilhelm. Er war eben da oben in Gaſtein wie immer: ein echter Menſch, ein echter König. Nie konnte man bei dem Kaiſer den Menſchen, nie über dem Menſchen den Kaiſer vergeſſen.

Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm.

*31. Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald ſpazieren, da hörte der Bär ſo ſchönen Geſang von einem Vogel und ſprach: „Bruder Wolf, was iſt das für ein Vogel,

der so schön singt?" — „Das ist der König der Vögel," sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen"; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist," sagte der Bär, „so möcht ich auch gerne seinen königlichen Palast sehen, komm, und führe mich hin!" — „Das geht nicht so, wie du meinst", sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen ätzen. Der Bär wäre gerne nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ärmel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen; er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?" rief der Bär, „das ist ein erbärmlicher Palast! ihr seid auch keine Königskinder, ihr seid unehrliche Kinder." Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ausgemacht werden mit dir." Dem Bär und dem Wolf ward angst, sie kehrten um und setzten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunkönige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbeinchen an, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht: der Bär ist dagewesen und hat uns gescholten." Da sagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden." Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbär, warum hast du meine Kinder gescholten? das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen." Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vögel groß

und klein, sondern auch die Mücken, Horniſſen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen ſollte, da ſchickte der Zaunkönig Kundſchafter aus, wer der kommandierende General des Feindes wäre. Die Mücke war die liſtigſte von allen, ſchwärmte im Wald, wo der Feind ſich verſammelte, und ſetzte ſich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da ſtand der Bär, rief den Fuchs vor ſich und ſprach: „Fuchs, du biſt der ſchlaueſte unter allem Getier, du ſollſt General ſein und uns anführen.“ — „Gut,“ ſagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Niemand wußte es. Da ſprach der Fuchs: „Ich habe einen ſchönen, langen, buſchigen Schwanz, der ſieht aus faſt wie ein roter Federbuſch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, ſo geht die Sache gut, und ihr müßt darauf los marſchieren: laß ich ihn aber herunterhängen, ſo lauft, was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört hatte, flog ſie wieder heim und verriet dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht ſollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüßige Getier dahergerennt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit ſeiner Armee kam auch durch die Luft daher, die ſchnurrte, ſchrie und ſchwärmte, daß einem angſt und bange ward, und gingen ſie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunkönig aber ſchickte die Horniſſe hinab, ſie ſollte ſich dem Fuchs unter den Schwanz ſetzen und aus Leibeskräften ſtechen. Wie nun der Fuchs den erſten Stich bekam, zuckte er, daß er das eine Bein aufhob, doch ertrug ers und hielt den Schwanz noch in die Höhe; beim zweiten Stich mußt er ihn einen Augenblick herunter laſſen; beim dritten aber konnte er ſich nicht mehr halten, ſchrie und nahm den Schwanz zwiſchen die Beine. Wie das die Tiere ſahen, meinten ſie, alles wäre verloren, und fingen an zu laufen, jeder in ſeine Höhle: und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, ſeid fröhlich, eßt und trinkt nach Herzensluſt, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaun-

könige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte thun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertreten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

*32. Der Wolf und der Fuchs.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wäre gern des Herrn los gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind, hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Dem Wolf war das recht, sie gingen hin, und der Fuchs stahl das Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit noch nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben und ging, es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter vom Lämmlein gewahr und fing an entsetzlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbeigelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt,“ sprach er, „ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt?“

Am andern Tag gingen sie wieder ins Feld; sprach der gierige Wolf abermals: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da backt die Frau heut Abend Pfannkuchen, wir wollen uns davon holen!“ Sie gingen hin, und der

Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolf. „Da hast du zu fressen," sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinunter geschluckt und sprach: „Sie schmecken nach mehr," ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gabs einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute, die eilten herbei und schlugen ihn, was Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!" rief er, „die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt." Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt?"

Am dritten Tag, als sie beisammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rotfuchs, schaff mir was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!" Der Fuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller, das wollen wir holen." Sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann." — „Meinetwegen," sagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte: „Bis ich aufhöre, hats Zeit." Der Fuchs ließ sichs auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre durchzuschlüpfen. Sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?" — „Ich muß doch sehen, ob niemand kommt," antwortete der listige, „friß nur nicht zu viel!" Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das Faß leer ist." Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum *Loch* draußen; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick

gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

*33. Der alte Sultan.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden und hatte alle Zähne verloren, so daß er nichts mehr fest packen konnte. Zu einer Zeit stand der Bauer mit seiner Frau vor der Hausthüre und sprach: „Den alten Sultan schieß ich morgen tot, der ist zu nichts mehr nütze.“ Die Frau, die Mitleid mit dem treuen Tiere hatte, antwortete: „Da er uns so lange Jahre gedient hat und ehrlich bei uns gehalten, so könnten wir ihm wohl das Gnadenbrot geben.“ — „Ei, was,“ sagte der Mann, „du bist nicht recht gescheit; er hat keinen Zahn mehr im Maul, und kein Dieb fürchtet sich vor ihm, er kann jetzt abgehen. Hat er uns gedient, so hat er sein gutes Fressen dafür gekriegt.“

Der arme Hund, der nicht weit davon in der Sonne ausgestreckt lag, hatte alles mit angehört und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Er hatte einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem schlich er abends hinaus in den Wald und klagte über das Schicksal, das ihm bevorstände. „Höre, Gevatter,“ sagte der Wolf, „sei gutes Mutes, ich will dir aus deiner Not helfen. Ich habe etwas ausgedacht. Morgen in aller Frühe geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit, weil niemand im Hause zurückbleibt. Sie pflegen das Kind während der Arbeit hinter die Hecke in den Schatten zu legen: lege dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Ich will dann aus dem Wald herauskommen und das Kind rauben: du mußt mir eifrig nachspringen, als wolltest du mir es wieder abjagen. Ich lasse es fallen, und du bringst es den Eltern wieder zurück, die glauben dann, du hättest es gerettet und sind viel zu dankbar, als daß sie dir ein Leid anthun sollten: im Gegenteil, du kommst in völlige Gnade, und sie werden es dir an nichts mehr fehlen lassen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so ward er auch ausgeführt. Der Vater schrie, als er den Wolf mit seinem Kinde durchs Feld laufen sah; als es aber der alte Sultan zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sagte: „Dir soll kein Härchen gekrümmt werden, du sollst das Gnadenbrot essen, so lange du lebst.“ Zu seiner Frau aber sprach er: „Geh gleich heim, und koche dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und bring das Kopfkissen aus meinem Bette, das schenk ich ihm zu seinem Lager.“ Von nun an hatte es der alte Sultan so gut, als er sichs nur wünschen konnte. Bald hernach besuchte ihn der Wolf und freute sich, daß alles so wohl gelungen war. „Aber, Gevatter,“ sagte er, „du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich bei Gelegenheit deinem Herrn ein fettes Schaf weghole? Es wird einem heutzutage schwer, sich durchzuschlagen.“ — „Drauf rechne nicht,“ antwortete der Hund, „meinem Herrn bleibe ich treu, das darf ich nicht zugeben.“ Der Wolf meinte, das wäre nicht im Ernste gesprochen, kam in der Nacht herangeschlichen und wollte sich das Schaf holen. Aber der Bauer, dem der treue Sultan das Vorhaben des Wolfes verraten hatte, paßte ihm auf und kämmte ihm mit dem Dreschflegel garstig die Haare.

*34. Der Bauer und sein Kobold.

Ein Bauer war seines Kobolds ganz überdrüssig geworden, weil er allerlei Unfug anrichtete, doch mochte er es anfangen, wie er immer wollte, so konnte er ihn nicht wieder los werden. Zuletzt ward er rats, die Scheune anzustecken, wo der Kobold seinen Sitz hatte, und ihn zu verbrennen. Deswegen führte er erst all sein Stroh heraus, und bei dem letzten Karren zündete er die Scheune an, nachdem er den Geist wohl versperrt hatte. Wie sie nun schon in voller Glut stand, sah sich der Bauer von ungefähr um, siehe, da saß der Kobold hinten auf dem Karren und sprach: „Es war Zeit, daß wir herauskamen! es war Zeit, daß wir herauskamen!“ Mußte also wieder umkehren und den Kobold behalten.

*35. Die Füße der Zwerge.

Vor alten Zeiten wohnten die Menschen im Thal und rings um sie in Klüften und Höhlen die Zwerge, freundlich und gut mit den Leuten, denen sie manch schwere Arbeit nachts verrichteten. Wenn nun das Landvolk frühmorgens mit Wagen und Geräte herbeizog und erstaunte, daß alles schon gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden; aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wohl sahen, daß vielleicht kein Hälmlein dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge, sie entflohen, und seitdem hat sie kein Aug wieder erblickt. Die Ursache war diese:

Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab sichs, daß dreimal hintereinander nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorf sprachen: „Das thut niemand anders, als die redlichen Zwerglein, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen dahergetrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk. Schon vielmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läßt sie kommen und gehen.“ Durch diese Reden wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen, und ob diese anders gestaltet wären als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute die rings um den Baum herum aus. Den andern Morgen mit Tagesanbruch eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig leer gepflückt, und er sah unten in der Asche die Spuren von vielen Gänsfüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und spottete, daß

der Zwerge Geheimnis verraten war. Bald aber zerbrachen und verwüsteten diese ihre Häuser und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menschengeschlecht und versagen ihm ihre Hilfe. Jener Hirt, der sie verraten hatte, wurde siech und blödsinnig fortan bis an sein Lebensende.

36. Frau Holle.

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße bei einem Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war; da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es aber so heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte: und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese, wo die Sonne schien und viel tausend Blumen standen. Auf dieser Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus! zieh mich raus! sonst verbrenn ich: ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat es herzu und holte mit dem Brotschieber alles nach einander heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle reif.“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es wieder weiter. *Endlich* kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte

Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? bleib bei mir! wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dirs gut gehn. Du mußt nur acht geben, daß du mein Bett gut machst und es fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen, dann schneit es in der Welt; ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es besorgte auch alles nach ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umher flogen; dafür hatte es auch ein gut Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte, endlich merkte es, daß es Heimweh war; ob es ihm gleich hier viel tausendmal besser ging als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus kriegt, und wenn es mir noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.“ Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Haus verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du so fleißig gewesen bist,“ sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus; und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie.“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, wie es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der andern, häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen, und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß sich die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam, wie die andere, auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich raus! zieh mich raus! sonst verbrenn ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt ich Lust, mich schmutzig zu machen!" und ging fort. Bald darauf kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich! schüttel mich! wir Äpfel sind alle mit einander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen!" und ging damit weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag fing sie schon wieder an zu faullenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sichs gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Die Faule war das wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen; die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste!" sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim, aber sie war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie."

Das Pech aber blieb fest an ihr hängen und wollte, so lange *sie lebte, nicht* abgehen.

37. Simeliberg.

Es waren zwei Brüder, einer war reich, der andere war arm. Der reiche aber gab dem armen nichts, und er mußte sich vom Kornhandel kümmerlich ernähren; da ging es ihm oft so schlecht, daß er für seine Frau und Kinder kein Brot hatte. Einmal fuhr er mit seinem Karren durch den Wald, da erblickte er zur Seite einen großen, kahlen Berg, und weil er den noch nie gesehen hatte, hielt er still und betrachtete ihn mit Verwunderung. Wie er so stand, sah er zwölf wilde, große Männer daher kommen: weil er nun glaubte, es wären Räuber, schob er seinen Karren ins Gebüsch und stieg auf einen Baum und wartete, was da geschehen würde. Die zwölf Männer gingen aber vor den Berg und riefen: „Berg Semsi, Berg Semsi, thu dich auf!" Alsbald that sich der kahle Berg in der Mitte von einander, und die zwölfe gingen hinein, und wie sie drin waren, schloß er sich zu. Über eine kleine Weile aber that er sich wieder auf, und die Männer kamen heraus und trugen schwere Säcke auf den Rücken, und wie sie alle wieder am Tageslicht waren, sprachen sie: „Berg Semsi, Berg Semsi, thu dich zu!" Da fuhr der Berg zusammen, und war kein Eingang mehr an ihm zu sehen, und die zwölfe gingen fort. Als sie ihm nun ganz aus den Augen waren, stieg der Arme vom Baum herunter und war neugierig, was wohl im Berge heimliches verborgen wäre. Also ging er davor und sprach: „Berg Semsi, Berg Semsi, thu dich auf!" und der Berg that sich auch vor ihm auf. Da trat er hinein, und der ganze Berg war eine Höhle voll Silber und Gold, und hinten lagen große Haufen Perlen und blitzende Edelsteine wie Korn aufgeschüttet. Der Arme wußte gar nicht, was er anfangen sollte, und ob er sich etwas von den Schätzen nehmen dürfte: endlich füllte er sich die Taschen mit Gold, die Perlen und Edelsteine aber ließ er liegen. Als er wieder herauskam, sprach er gleichfalls: „Berg Semsi, Berg Semsi, thu dich zu!" da schloß sich der Berg, und er fuhr mit seinem Karren nach Haus. Nun brauchte er nicht mehr zu sorgen und konnte mit seinem Golde für Frau und Kind Brot und auch Wein dazu kaufen, lebte fröhlich und redlich, gab den Armen und that je-

dermann Gutes. Als aber das Geld zu Ende war, ging er zu ſeinem Bruder, lieh einen Scheffel und holte ſich von neuem; doch rührte er von den großen Schätzen nichts an. Wie er ſich zum drittenmal etwas holen wollte, borgte er bei ſeinem Bruder abermals den Scheffel. Der Reiche war aber ſchon lange neidiſch über ſein Vermögen und den ſchönen Haushalt, den er ſich eingerichtet hatte, und konnte nicht begreifen, woher der Reichtum käme, und was ſein Bruder mit dem Scheffel anfinge. Da dachte er eine Liſt aus und beſtrich den Boden mit Pech, und wie er das Maß zurückbekam, ſo war ein Goldſtück darin hängen geblieben. Alsbald ging er zu ſeinem Bruder und fragte ihn: „Was haſt du mit dem Scheffel gemeſſen?“ — „Korn und Gerſte,“ ſagte der andere. Da zeigte er ihm das Goldſtück und drohte ihm, wenn er nicht die Wahrheit ſagte, ſo wollt er ihn beim Gericht verklagen. Er erzählte ihm nun alles, wie es zugegangen war. Der Reiche aber ließ gleich einen Wagen anſpannen, fuhr hinaus, wollte die Gelegenheit beſſer benutzen und ganz andere Schätze mitbringen. Wie er vor den Berg kam, rief er: „Berg Semſi, Berg Semſi, thu dich auf!“ Der Berg that ſich auf, und er ging hinein. Da lagen die Reichtümer alle vor ihm, und er wußte lange nicht, wozu er am erſten greifen ſollte, endlich lud er Edelſteine auf, ſoviel er tragen konnte. Er wollte ſeine Laſt hinausbringen; weil aber Herz und Sinn ganz voll von den Schätzen waren, hatte er darüber den Namen des Berges vergeſſen und rief: „Berg Simeli, Berg Simeli, thu dich auf!“ Aber das war der rechte Name nicht, und der Berg regte ſich nicht und blieb verſchloſſen. Da ward ihm angſt; aber je länger er nachſann, deſto mehr verwirrten ſich ſeine Gedanken, und halfen ihm alle Schätze nichts mehr. Am Abend that ſich der Berg auf, und die zwölf Räuber kamen herein, und als ſie ihn ſahen, lachten ſie und riefen: „Vogel, haben wir dich endlich? meinſt du, wir hättens nicht gemerkt, daß du zweimal hereingekommen biſt? aber wir konnten dich nicht fangen, zum drittenmal ſollſt du nicht wieder heraus!“ Da rief er: „Ich wars nicht, mein Bruder wars,“ aber er mochte bitten um ſein Leben und *ſagen,* was er wollte, ſie ſchlugen ihm das Haupt ab.

38. Dornröschen.

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen!“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte; und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern nur ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt!“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jeder-

mann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thüre auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen!" sprach die Königstochter, „was machst du da?" — „Ich spinne," sagte die Alte und nickte mit dem Kopfe. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?" sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das dastand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen, schlafenden *Dornröschen*, denn so ward die Königstochter genannt, also daß

von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schliefe, und mit ihr schliefe der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen!" Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornenhecke näherte, waren es lauter große, schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten die Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß er seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen

Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, ſchlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen ſie zuſammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofſtaat und ſahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof ſtanden auf und rüttelten ſich; die Jagdhunde ſprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, ſahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte und kochte das Eſſen; der Braten fing wieder an zu brutzeln; und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königsſohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

39. Des kleinen Volkes Hochzeitsfeſt.

Das kleine Volk auf der Eilenburg in Sachſen wollte einmal Hochzeit halten und zog daher in der Nacht durch das Schlüſſelloch und die Fenſterritzen in den Saal, und ſie ſprangen hinab auf den großen Fußboden, wie Erbſen auf die Tenne geſchüttet werden. Davon erwachte der alte Graf, der im hohen Himmelbette in dem Saal ſchlief, und verwunderte ſich über die vielen kleinen Geſellen. Da trat einer von ihnen, geſchmückt wie ein Herold, zu ihm heran und lud ihn in ziemenden Worten gar höflich ein, an ihrem Feſt teilzunehmen. „Doch um eins bitten wir," ſetzte er hinzu, „Ihr allein ſollt zugegen ſein, keins von Eurem Hofgeſinde darf ſich unterſtehen, das Feſt mit anzuſchauen, auch nicht mit einem einzigen Blick!" Der alte Graf antwortete freundlich: „Weil ihr mich im Schlaf geſtört, ſo will ich auch mit euch ſein." Nun ward ihm ein kleines Weiblein zugeführt, kleine Lampenträger ſtellten ſich auf, und eine Heimchenmuſik hob an. Der Graf hatte Mühe, das Weiblein beim Tanz nicht zu verlieren, das ihm ſo leicht daher ſprang und endlich ſo im Wirbel umdrehte, daß er kaum zu Atem kommen konnte. Mitten in dem luſtigen Tanz aber ſtand auf einmal alles ſtill, die Muſik hörte auf, und der ganze Haufe eilte nach den Thür-

ſpalten, Mauslöchern und wo ſonſt ein Schlupfwinkel war. Das Brautpaar aber, die Herolde und Tänzer ſchauten aufwärts nach einer Öffnung, die ſich oben in der Decke des Saals befand, und entdeckten dort das Geſicht der alten Gräfin, welche vorwitzig nach der luſtigen Wirtſchaft herabſchaute. Darauf neigten ſie ſich vor dem Grafen, und derſelbe, der ihn eingeladen, trat wieder hervor und dankte ihm für die erzeigte Gaſtfreundſchaft. „Weil aber," ſagte er dann, „unſere Freude und unſere Hochzeit alſo iſt geſtört worden, daß noch ein anderes menſchliches Auge darauf geblickt, ſo ſoll fortan Euer Geſchlecht nie mehr als ſieben Eilenburgs zählen!" Darauf drängten ſie nach einander ſchnell hinaus, bald war es ſtill und der alte Graf wieder allein im finſtern Saal. Die Verwünſchung iſt bis auf gegenwärtige Zeit eingetroffen und immer einer von den ſechs lebenden Rittern von Eilenburg geſtorben, ehe der ſiebente geboren war.

40. Der Roſenſtrauch zu Hildesheim.

Als Ludwig der Fromme winters in der Gegend von Hildesheim jagte, verlor er ſein mit Heiligtum gefülltes Kreuz, das ihm vor allem lieb war. Er ſandte ſeine Diener aus, um es zu ſuchen, und gelobte, an dem Orte, wo ſie es finden würden, eine Kapelle zu bauen. Die Diener verfolgten die Spur der geſtrigen Jagd auf dem Schnee und ſahen bald aus der Ferne mitten im Wald einen grünen Raſen und darauf einen grünenden wilden Roſenſtrauch. Als ſie ihm näher kamen, hing das verlorene Kreuz daran; ſie nahmen es und berichteten dem Kaiſer, wo ſie es gefunden. Alſobald befahl Ludwig, auf der Stätte eine Kapelle zu erbauen und den Altar dahin zu ſetzen, wo der Roſenſtock ſtand. Dieſes geſchah, und bis auf dieſe Zeit grünt und blüht der Strauch und wird von einem eigens dazu beſtellten Manne gepflegt. Er hat mit ſeinen Äſten und Zweigen die Rundung des Doms bis zum Dache umzogen.

Karl Gude.

*41. Der Löwe ist los!

Nach mehreren Regentagen hatte die Stadt, wo für die weite, dorfreiche Umgegend Herbstmesse abgehalten wurde, endlich einmal wieder einen schönen Septembertag. Glänzend war die Sonne an dem reinen, blauen Himmel emporgestiegen und hatte die Dorfbewohner aus der Nähe wie aus der Ferne in großen Scharen herbeigelockt. Auch in der Stadt war alt und jung auf den Beinen und eilte dem Meßplatze zu. In den Nachmittagsstunden wogte es in allen Reihen der Meßbuden; man kam und ging; es war ein ununterbrochener Menschenstrom. So lustig hatte das Feuer in den Schmalzkuchenbuden noch nie gebrodelt und so weit der Duft des fetten Gebäcks sich noch nie verbreitet als heute. Und doch mußte die lüsterne Jugend lange warten, ehe sie ihren Appetit befriedigen konnte, denn nur mit Mühe gelang es derselben, sich durch die dichten Reihen der Erwachsenen bis zu dem ersehnten Ladentisch vorzudrängen. Nicht mindere Mühe kostete es ihr, einen Platz auf dem Karussell zu erobern, das sich fortwährend unter Trompetenklang und Paukenschlag in schwindelndem Kreise drehete. Ungeduldig wartete immer schon eine Schar kleiner Kinder an den Händen der Mütter und Mägde, um eine leer gewordene Kutsche zu besteigen oder sich auf den Rücken eines Rosses zu schwingen. Die Kühneren wählten die neben dem Karussell sich befindende russische Schaukel, und jubelnd schwebten sie hier bald hoch über den Dächern der Buden, den Köpfen ihrer zuschauenden Kameraden weit entrückt, bald mitten zwischen diesen hindurch.

Wie an den Schmalzkuchenbuden und Karussells, so häufte sich die kommende und gehende Menschenmenge auch an den sogenannten Groschenbuden, herbeigelockt durch den heiseren Ruf der feilbietenden Besitzer. Jeder wollte wenigstens die bunte Auswahl der aufgestellten und aufgehängten Sachen, die so billig ausgeboten wurden, betrachten. Wie hier unermüdlich die Verkäufer *mit* demselben Ruf: „Immer ran, meine Herrn, einen

Groschen das Stück!" — die Vorübergehenden heranlockten, so lockten von einer andern, großen Bude her verschiedene Stimmen mit lauten, fremdländischen Tönen die Menschenmenge ebenfalls heran. Es waren dies die Kakadus und Papageien der Tierbude. An einer Kette befestigt, schaukelten sich diese unruhigen Fremdlinge auf ihren beweglichen Stäben fortwährend auf und nieder und ergötzten die Schaulustigen teils durch ihren Ruf, der über den ganzen Meßplatz hinweg ertönte, teils durch ihre affenartigen Manieren. Der Zudrang von Menschen war besonders dann sehr groß, wenn der junge Elefant als Lockvogel vor die Bude geführt wurde und einige seiner Kunststücke umsonst produzierte.

So gab es überall viel zu sehen und zu hören. Man schlenderte daher Arm in Arm von Bude zu Bude, hier die ausgestellten Sachen betrachtend, dort einen Bekannten begrüßend und von neuem mit ihm eine Rundreise antretend. Das Gedränge mehrte sich mit jeder Stunde; der Lärm wurde immer betäubender. Aus den Trinkbuden erscholl überall Musik und Gesang, und auch die Drehorgeln feierten keinen Augenblick. Knaben probierten die gekauften Trompeten und Trommeln, kleine Mädchen die schreienden Puppen. Dazwischen erscholl von Zeit zu Zeit das fürchterliche Gebrüll des Löwen und das widrige Geheul der Hyänen. Plötzlich vernahm man von der Tierbude her ein lautes Geschrei, und gleichzeitig sah man die dichte Menschenmenge daselbst in Aufruhr und Bewegung.

Der Löwe ist los! — Der Löwe ist entsprungen! ertönte es mit einemmale von allen Ecken und Enden. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Schreckensruf über den ganzen Meßplatz. Wer eben noch gescherzt und gelacht hatte, wurde plötzlich still und bleich. Kein Mund fragte mehr nach einer Ware; keine Hand rührte sich mehr zum Verkauf; jeder war auf Flucht und Rettung bedacht. Mütter rissen ihre Kinder aus den Kutschen und von den Pferden des Karussells, und Väter nahmen eilig die Kleinen auf den Arm, um schneller fortkommen zu können. Wer eben noch mit einem Freunde Arm in Arm gescherzt hatte, trennte sich plötzlich und unwillkürlich von ihm. Alles stürzte in blinder Hast vorwärts. Viele wußten in bleicher Angst nicht gleich, wohin

sie ihre Schritte lenken sollten, und liefen in die Kreuz und Quer, da jeder Ort ihnen nicht sicher genug schien. Diejenigen, welche den Häusern am nächsten waren, suchten eiligen Laufes diese zu erreichen; die den Häusern fernen verkrochen sich hinter die Fässer und Tische der Buden; ja, manche versuchten sogar, die Buden zu erklettern und sich auf die Dächer derselben zu retten. Da wurde mancher Berg von Honigkuchen, der mit vieler Mühe künstlich aufgetürmt worden war, umgeworfen, und mancher süße Pflasterstein kam an die Erde zu liegen, als ob hier seine Stelle sei, und ward zertreten. Aber trotz aller Angst konnten einige behende Buben nicht der Lust wiederstehen, im raschen Lauf von den auf den Weg gefallenen Süßigkeiten einige aufzulesen. Die gewandtesten der Knaben suchten auf Bäumen Schutz und Heil.

Noch war ein großer Teil des Publikums mit Suchen, Laufen und Verstecken nicht fertig, und dieser und jener mochte schon die Zähne und Krallen des Löwen in seinem Fleische fühlen, als plötzlich ein lautes Gelächter von der Tierbude her die Fliehenden zum Stillstehn brachte. Nicht der Löwe war entsprungen, sondern ein Affe. Wer der Urheber des Schreckensrufes gewesen war, hat nicht ermittelt werden können, aber eine allgemeine Heiterkeit folgte der anfänglichen Bestürzung. Nur von den Warenverkäufern machten einige recht saure Gesichter, namentlich diejenigen, welche irdene Gefäße feil hielten. Mancher Topf und mancher Napf war da zertreten worden. Einen komischen Eindruck machten jetzt auch ein paar Kinder in dem obersten Kasten der russischen Schaukel. Bei der allgemeinen Flucht waren sie dort in der Schwebe zwischen Himmel und Erde hängen geblieben, ohne daß sich jemand ihrer erbarmt hätte. Mit Thränen in den Augen, obschon sie den sichersten Platz inne gehabt hatten, saßen sie noch immer da, bis endlich der Besitzer der Schaukel, der ebenfalls die Flucht ergriffen hatte, sie aus der Schwebe erlöste und zur Erde herniederließ.

Ein großer Teil der Menschenmenge richtete jetzt seine Schritte einem Baume zu, auf welchem der entsprungene Affe saß, der nicht zu bewegen war, herabzusteigen, und lange Zeit die Umstehenden durch seine Grimassen und Sprünge ergötzte. Nur mit

vieler Mühe gelang es einem der Tierwärter, den Entsprungenen wieder einzufangen. Als der Aufruhr endlich gestillt war, prahlte mancher, der sich verkrochen hatte, mit seinem Mute und versicherte, er habe gar keine Furcht gehabt.

42. Der Geißbub.

Geißbuben nennt man die Ziegenhirten in der Schweiz. Es sind meistens Jungen von 14—16 Jahren, die mit ihren Herden hinauf in die Alpen ziehen, sobald der Frühling beginnt, und erst im Herbst wieder von den Bergen hinunter ins Thal steigen. Wohin kein Senn mit den schweren Kühen treiben darf, weil Weg und Steg verschwinden, da klettert der braune, fröhliche Knabe mit der meckernden Ziegenschar hinauf und träumt sich größer und reicher als Könige und Kaiser. Sein Gebiet ist da, wo der Adler kreist und die Gemse weidet, hart an der Grenze des ewigen Schnees, der Wolken und der Stürme. Zwar ist das Gras hier spärlich, aber man läßt in der Schweiz nicht leicht einen Grashalm unbenutzt, und je höher dieser wächst, um so würziger und kräftiger ist er. Menschenhände würden diese kräftigen Kräuter und Gräser in dem Gewirr der Felsen nicht abzumähen vermögen; die kletterlustigen Ziegen wissen sie zu finden, und der Geißbube hängt mit ihnen oft wie ein Schieferdecker über schrecklichen Abgründen oder klettert an Felswänden wie eine Katze entlang, wo kaum ein Fuß Platz hat, wo eine einzige Ungeschicklichkeit unbarmherzig in den Abgrund führt, wo ein zollbreit rechts oder ein zollbreit links über das Leben entscheidet. Schwindel darf ein solcher Knabe nicht kennen, Furcht ebenso wenig, auch muß sein Auge scharf, wie das eines Adlers sein. Durch das tägliche Verweilen in der Wildnis und bei steter Übung wird er so vertraut mit allen anwendbaren Vorteilen im Felsenklettern, daß man ebensowohl über seine Gewandtheit, wie über seine Unerschrockenheit und seinen Überblick, mit welchem er den rechten Pfad ausspähet, erstaunen muß. Nicht selten versteigt sich eine seiner Ziegen, d. h. sie kommt durch einen Sprung auf einen Felsenabsatz, von dem sie weder vor, noch zurück kann, denn wo nur irgend eine grüne Stelle lockt, klettert sie hin,

erblickt dann von der Höhe unter sich abermals neue Rasenbänder und springt von Absatz zu Absatz, oft klafterhoch hinab, bis sie nicht weiter kann. Da wird es dann Aufgabe des hütenden Knaben, das gefangene Tier zu befreien. Dies thut er mit wunderbarer Verwegenheit. Über manche Rasenbank muß er klettern, an glatten Felswänden hinkriechen, ehe er das Tier erreichen kann. Hat er es dann endlich erreicht, so kommt erst das gefährlichste Stück seiner Aufgabe. Auf schmaler Felsenkante muß er das Tier ergreifen, nach sich ziehen, oder über den Kopf hinweg auf seine Schultern heben und so belastet, nur mit einer freien Hand zum Anklammern, den Rückweg antreten. Aber eher ließe er sich mit in den Abgrund niederschmettern, ehe er sein Tier losließe. Oft hat er auch mit dem Adler einen Kampf zu bestehen, wenn dieser eins seiner Tiere rauben will. Der gewaltige Vogel findet an ihm einen hartnäckigen und entschlossenen Gegner, der den eisenbeschlagenen Bergstock mit einer solchen Kraft zu führen versteht, daß dem Vogel das Wiederkommen vergeht.

Die Nahrung des Hirtenknaben ist wohl die einfachste der Welt. Von Suppe, Kaffee, Fleisch, überhaupt von warmer Speise kann keine Rede sein. Hat der Geißbube Hunger, so muß ihm ein Stück hartes, trockenes Brot und etwas Käse zur Sättigung dienen, hat er Durst, so greift er nach der Milch seiner Ziegen. Bequemlichkeiten kennt er nicht. In einer Sennhütte ist weder ein Sofa noch ein Stuhl, weder ein Schrank noch ein weiches Bett zu finden. Die Wände, wie das Dach seiner Hütte sind selten so dicht und fest, daß sie dem Winde, wie dem Regen den Eintritt verwehren. Auf hartem Strohlager wird er von dem hier und dort eindringenden Winde in den Schlaf gesungen, während ein Teil seiner unruhigen Ziegen auf dem Schindeldache, das meistens auf der einen Seite an den Boden sich anlehnt, poltert und klingelt. Ist der Sommer regnerisch, so hat er höchstens einen alten Sack über den Schultern zum Schutz gegen die Nässe. Menschen bekommt er selten zu sehen. Nur dann und wann verirrt sich ein Reisender in die endlosen Felsentrümmer seines Reviers und *ist dann ganz* erstaunt, hier plötzlich eine Stein- oder Mooshütte,

eine kleine, höchst muntere Ziegenherde und einen von Sonne, Wind und Wetter gebräunten Jungen anzutreffen, der ihn keck und entschlossen, mit dreistem Gesicht und ungezwungener Haltung anschauet, als wollte er sagen: Was willst du hier? Hier bin ich Herr! Von Zeit zu Zeit, gewöhnlich alle vierzehn Tage, oft auch nur alle Monate, bringt ihm ein anderer Knabe aus dem Thale Brot und Käse. So gehts vom Frühlinge an den ganzen Sommer hindurch. Kommt der Spätherbst, so nimmt unser Geißbube den langen Alpenstock, schmückt seinen Filzhut mit schönen Alpenblumen und zieht mit seiner Herde zu Thal. Dort wartet er mit Sehnsucht auf den zurückkehrenden Frühling, der ihn aus der Stubenluft wieder in den reinen Äther der Bergeshöhen führt, von denen er trotz aller Entbehrungen und Beschwerden nicht lassen kann.

Johann Peter Hebel.

*43. Die Erschaffung der Erde.

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war nicht alsbald so schön, wie sie jetzt ist, eingerichtet zur Wohnstätte des Menschen. Das Licht, die Luft, Gestein und Grund, die Keime aller Gewächse und aller lebendigen Wesen lagen noch ohne Ordnung, eingehüllt in Wasser und wässerichte Dünste, und es gährte und bewegte sich alles durcheinander. Da scheidete sich zuerst allmählich das Licht oder die Helle von der bewegten Masse.

Es scheidete sich die Luft und erhob sich und zog wässerichte Dünste mit sich in die Höhe. Also wölbte sich über der Erde der schöne, hohe Himmelsbogen, und der Wolkenhimmel gestaltete sich, und die Luft dehnete sich aus zwischen Himmel und Erde.

Nach dem scheidete sich das Wasser und floß zusammen in das Meer, daß das Erdreich trocken wurde, und es thaten sich lebendige, frische Wasserquellen in der Erde auf, die ergießen sich in die Bäche und Ströme und laufen in das Meer. Als

aber die Wasser abgelaufen waren von dem Erdreich, gingen die Keime der Gewächse auf, und das Erdreich wurde geschmückt mit Gras und blumenreichen Kräutern und fruchttragenden Bäumen, die blühen und bringen ihren fruchtbaren Samen in sich selbst, jedes in seiner Art.

Nach dem klärte sich der Wolkenhimmel auf, und die Sonne erschien in ihrer Herrlichkeit am reinen, blauen Firmament und leuchtete auf die stille Erde herab und gleicherweise, als sie untergegangen war, der Mond und die Sterne.

Es war noch kein lebendiges Wesen vorhanden, das sich über die schönen Lichter hätte freuen können. Aber bald fing es an, sich im Wasser zu bewegen an großen und kleinen Fischen. Es flogen Vögel in der Luft umher und kamen immer mehr und setzten sich auf die Zweige der Bäume in ihrem farbenreichen Gefieder und freuten sich in tonreichen Weisen. Es kamen Tiere auf der Erde zum Vorschein, jegliches in seiner Art. Der Falter flatterte um die schönen Blumenhäupter. Das Lamm hüpfte und weidete auf dem Anger. Im Wald erging sich der prächtige Hirsch. Überall in allen Höhen und Tiefen bewegte sich ein fröhliches Leben.

Dies alles ist so geworden durch Gottes allmächtigen Willen, durch sein lebendiges Wort. Gott sprach: „Es werde!“ — und es ward.

*44. Einige Sprichwörter.

I. Man muß mit den Wölfen heulen.

Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie? Merke: Nein! Sondern erstlich, du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen wie ihr. Drittens, wenn du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so will der Hausfreund erlauben, ein oder zweimal mit zu bellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und andrer Leute Schafe fressen. Sonst kommt zuletzt der Jäger, und du wirst mit ihnen *geschossen.*

II. Einmal iſt keinmal.

Einmal iſt keinmal. Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechnungsmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens einmal, und daran läßt ſich nichts abmarkten. Wer einmal geſtohlen hat, der kann ſein lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: „Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen!“ und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt einmal nicht keinmal. Aber das iſt noch nicht alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: „Einmal iſt zehnmal und hundertmal und tauſendmal.“ Denn wer das Böſe einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

III. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiſer antwortet.

Das muß zweimal wahr ſein. Fürs erſte kann gar wohl der einfältigſte Menſch eine Frage thun, worauf auch der Weiſeſte keinen Beſcheid zu geben weiß. Denn fragen iſt leichter als antworten, wie fordern oft leichter iſt als geben, rufen leichter als kommen. Fürs andere könnte manchmal der Weiſe wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig iſt oder wortwitzig, oder weil ſie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menſchen am Fragen und den Verſtändigen am Schweigen. Keine Antwort iſt auch eine Antwort. Von dem Doktor Luther verlangte einſt jemand zu wiſſen, was wohl Gott vor Erſchaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hindurch gethan habe. Dem erwiderte der fromme und witzige Mann, in einem Birkenwald ſei der liebe Gott geſeſſen und habe zur Beſtrafung für ſolche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruten geſchnitten.

45. Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen ſo gut als in Amſterdam, Betrachtungen über

den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies koſtbare Gebäude, die ſechs Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand, als der Fragende von der holländiſchen, nämlich nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: „Kannitverſtan!" und ſchnurrte vorüber. Dies war ein holländiſches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutſch ſo viel als: „Ich kann Euch nicht verſtehen." Aber der gute Fremdling glaubte, es ſei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann ſein, der Herr Kannitverſtan, dachte er und ging weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbuſen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutſch: das Ypſilon. Da ſtand nun Schiff an Schiff und Maſtbaum an Maſtbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit ſeinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle dieſe Merkwürdigkeiten genug zu ſehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zog, das vor kurzem aus Oſtindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. *Noch immer* wurden mehrere herausgewälzt und Fäſſer voll

Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schauts da heraus? Kein Wunder! wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.“ Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ichs doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat!“ kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Erküse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht?“ — „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Dutlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust, oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den ver-

meinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeien und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff und an ſein enges Grab.

46. Der Star von Segringen.

Selbſt einem Staren kann es nützlich ſein, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menſchen. In Segringen der Barbier hatte einen Star, und der Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm ſein Sprachmeiſter aufgab, ſondern er ahmte zuletzt auch ſelber nach, was er von ſeinem Herrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Segringen!“ Sein Herr hatte ſonſt noch allerlei Redensarten an ſich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So, ſo, la, la!“ oder: „Par compagnie“ (das heißt ſo viel als: in Geſellſchaft mit andern); oder: „Wie Gott will“; oder: „Du Dolpatſch!“ So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaſter auf den Tiſch ſtrich, anſtatt aufs Tuch, oder wenn er das Schermeſſer am Rücken abzog, anſtatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle dieſe Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausſchenkte, ſo gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäſte miteinander ein Geſpräch führten und der Star warf auch eins von ſeinen Wörtern drein, das ſich dazu ſchickte, als wenn er Verſtand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: „Hanſel, was machſt du?“ antwortete er: „Du Dolpatſch!“ und alle Leute in der Nachbarſchaft wußten von dem Hanſel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen

waren und das Fenſter war offen und das Wetter ſchön, da dachte der Star: „Ich hab jetzt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt kann fortkommen,“ und huſch! — zum Fenſter hinaus. Weg war er. Sein erſter Flug ging ins Feld, wo er ſich unter eine Geſellſchaft anderer Vögel miſchte, und als ſie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: „Sie wiſſen die Gelegenheit hier zu Land beſſer als ich.“ Aber ſie flogen unglücklicherweiſe alle miteinander in ein Garn. Der Star ſagte: „Wie Gott will!“ Als der Vogelſteller kommt und ſieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutſam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderiſchen Finger wieder nach einem Gefangenen ausſtreckte und denkt an nichts, ſchrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen!“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfänger erſchrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er ſich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen; und als er ſagte: „Ei, Hanſel, hier hätt ich dich nicht geſucht, wie kommſt du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hanſel: „Par compagnie!“ Alſo brachte der Vogelſteller den Star ſeinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb ſich damit einen guten Zuſpruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hanſel ſehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader laſſen, geht zum Balbierer von Segringen.

Merke: So etwas paſſiert einem Staren ſelten. Aber ſchon mancher junge Menſch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herauskommen.

Johann Gottfried von Herder.

47. Aus der morgenländiſchen Sage.

I. Alles zum Guten.

Immer gewöhne ſich der Menſch, zu denken: „Was Gott ſchickt, iſt gut, es dünke mir gut oder böſe.“

Ein frommer Weiser kam vor eine Stadt, deren Thore geschlossen waren; niemand wollte sie ihm öffnen, hungrig und durstig mußte er unter freiem Himmel übernachten. Er sprach: „Was Gott schickt, ist gut" und legte sich nieder.

Neben ihm stand sein Esel, zu seiner Seite eine brennende Laterne um der Unsicherheit willen in derselben Gegend. Aber ein Sturm entstand und löschte sein Licht aus; ein Löwe kam und zerriß seinen Esel. Er erwachte, fand sich allein und sprach: „Was Gott schickt, ist gut". Er erwartete ruhig die Morgenröte.

Als er an die Stadt kam, fand er die Thore offen, die Stadt verwüstet, beraubt und geplündert. Eine Schar Räuber war eingefallen und hatte eben in dieser Nacht die Einwohner gefangen geführt oder getötet. Er war verschonet. „Sagte ich nicht", sprach er, „daß alles, was Gott schickt, gut sei? Nur sehen wir meistens am Morgen erst, warum er uns etwas des Abends versagte."

II. Drei Freunde.

Traue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüfet hast; an der Tafel des Gastmahls gibts mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zween derselbe liebete er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklaget war. „Wer unter euch", sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklaget worden, und der König zürnet."

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Richthauses, da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebauet hatte, ging hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht

fordert? Das Geld, sein bester Freund, verlässet ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade.

W. O. v. Horn (Wilhelm Örtel).

48. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der märkische Bauer.

Einst fuhr der König zum Brandenburger Thor hinaus, zu einer Erholungsfahrt am milden Sommerabende. Er saß allein im Wagen, dessen Räder sich mühsam durch den Sand arbeiteten. Ein Bauer aus der Nähe, der wohl wußte, daß der König gegen Abend eine Spazierfahrt liebte, hatte schon einige Tage auf die königliche Karosse gewartet, die aber ausblieb. Endlich erblickte er sie, und freudig eilte er ihr entgegen und hielt dem Könige ein Papier entgegen, indem er sich auf den Tritt des schwerfälligen Fuhrwerks stellte. Der König war bei sehr guter Laune, nahm freundlich das Papier, erstaunte aber nicht wenig, als er kein geschriebenes Wort darauf erblickte, sondern ein rohes Viereck mit vielen Strichen und Punkten darin, zugleich bedeckt mit zahlreichen, tüchtigen Tintenklecksen. Der König sah das seltsame Ding und dann den Bauer an. „Was soll das?“ fragte er. Der Bauer sagte in seiner platten Mundart, es sei ihm von seinem Herrn Amtmanne Schaden zugefügt worden, er könne aber nicht zu seinem Rechte kommen. Da er nun nicht schreiben und nicht lesen könne, so habe er die Sache, so gut er es vermocht, zu malen versucht, um das Bild seinem gerechten Herrn Könige zu überreichen und um Gerechtigkeit ihn anzurufen. Die schlichte, einfache und treuherzige Weise des Bauern gefiel dem Könige, und milde sagte er: „Soll ich das verstehen, so mußt du mirs erklären!“ Sogleich begann der

Bauer, indem er mit dem Zeigefinger auf das Blatt deutete: „Siehn Se nmal, ick mut Se man seggen, dat is hier min Rövenland, und dat sin mine Röven. Ach, de Röven, Herr König, sollden Se mal kosten, dat is wat Delikates!“ — „Nun, nur weiter!“ sagte der König. „Nun sehn Se nmal,“ fuhr nun der Bauer fort, „dat hier mundet Amtmanns Swine, de hebben mine schöne Röven upgefreten, un nu bin ick en geschlagene Kerel. Liewe Herr König, de Amtmann will mi nischt vergüden, un dat is doch unbillig. Da wollde ick Se denn recht schön gebeden hebben, Se wollden doch de Amtmann sagen laten, dat he mine Röven betalt. Et soll mi nicht up en Gerichte Röven ankommen, und de will ick Se bringen, wenn Se mi to Rechte helpen!“ — „Schon gut,“ sagte der König lächelnd, ließ den Namen des Dorfes, den des Amtmanns und des Bauern aufschreiben und versprach zu helfen. Darauf grüßte der Bauer den König und ging, vergnügt, daß er sein Ziel erreicht, dem Dorfe zu.

Das Dorf lag in der Nähe von Berlin. Der König schickte noch denselben Tag einen Feldjäger an den Amtmann ab mit dem gemessenen Befehle, den Bauern zu befriedigen nach Recht und Gerechtigkeit. Da war begreiflicherweise nicht zu zögern, und der Amtmann, obgleich er dem Bauern alles Schlimme wünschte, that, wie ihm befohlen war, ja, er that ein Übriges, um nur den Bauern völlig zu befriedigen und neue Klagen abzuschneiden, die jetzt, wo der Bauer einmal gnädiges Gehör gefunden, mit Gewißheit zu erwarten gestanden hätten. Einige Tage später meldete der dienstthuende Kammerherr, es sei im Vorzimmer ein Bauer mit einem Sacke voll Rüben, der sich durchaus nicht abweisen lasse und aufs bestimmteste erklärte, er müsse persönlich zum Könige. Der König erinnerte sich des komischen Auftritts mit dem Bauern, lachte herzlich und befahl, ihn sofort vorzulassen. Der Bauer trat denn auch mit fröhlichem Angesichte ein, sah sich im königlichen Gemache um, und da mitten in demselben ein großer, runder, mit einer kostbaren Decke belegter Tisch stand, so nahm er seinen Sack mit Rüben von der Schulter und schüttete seinen Inhalt auf den Tisch aus. Die

Königin, die zugegen war, wollte schier bersten vor Lachen, der König blieb freundlich, aber ernst. Der Bauer aber sagte: „Liewe Herr König, Se hebbe ehr Wort treulich gehalden, un so will ick ooch dat mine halten. Wohl bekomms!“ Der Königin aber gab er eine Handvoll kleiner Rübchen und riet ihr, beim Spinnen immer eins davon in den Mund zu nehmen, da sie dann den Faden immer gut netzen könne; seine Frau thue das auch, und es sei gut und probatum. Dem hohen Paare machte die gutmütige Zutraulichkeit des Bauern großes Vergnügen, und als er endlich ging und sich für die geleistete Hilfe bedankte, gab ihm der König, trotz seiner großen Sparsamkeit, ein reichliches Geschenk, und zu seiner Gemahlin gewendet, sagte er: „Obs ein Herz unter einem goldgestickten Rocke ehrlicher meint?“

Justinus Kerner.

49. Das Märchen vom Lichte.

Es sind wohl zweitausend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und sechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wenn der Vater das Vieh hütete, so gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein. Dem jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur Goldener; denn seine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte. So oft die Kinder hinausgingen, so ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen; ging aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stand. Eines Abends ergötzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im

Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendrot. „Laßt uns zurückgehen!“ sprach der älteste, „es scheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ sprach der zweite. Da kam es licht zwischen den dunklen Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer kristallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

„Der weiße Fink, die goldene Ros,
Die Königskron im Meeresschoß.“

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden, und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Wald umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst wäre er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus, auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz, und er atmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug sie in die Stadt zu Kaufe. „Solch ein Bursch ist mir gerade vonnöten,“ dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stand und in den weiten blauen Himmel hineinsah und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog *seine* Garne, und husch! war Goldener gefangen und lag unter

dem Garne ganz erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen!“ sprach der Vogelsteller laut lachend, „deine roten Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!“ Goldener war gleich dabei; ihm deuchte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden.

„Laß erproben, was du gelernt hast!“ sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne, und bei dem ersten Zuge fing er einen schneeweißen Finken.

„Packe dich mit diesem weißen Finken!“ schrie der Vogelsteller, „du hast es mit dem Bösen zu thun!“ und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen; er ging getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen, lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stand unter den Sonnenblumen, und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders, als so eine Blume.

„Ha!“ sprach der Gärtner, „solch einen Burschen hab ich gerade vonnöten,“ und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm deuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden.

„Fort in den Wald!“ sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme

Rosen darauf pflanze!" Goldener ging und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbnen Rosen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königs geschmiedet.

„Packe dich mit diesen goldenen Rosen!" schrie der Gärtner, „du hast es mit dem Bösen zu thun!" und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getrost in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der kristallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schön geschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stand am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

„Ein solcher Bursch ist uns gerade vonnöten," sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm deuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wiederzufinden.

Die Fischer warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß sehen, ob du glücklicher bist!" sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!" rief der alte Fischer und fiel Goldener zu Füßen, „ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, *sollte* der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben."

„Heil unserem König!“ riefen die Fischer und setzten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren, diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener stand. Er stand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vorderteile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meere erlosch.

Friedrich Adolf Krummacher.

50. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, des Name hieß Benediktus, das heißet Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle, die ihn kannten, segneten ihn desgleichen; so suchte er auch jeden zu erfreuen, den Fremdling wie den Nachbar, besonders die Armen und Notleidenden. Er that aber folgendermaßen:

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: „Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wär es, so ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte?“ — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, daß irgendwo eine Feuersbrunst gewütet, so gab er seinen Beitrag zur Unterstützung der Unglücklichen reichlich. Darauf sah er *sein* Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles stehet bei mir fest und unversehrt!“ und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöten und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten. Also auch, wenn ihm kostbarer Wein und schönes Geräte geboten wurde, so kaufte er davon, jedoch mäßig, so

daß sie sein Haus zierten und seine Freunde erfreuten, und ging alsdann in sein Kämmerlein und sprach: „Solches hast du dir kaufen und deinen Vorrat mehren können!“ und legte in den Gotteskasten; dazu sendete er gern von dem köstlichsten Wein, so ein Kranker dessen bedurfte. Also that er sein lebenlang.

Als er nun darniederlag und sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Witwen und Waisen und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benediktus von uns scheidet? So lange er lebte, konnt es uns nimmer fehlen; aber was wirds nun werden? —“ Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, daß auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebreche. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist! Er gehöret den Armen, den Witwen und Waisen; teilet davon aus, und verwaltet es wohl und weislich!“ Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zu Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibet in Segen.

August Jakob Liebeskind.

*51. Das verlorene Kamel.

Drei Brüder aus der Familie Andnan beschlossen eine Reise zu thun und das Land zu besehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Kameltreiber, der sie fragte, ob sie nicht ein Kamel gesehen hätten, das sich von ihm gerade auf dieser Straße verlaufen habe.

„Das Kamel hat nur ein Auge,“ sagte der älteste Bruder, während sie mit dem Manne etwas zurückgingen, und der Kameltreiber bejahte es. — „Es fehlt ihm ein Vorderzahn,“ sagte der zweite Bruder, und auch dies bejahte der Kameltreiber. — „Ich wollte wohl wetten, es hinkt,“ setzte der dritte hinzu.

Nach allen diesen Angaben war der Kameltreiber überzeugt, daß sie sein verlorenes Kamel gesehen hätten, und bat sie, ihm zu sagen, wo er es finden könne.

„Geh nur mit uns!“ sagten die Brüder; allein sie fanden

kein Kamel. Nach einiger Zeit fing der eine wieder an: „Nicht wahr, es ist mit Getreide beladen?“ der andere sagte: „Es trägt auf einer Seite Öl und auf der andern Honig.“

Der Kameltreiber bat nun inständiger, da er nichts gewisser glaubte, als daß sie es gesehen haben müßten, ihm wenigstens den Ort anzugeben, wo sie es gesehen hätten; und jetzt versicherten ihm die Brüder, daß sie kein Kamel gesehen und auch nirgend etwas davon gehört hätten. Diese Versicherung konnte der Kameltreiber nicht mit jenen Angaben vereinigen; er glaubte, sie wollten ihm sein Kamel vorenthalten. Er zog sie vor Gericht und ließ sie gefangen setzen, ohne auf ihre Beteuerungen zu achten. — Indessen, da der Kadi in ihnen Leute von Stande erkannte, so sandte er sie zum Könige.

Bei der Untersuchung fragte sie der König selbst, wie sie von einem Kamele so viele Kennzeichen hätten angeben können, wenn sie es nicht gesehen hätten. Sie antworteten: „Wir bemerkten am Wege, daß bloß auf der einen Seite die Kräuter und Disteln abgeweidet waren und schlossen daraus, daß es nur ein Auge habe; und da überall, wo es abgerupft, ein Restchen von den Pflanzen stehen geblieben war, daß ihm ein Zahn fehlen müsse. Ferner bemerkten wir an den Fußstapfen, daß der eine geschleift war, woraus wir auf die Lahmheit schlossen; und da die vordern Huftritte tiefer waren, als die hintern, daß es schwer beladen sein müsse, welches nicht leicht mit etwas anderm sein konnte, als mit Getreide. Endlich, daß es auch Honig und Öl getragen, mutmaßten wir daher, weil sich überall Haufen Ameisen und Fliegenschwärme hingezogen hatten, wo ein Tropfen von beiden herabgefallen sein mochte.“ Der König bewunderte den Verstand der drei Brüder und entließ sie, nachdem er sie gastfreundlich bewirtet hatte.

*52. Der beleidigte Derwisch.

Der Günstling eines Sultans warf einen armen Derwisch, der ihn um ein Almosen bat, mit einem Stein. Der Geschmähte unterstand sich nicht, etwas darüber zu sagen, hob aber den Stein

auf und nahm ihn mit sich. „Über kurz oder lang," dachte er, „werde ich Gelegenheit bekommen, mich an diesem stolzen und grausamen Menschen mit dem nämlichen Steine zu rächen." Einige Tage darauf hört er ein Geschrei auf der Straße; er erkundigte sich und vernahm, der Günstling sei in Ungnade gefallen, der Sultan lasse ihn eben jetzt auf einem Kamele durch die Gassen führen und allen Beleidigungen des Pöbels preisgeben. Geschwind griff der Derwisch nach seinem Stein; bald aber kam er zu sich, warf ihn in den Brunnen und sagte: „Jetzt fühl ich, daß man sich nie rächen müsse; denn ist unser Feind mächtig, so ist es unklug und thöricht, ist er aber unglücklich, so ist es niedrig und grausam."

*53. Die Belohnung.

Der Kalif Harun Alraschid traf, als er einst auf der Jagd war, einen alten Mann an, der einen Nußbaum pflanzte. „Welch ein Thor ist dieser Alte!" sagte der Kalif zu seinen Begleitern; „er thut, als ob er noch ein Jüngling wäre und die Früchte von diesem Baume genießen würde." Da seine Gefährten gleichfalls über diesen Alten lachten, so ging der Kalif auf ihn zu und fragte, wie alt er sei. „Über achtzig Jahre, Herr," war die Antwort, „aber gottlob! noch so gesund wie einer von dreißig." — „Wie lange gedenkst du denn noch zu leben," sprach der Kalif weiter, „daß du in einem solchen Alter noch junge Bäume pflanzest, die so späte Früchte tragen? Warum machst du dir so vergebliche Arbeit?" — „Herr," gab der Alte zur Antwort, „ich bin zufrieden, wenn ich die Bäume gepflanzt habe, ohne mich darum zu bekümmern, ob ich oder ein anderer die Früchte derselben genießen werde. Es ist billig, daß wir thun, wie unsere Väter thaten. Sie pflanzten Bäume, deren Früchte wir aßen; da wir nun der Väter Arbeit genossen haben, warum sollten wir nun gegen unsere Nachkommen neidischer sein, als jene gegen uns waren? Ich denke, was der Vater nicht genießt, das erntet der Sohn." Der freigebige Harun, dem diese Antwort gefiel, schenkte dem Alten eine Hand voll Goldstücke. „Wer kann nun sagen," fuhr der *heitere* Greis fort, „daß ich heute vergeblich gearbeitet habe, da

der junge Baum, den ich pflanze, gleich am ersten Tage so reiche Früchte trägt? Darum ist es wahr: wer Gutes thut, wird immer reichlich dafür belohnt."

Franz Linnig.

*54. Der Sauhirt und der Ratsherr.

Ein junger Sauhirt hütete seine Schweine an einer Landstraße. Da kam des Weges ein vornehmer Herr daher. Vor diesen trat der Junge und fragte: „Seid Ihr ein Ratsherr?" — „Jawohl," sagte der Fremde. — „So ratet einmal, was ich in diesem Beutel habe!" — „Darin hast du ein Stück Brot." — „Nichts da," sagte der Junge, „ich sehe wohl, daß Ihr auch kein Ratsherr seid."

Diese Keckheit des Jungen verdroß den Herrn, und er sagte zu ihm: „Komm morgen einmal zu mir in mein Haus, da will ich dir so viel geben, daß du daran genug hast." Er gedachte nämlich, ihn auf seinem Hofe mit Hunden hetzen zu lassen.

Des andern Morgens machte sich der Junge auf den Weg. Da sah er neben der Straße einen Hasen im Klee sitzen, den fing er und steckte ihn in sein Ränzlein. Als er in den Hof des reichen Mannes kam, sprang ein ganzes Rudel Hunde auf den armen Jungen los, die ihm mit entsetzlichem Gebell ihre scharfen Zähne wiesen. Da ließ der Junge schnell sein Ränzlein aufgehen und den Hasen herausspringen. Sogleich stürzten sich alle Hunde über den Hasen und liefen, da derselbe das Ferne suchte, zum Thore hinaus.

So gerettet, ging der Junge in das Haus des Ratsherrn. Dieser saß gerade bei Tafel. Der Bursch bedachte sich nicht lange und setzte sich auch dazu. Eben stand ein großes Stück Wildbret auf dem Tische, dessen bester Teil dem Herrn zugekehrt war. Dem Jungen mißfiel das; indem er verwundert sagte: „Da habt Ihr eine schöne Schüssel!" drehte er den besten Teil nach

seiner Seite. „Die Schüssel kostet auch viel Geld," antwortete der Herr und kehrte die Schüssel wieder sich zu. Der Junge erwiderte: „Kostet die Schüssel viel Geld, so ist sies auch ehrlich wert," und wieder stand das Beste vor dem Sauhirten. Da gab der Herr endlich nach, der Bursche aber ließ sichs wohl schmecken.

Gleich darauf wurden zwei Schüsseln mit gebackenen Fischen aufgetragen; die eine mit kleinen Fischen setzte man vor den Sauhirten, die andere mit großen vor den Herrn.

Da nahm der Junge einen von den kleinen Fischen und hielt ihn an sein Ohr. Der Herr fragte: „Was horchst du da?" der Junge erwiderte: „Mein Vater ist im Rheine ertrunken, darum wollte ich dieses Fischchen fragen, wo er wäre." — „Und was sagt es denn?" — „Es sagt, es könne nichts wissen, weil es noch zu jung sei; das wüßten nur die großen Fische da." So bekam der Junge mit guter Ehre auch die großen Fische.

Der Herr aber war nicht wenig aufgebracht, daß ihm der Kleine die besten Bissen weggeschnappt habe, und gab seinem Diener heimlich Auftrag, ihn draußen durchzuholzen. Er sprach daher zum Hirten: „Geh mit meinem Diener in den Keller, und probiere auch einmal meinen Wein!" So geschah es. Als aber der Diener seinen Prügel hervorzog, riß der Junge hurtig aus einem großen Fasse den Zapfen. Da mußte nun jener, um den Wein zu retten, hinzuspringen und den Daumen ins Loch stecken. Das machte sich der kleine Pfifferling zu nutze, nahm den Stock des Dieners und zählte ihm einige Dutzend über, daß er laut aufschrie.

Der Herr, der oben im Fenster lag und das Schreien hörte, freute sich sehr, denn er wähnte, die Prügel fielen auf den Rücken des Sauhirten. Der aber, des Holzens müde, steckte sich schnell von den Mundvorräten im Keller das Ränzlein voll und eilte nach oben.

Als der Herr ihn erblickte, fragte er mit schadenfrohem Lächeln: „Wieviel hast du gekriegt?" — „O," sagte der Junge, auf den Ranzen deutend, „so ungefähr für drei Tage genug."

Mit diesen Worten entfernte sich der Junge eiligst. Der Diener aber stand noch immer bei dem Fasse und hielt den Daumen in das Zapfenloch. Wenn sein Herr nicht endlich in den Keller gekommen wäre und ihn befreit hätte, stände er heute noch da.

Martin Luther.

*55. Vom Raben und Fuchse.

Ein Rabe hatte einen Käse gestohlen und setzte sich auf einen hohen Baum und wollte zehren. Da er aber seiner Art nach nicht schweigen kann, wenn er isset, hörte ihn ein Fuchs über dem Käse kecken und lief zu und sprach: „O Rab, nun hab ich mein lebtag nicht einen schöneren Vogel gesehen von Federn und Gestalt, denn du bist. Und wenn du auch so eine schöne Stimme hättest zu singen, so sollte man dich zum Könige krönen über alle Vögel."

Den Raben kitzelte solch Lob und Schmeicheln, fing an, wollte seinen schönen Gesang hören lassen, und als er den Schnabel aufthat, entfiel ihm der Käse, den nahm der Fuchs behend, fraß ihn und lachte des thörichten Raben.

*56. Vom Hahn und der Perle.

Ein Hahn scharrte auf dem Mist und fand eine köstliche Perle. Als er dieselbige im Kot so liegen sah, sprach er: „Siehe, du feines Dinglein, liegst du hier so jämmerlich; wenn dich ein Kaufmann fände, der würde dein froh, und du würdest zu großen Ehren kommen; aber du bist mir und ich dir kein nütze, ich nehme ein Körnlein oder Würmlein und ließe einem alle Perlen, magst bleiben, wie du liegst!"

*57. Von der Stadt- und Feldmaus.

Eine Stadtmaus ging spazieren und kam zu einer Feldmaus, die that ihr gütlich mit Eicheln, Gerste, Nüssen und womit sie konnte. Aber die Stadtmaus sprach: „Du bist eine arme Maus,

was willst du hie in Armut leben, komme mit mir, ich will dir und mir genug schaffen von allerlei köstlicher Speise!" Die Feldmaus zog mit ihr hin in ein herrlich, schön Haus, darinnen die Stadtmaus wohnete, und gingen in die Kemnaten; da war vollauf von Brot, Fleisch, Speck, Würste, Käse und alles. Da sprach die Stadtmaus: „Nun iß, und sei guter Dinge, solcher Speise hab ich täglich überflüssig." Indes kommt der Kellner und rumpelt mit den Schlüsseln an der Thür; die Mäuse erschraken und liefen davon. Die Stadtmaus fand bald ihr Loch, aber die Feldmaus wußte nirgendhin, lief die Wand auf und ab und hatte sich ihres Lebens erwogen.

Da der Kellner wieder hinaus war, sprach die Stadtmaus: „Es hat nun keine Not, laß uns guter Dinge sein!" Die Feldmaus antwortet: „Du hast gut sagen, du wußtest dein Loch fein zu treffen, dieweil bin ich schier vor Angst gestorben. Ich will dir sagen, was die Meinung ist: bleibe du eine reiche Stadtmaus, und friß Würste und Speck, ich will ein armes Feldmäuslein bleiben und meine Eicheln essen. Du bist keinen Augenblick sicher vor dem Kellner, vor den Katzen, vor so viel Mäusefallen, und ist dir das ganze Haus feind; solches alles bin ich frei und sicher in meinem armen Feldlöchlein."

*58. Vom Kranich und Wolfe.

Da der Wolf einstmals ein Schaf geiziglich fraß, blieb ihm ein Bein im Halse überzwerch stecken, davon er große Not und Angst hatte, und erbot sich, großen Lohn und Geschenk zu geben, wer ihm hülfe. Da kam der Kranich und stieß seinen langen Kragen dem Wolf in den Rachen und zog das Bein heraus. Da er aber den verheißenen Lohn forderte, sprach der Wolf: „Willst du noch Lohn haben? danke du Gott, daß ich dir den Hals nicht abgebissen habe! du solltest mir schenken, daß du lebendig aus meinem Rachen gekommen bist." Diese Fabel zeigt: Wer den Leuten in der Welt will wohlthun, der muß sich erwägen, Undank zu verdienen. Die Welt lohnet nicht anders, denn mit Undank, wie man spricht: Wer einen vom Galgen erlöset, *dem* hilft derselbige gern dran.

August Gottlieb Meißner.

*59. Sonne und Wind.

Einst stritten sich Sonne und Wind, wer von ihnen beiden der stärkere sei. Man ward einig, derjenige sollte dafür gelten, der einen Wanderer, den sie eben vor sich sahen, am ersten nötigen würde, seinen Mantel abzulegen.

Sogleich fing der Wind zu stürmen an. Regen- und Hagelschauer unterstützten ihn. Der arme Wanderer wehklagte; aber er wickelte sich immer fester und fester in seinen Mantel ein und setzte seinen Weg fort, so gut er konnte. Jetzt kam die Reihe an die Sonne. Senkrecht und kräftig ließ sie ihre Strahlen herabfallen. Himmel und Erde wurden heiter; die Lüfte erwärmten sich. Der Wanderer vermochte nicht länger seinen Mantel auf den Schultern zu leiden. Er warf ihn ab und erquickte sich im Schatten eines Baumes, indes die Sonne sich ihres Sieges erfreute.

Zehnmal sichrer wirken Milde und Freundlichkeit, als Ungestüm und Strenge.

*60. Die beiden Krebse.

„Geh doch nicht so krumm, sondern in gerader Linie!" rief ein älterer Krebs einem jüngeren zu. „Von Herzen gern," erwiderte dieser, „nur bitte ich, mir voran zu gehen!"

Tadle an niemanden einen Fehler, den du selbst besitzest.

61. Die Eiche und die Weide.

Eine große starke Eiche und eine schlanke Weide standen nebeneinander, und oft warf jene dieser letztern spöttisch vor, daß sie nach jedem Windhauch sich demütig neige, indes die Eiche auch den stärksten Sturm mit unbewegtem Gipfel erdulde. Einst, indem sie eben darüber stritten, entstand ein fürchterliches Ungewitter. Der Wind tobte vom Abend her; die Weide krümmte sich, so oft er sie traf; aber die Eiche bot nach gewöhnlicher Art ihm Trotz. Doch auf einmal faßte sie jetzt die ganze Gewalt des

Sturmes; aus ihren Wurzeln gerissen, sank sie zu Boden, indes die biegsame Weide sich glücklich erhielt.

62. Die Wespen im Honigtopfe.

Ein Schwarm Wespen war in einen Honigtopf gekrochen und ließ es sich allda wohl schmecken.

Doch jetzt, als sie wieder fort wollten, konnten sie nicht; denn die zähe Süßigkeit hatte Flügel und Füße unbrauchbar gemacht. Kläglich jammerten sie nun über ihr nahes Ende. Eine einzige hatte sich vorsichtig am Rande erhalten, weniger genossen, aber auch nicht sich gefangen. „Ihr dauert mich, Schwestern," sprach sie, indem sie fortflog, „aber ihr hättet auch die Schwierigkeit des Herauskommens bedenken sollen, ehe ihr so tief hinein euch wagtet."

Helmut Graf von Moltke.

63. Der Araber und sein Pferd.

Ein türkischer Kavallerie-General, Dano-Pascha zu Mardin, stand schon seit lange in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stute vom Geschlecht Meneghi; endlich vereinigte man sich zu dem Preise von 60 Beuteln oder nahe an 2000 Thalern. Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hofe des Paschas ein; dieser versucht noch zu handeln, aber der Scheich erwidert stolz, daß er nicht einen Para herablasse. Verdrießlich wirft der Türke ihm die Summe hin mit der Äußerung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd sei. Der Araber blickt ihn schweigend an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel, dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Tiere zu nehmen; er spricht ihm arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über Stirn und Augen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Tier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich vorwärts und zum Hofe hinausschießt.

In der Regel stehen hier die Pferde tags und nachts mit dem Palann oder Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es links oder rechts zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Agas des Paschas im Sattel und jagten dem Flüchtling nach.

Der unbeschlagene Huf des arabischen Rosses hatte noch nie ein Steinpflaster betreten, und mit Vorsicht eilte es den holprigen steilen Weg vom Schlosse hinunter. Die Türken hingegen galoppieren einen jähen Abhang mit scharfem Geröll hinab, wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringförmigen, kalt geschmiedeten Eisen schützen den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde, an solche Ritte gewöhnt, machen keinen falschen Tritt. Am Ausgange des Orts haben die Agas den Scheich beinahe schon ereilt; aber jetzt sind sie in der Ebene, der Araber ist in seinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung, denn hier hemmen weder Gräben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinen Lauf. Wie ein geübter Jockey, der beim Rennen führt, kömmt es dem Scheich darauf an, nicht so schnell, sondern so langsam wie möglich zu reiten; indem er beständig nach seinen Verfolgern umblickt, hält er sich auf Schußweite von ihnen entfernt; dringen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung, bleiben sie zurück, so verkürzt er die Gangart des Tiers, halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenscheibe sich gegen Abend senkt; da erst nimmt er alle Kräfte seines Rosses in Anspruch; er lehnt sich vorn über, stößt die Fersen in die Flanken des Tiers und schießt mit einem lauten Jallah! davon. Der feste Rasen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh.

Hier, wo die Sonnenscheibe fast senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz, und bald verdeckt

die Nacht jede Spur des Flüchtlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, finden sich wohl zwölf oder fünfzehn Stunden von ihrer Heimat entfernt in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu thun? als — umzukehren und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß Roß und Reiter und Geld verloren. Erst am dritten Abend treffen sie, halb tot vor Erschöpfung und Hunger, mit Pferden, die sich kaum noch schleppen, in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nur der traurige Trost, über dieses neue Beispiel von Treulosigkeit eines Arabers zu schimpfen, wobei sie jedoch genötigt sind, dem Pferde des Verräters alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einzugestehn, daß ein solches Tier nicht leicht zu teuer bezahlt werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Iman zum Frühgebet ruft, hört der Pascha Hufschlag unter seinen Fenstern, und in den Hof reitet ganz harmlos unser Scheich. „Sidi!“ ruft er hinauf, „Herr! willst du dein Geld oder mein Pferd?“ —

Robert Reinick.

*64. Der Pfennig.

In dem Münzhause, wo die Goldstücke, die Thaler und die Groschen gemacht werden, war eben ein Dukaten und ein Pfennig fertig geworden. Die lagen nun beide blank und sauber auf dem Tische dicht nebeneinander, und der helle Sonnenschein flimmerte recht darauf herum.

Da sprach der Dukaten zum Pfennig: „Du Lump, geh fort von mir! du bist ja nur von gemeinem Kupfer gemacht und nicht wert, daß dich die Sonne bescheint. Bald wirst du schmutzig und schwarz auf der Erde daliegen und kein Mensch dich aufheben wollen. Ich dagegen bin von köstlichem Golde. Daher werde ich weit in die Welt hinausreisen zu großen Herren und Fürsten, werde große Thaten thun und zuletzt noch einmal in die Krone *des Kaisers kommen.*“ In derselben Münzstätte lag auf der

Ofenbank ein alter, weiser Kater. Wie der das hörte, strich er sich bedächtig den Bart, legte sich auf die andere Seite und sprach dabei: „Umgekehrt ist auch was wert.“ Und so geschah denn auch den beiden Geldstücken gerade das Umgekehrte von dem, was der Dukaten gesprochen.

Dieser kam zu einem alten, reichen Geizhals, der verwahrte ihn in seinem Geldkasten, wo er müßig und faul bei andern seines gleichen dalag. Doch als der Geizhals merkte, daß er selbst bald sterben werde, vergrub er all sein Geld vorher in die Erde, damit kein Mensch es bekäme, und da liegt nun auch der stolze Dukaten noch bis auf diese Stunde, ist schwarz und schmutzig geworden, und kein Mensch wird ihn jemals aufheben. Der Pfennig dagegen sollte weit in der Welt herumreisen und zu hohen Ehren kommen, und das geschah also:

Zuerst bekam ihn der arme Münzbursche als Lohn; der brachte ihn nach Hause, und weil sein kleines Schwesterchen an dem blanken Stücke große Freude hatte, schenkte er ihm den Pfennig. Das Kind sprang damit in den Garten, um ihn der Mutter zu zeigen. Da hinkte ein alter, kranker Bettler heran, der bat um ein Stückchen Brot. „Ich hab keins,“ sprach das Mädchen. — „So gib mir einen Pfennig, daß ich mir Brot dafür kaufen kann!“ sagte der Bettler. — Und das Kind gab ihm den Pfennig. Der Bettler hinkte zum Bäcker. Wie er eben beim Laden stand, kam ein alter Bekannter, als Pilger gekleidet, mit Mantel, Stab und Tasche, die Straße daher und gab den Kindern, die an dem Bäckerladen standen, schöne Bilder von heiligen und frommen Männern, wofür die Kinder Geld in die Büchse warfen, die er in der Hand hielt. Der Bettler fragte: „Wohin geht die Reise?“ — Der Pilger sprach: „Viele hundert Meilen weit nach der Stadt Jerusalem, wo das liebe Christkindlein gewandelt und gestorben. Dort will ich an seinem Grabe beten und dann meinen Bruder loskaufen, der von den Türken gefangen ist. Dazu sammle ich erst noch Geld in dieser Büchse.“ — „So nimm auch mein Scherflein dazu!“ sprach der Bettler, gab dem Pilger den Pfennig und wollte hungrig, wie er gekommen, auch wieder weggehen; aber der

Bäcker, der alles mit angesehen, schenkte dem armen Manne das Brot, das er hatte kaufen wollen.

Nun wandelte der Pilger durch viele Länder und fuhr zu Schiff weit übers Meer zur großen Stadt Jerusalem. Als er dort angekommen war, betete er zuerst an dem Grabe des Christkindleins und ging dann zu dem türkischen Sultan, der seinen armen Bruder gefangen hielt. Er bot dem Türken eine große Summe Geldes, wenn er den Gefangenen frei gäbe. Der aber wollte noch viel mehr haben. Der Pilger sprach: „Dann kann ich dir weiter nichts mehr anbieten, als diesen Kupferpfennig, den mir ein armer, hungriger Bettler aus Barmherzigkeit gegeben hat. So sei auch du barmherzig wie er, und das Kupferstück wird es dir vergelten." Da erbarmte sich der Sultan, gab den Gefangenen frei und empfing von dem Pilger den Pfennig.

Der Sultan steckte das Kupferstück in die Tasche. Nach einiger Zeit aber dachte er nicht mehr daran. Da geschah es, daß der Kaiser nach der Stadt Jerusalem kam und mit dem Sultan Krieg führte. Dieser schlug sich tapfer herum und ward auch nie verwundet. Einmal aber wurde ein Pfeil gerade auf seine Brust abgeschossen; er traf ihn zwar, prallte aber von seinem Kleide ab, ohne ihn zu verletzen. Der Sultan wunderte sich darüber, und als man nach der Schlacht das Kleid untersuchte, fand man in der Tasche den Kupferpfennig, an dem war der Pfeil abgeprallt. Da hielt der Türke den Pfennig hoch in Ehren und ließ ihn mit einem goldenen Kettchen oben an seinem krummen Säbel befestigen. Später aber ward der Sultan selbst vom Kaiser gefangen genommen und mußte diesem seinen Säbel abgeben. So kam mit dem Säbel auch der Pfennig an den Kaiser.

Wie dieser einmal bei Tische saß und eben einen Becher voll Wein in der Hand hielt, sagte die Kaiserin, sie möchte auch gern einmal den türkischen Säbel sehen. Der ward herbeigebracht, und als der Kaiser ihn seiner Gemahlin zeigte, fiel der Pfennig davon herunter und gerade in den Becher voll Wein. Der Kaiser hatte es wohl bemerkt und nahm daher, ehe er den Becher an den Mund setzte, den Pfennig heraus. Wie er ihn aber näher

beſah, war der Pfennig ganz grün geworden. Daran erkannten alle, daß Gift in dem Wein wäre. Ein böſer Kammerdiener hatte dieſes hineingemiſcht, um den Kaiſer zu töten. Der Kammerdiener wurde daher zum Tode verurteilt, doch den Pfennig ließ der Kaiſer in ſeine Krone ſetzen.

So hat der Pfennig ein Kind erfreut, einem Bettler Brot verſchafft, einen Gefangenen erlöſt, einen Sultan vor Wunden geſchützt und einem Kaiſer das Leben gerettet. Dafür ward er auch in die Kaiſerkrone geſetzt und iſt gewiß noch jetzt darin. Wenn man die Krone nur zu ſehen bekäme!

*65. Der Dieb.

Im nächſten Städtchen gab es Kirchweih und Jahrmarkt, deshalb waren alle Leute aus dem Dorfe dorthin gezogen, um einzukaufen, luſtig zu ſein und zu tanzen. So war es denn am Abende gar ſtill im Orte, kein Menſch war zu ſehen noch zu hören. Der Brunnen, an dem ſonſt um dieſe Zeit die Mädchen beim Waſſerholen plauderten und lachten, ſtreckte ſeinen langen Balken neugierig in die Luft, als wollte er fragen: Kommt denn heute niemand her, mein Waſſer zu holen? Unter der großen Linde, wo an andern Abenden die jungen Burſche ſaßen und ihre Lieder ſangen, regte ſich heut kein Grashälmchen, und nur oben im Baume pfiff ein Vögelchen ſein Abendlied. Selbſt der alte Baumſtamm, worauf die Kinder zu ſpielen und herumzuklettern pflegten, lag verlaſſen und leer da, und nur wenige Ameiſen, die ſich bei der Arbeit verſpätet hatten, krochen darauf noch hin und her, um ſich ihr Abendbrot zu holen.

Allmählich kam die Dämmerung herauf, es wurde immer dunkler und ſtiller, und nachdem die lauten, luſtigen Vögel in ihre Neſter gekrochen waren, ſchlüpften die häßlichen Fledermäuſe hervor und ſchwirrten und huſchten durch die Abendluft. —

Da kam um die Ecke der Scheune ein Mann daher. Er ſchlich leiſe und ängſtlich immer der Mauer entlang, wo es am dunkelſten war. Dabei ſah er ſich ſcheu nach allen Seiten um, ob auch kein Menſch da wäre, der ihn bemerken könnte. Als er ſich aber ganz ſicher glaubte, kletterte er auf die Mauer, kroch

dort auf allen vieren wie eine Katze weiter, bis an eine Stelle, wo die Mauer ans Haus stieß, und schwang sich dann in ein Fenster des Hauses hinein, das gerade offen stand.

Der Mann aber hatte recht böse Dinge im Sinne, denn er war ein Dieb und gedachte die Leute, die in dem Hause wohnten, zu bestehlen. Nachdem er durch das Fenster hineingekrochen war, befand er sich in einer leeren Kammer, dicht daneben war die Wohnstube der Hausbewohner; eine Thüre, die dort hineinführte, war nicht geschlossen, sondern nur leicht angelegt. Der Dieb wußte wohl, daß die Leute ebenfalls auf den Jahrmarkt gegangen, doch dachte er, es könnte vielleicht zufällig jemand in die Stube gekommen sein, legte daher das Ohr an die Thürspalte und horchte.

Drinnen hört er ein Kind laut sprechen, und wie er durchs Schlüsselloch guckte, sah er beim Dämmerscheine, daß es ganz allein mit gefalteten Händen in seinem Bettchen saß — das Kind betete, wie es immer vor Schlafengehen that, laut sein Vaterunser. — Schon sann der Mann darüber nach, wie er dennoch seinen Diebstahl am besten ausführen möchte, da hörte er, wie das Kind mit lauter, klarer Stimme eben die Worte betete: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!"

Das ging dem Manne tief zu Herzen, und sein Gewissen erwachte. Er fühlte, wie schwer die Sünde sei, die er eben hatte begehen wollen. Da falteten sich auch seine Hände, und auch er betete inbrünstig für sich: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel!" und der liebe Gott erhörte ihn.

Auf demselben Wege, den er gekommen, schlich er wieder zurück bis in sein Kämmerlein. Dort bereute er von ganzem Herzen sein bisheriges Leben, bat Gott um Verzeihung und dankte ihm für den Schutz, den er ihm durch den Mund eines frommen Kindes hatte angedeihen lassen.

Er ist darauf ein arbeitsamer und ordentlicher Mensch geworden.

Bernhard Rogge.

66. Der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth.

(6. Auguſt 1870.)

Als der Kronprinz über das Schlachtfeld ritt, war ſein Herz tief bewegt bei dem Anblick der furchtbaren Verwüſtungen, die der tobende Kampf angerichtet hatte, und der tauſende von Toten, die ringsum den Boden bedeckten. Aber auch an heiteren Bildern fehlte es nicht. So fand er beim Gange durch eins der auf dem Schlachtfelde gelegenen Dörfer einen bairiſchen Soldaten gemütlich in einer Gartenlaube, welche von den Granaten verſchont geblieben war, bei ſeinem Frühſtücke ſitzend. Der Kronprinz blieb vor dem vergnügt dreinſchauenden Baier lächelnd ſtehen und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß es ihm nach gethaner Arbeit ſo gut ſchmeckte. Der biedere Baier, der, wie es ſich gehört, pflichtſchuldigſt emporgeſchnellt war und ſich kerzengrade aufgeſtellt hatte, antwortete zutraulich: „Na, ſollens mer nit luſtig ſein, Königliche Hoheit? Schauns, dös allein ſchon freut mi, daß mer jetzt kecklich raufen dürfen, und hat uns keiner mehr drein z'reden!“ Der Kronprinz lächelte und erwiderte beiſtimmend: „Ja, ja, ihr Baiern habt tüchtig gerauft.“ Da trat dem Baier das Herz auf die Zunge, und er fügte hinzu: „Habens vielleicht gmeint, Königliche Hoheit, wir hätten kein Kuraſch?“ Und indem er die Hand an ſeinen Helm legte, ſagte er triumphierend: „Hättens uns geführt dazumal anno 1866, hättens ſchaun ſollen, wie wir die Malefiz-Preußen ſakriſch verhauen hätten!“ Der Kronprinz brach bei dieſer Antwort in ein herzliches Lachen aus und reichte dem Baier ein Goldſtück mit den Worten: „Du biſt ein braver Junge; da, trinke auf meine Geſundheit!“ Zu ſeinen Offizieren aber äußerte der Kronprinz nachher: „Es hat mir noch nie ein Kompliment ſo großes Vergnügen gemacht, als dieſes ehrliche Geſtändnis des ſchlichten Baiern.“

67. Wie König Wilhelm deutscher Kaiser wurde.

(18. Januar 1871.)

Der 18. Januar, der Ehrentag des Hohenzollernhauses, an welchem der erste König von Preußen die Krone auf sein Haupt gesetzt hatte, wurde von König Wilhelm dazu ersehen, der Geburtstag des neuen deutschen Kaiserreiches zu werden, und der Kronprinz wurde mit allen auf die Feier selbst bezüglichen Vorbereitungen beauftragt. Schon bei seiner Ankunft in Versailles hatte derselbe, wie er dem Verfasser dieser Erinnerungen dereinst persönlich es bekannt hat, die stolzen Räume des Königsschlosses Ludwigs XIV., von denen aus dereinst so viel Unheil über Deutschland verhängt worden war, im stillen für die erhabene Feier der Kaiserproklamation ersehen. In jenem Spiegelsaal, an dessen Decke und Wänden der vom Größenwahn erfüllte Herrscher seine eigene Vergottung hatte malen lassen, sollte die feierliche Handlung vor sich gehen, durch welche die deutsche Schmach früherer Jahrhunderte aufs herrlichste getilgt worden ist. Der erstorbene Glanz der Bourbonen schaute hier auf den höchsten Ruhmestag der deutschen Nation herab. Im stolzesten Prunkgemache jenes Franzosenkönigs, dessen Ränke und Raubkriege zum Untergange des alten Deutschen Reiches soviel beigetragen hatten, sollte der Kaiser des neuen Deutschen Reiches ausgerufen werden. Gerade unter dem großen Deckengemälde, welches Ludwig XIV. als einen thronenden Gott darstellt und die pomphafte Inschrift trägt: „L'Etat c'est moi" (Der Staat bin ich), welches ihn von den Genien der Weisheit, Tapferkeit und Schönheit umgeben zeigt, während Deutschland, Holland und Spanien besiegt und gefesselt zu seinen Füßen liegen, wurde auf Anordnung des Kronprinzen der Altar aufgebaut, an welchem, dem frommen Sinne König Wilhelms entsprechend, die Kaiserproklamation ihre gottesdienstliche Weihe empfangen sollte. Den einzigen, aber um so stolzeren Schmuck des Festraumes bildeten die Fahnen und Standarten aller zur Belagerungsarmee von Paris gehörigen Truppenteile, die der Kronprinz zur Feier entboten hatte, und die von Deputa*tionen derselben* begleitet waren. Mit diesen waren alle in Ver-

sailles und rings um Paris liegenden Generäle zur Teilnahme an der Feier befohlen, sowie all die hervorragenden Staatsmänner, die im Hauptquartier des Königs weilten. So fand sich ein Kreis von Helden in den pomphaften Räumen Ludwigs XIV. zusammen, wie dieser stolze Monarch ihn selber nie gesehen hatte.

In seinem schlichten Feldwagen verließ König Wilhelm punkt zwölf Uhr die Präfektur, um sich zu der Feier zu begeben, von der er als Kaiser zurückkehren sollte. Am Fuße der Prinzentreppe, die zur Spiegelgalerie hinaufführt, wurde er vom Kronprinzen empfangen. Unter den Klängen des Chorals: Jauchzet dem Herrn, alle Welt! stellte er sich dem Altare gegenüber auf, neben ihm stand der Kronprinz und ringsumher ein großer Kreis deutscher Fürsten und Prinzen von Geblüt, der Bundeskanzler Graf Bismarck, Graf Moltke und alle die ruhmreichen Feldherren des Krieges. Nachdem die Versammlung den Vers: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut! angestimmt hatte, hielt Hofprediger Rogge die Weiherede im Anschluß an das Wort: Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen, Unsichtbaren und Alleinweisen, sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Nachdem hierauf ein feierliches: Nun danket alle Gott! erklungen war, begab sich der König, durch die Reihen der zu beiden Seiten aufgestellten Abordnungen der Truppen schreitend, auf die mit den Fahnen und Standarten geschmückte Erhöhung und gab von hier aus vor aller Welt seinen Entschluß kund, mit Wiederherstellung des Deutsches Reiches die deutsche Kaiserkrone für sich und seine Nachfolger an der Krone Preußens zu übernehmen.

Hierauf trat der Bundeskanzler Graf Bismarck an den Fuß der Estrade und verlas mit fester Stimme die nachfolgende Proklamation an das deutsche Volk, die für alle Zeiten zu den glänzendsten Blättern der deutschen Geschichte zählen wird:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechszig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Be-

stimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen der alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm.

Kaum war des Kanzlers letztes Wort verhallt, so trat der Großherzog von Baden begeistert vor und rief mit erhobener Rechten: „Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm, lebe hoch!“ Da brauste der Kaiserruf zum erstenmal durch die goldenen Räume, da neigten sich die mit den Siegen von Leipzig und Waterloo, von Düppel, Königgrätz, Wörth, Gravelotte, St. Privat und Sedan geschmückten Banner huldigend vor ihrem nun kaiserlichen Kriegsherrn. Als erster Diener im Reich aber *trat der Kronprinz* tiefbewegt vor den Vater hin und beugte

sein Knie zum huldigenden Handkuß. Der Kaiser aber hob ihn empor, unter Thränen ihn umarmend und küssend. Auch in den Augen ergrauter Krieger sah man manche Freudenthräne glänzen.

Die Musikkorps hatten sich unterdessen in dem an die Spiegelgalerie anstoßenden Saal aufgestellt und begrüßten den Kaiser, als er in Begleitung der Fürsten und Generäle den Festraum verließ, mit dem Hohenfriedberger Marsch. „Unser Fritz" aber führte von diesem Tage an den ihm vom Kaiser verliehenen Titel: „Der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen."

68. Kaiser Wilhelm im Elsaß.

Im Herbst 1879 kam der Kaiser in die Reichslande, um den Manövern beizuwohnen. Von der Leutseligkeit des Kaisers zeugt folgende Geschichte, die aus jenen Tagen erzählt wird. Unweit Wolfisheim bemerkte der Kaiser während des Manövers einen alten Stelzfuß in der ländlich blauen Bluse, mit echt militärischem Anstande, mächtigem weißen Schnurr- und Knebelbart und martialischem Gesichtsausdruck, der alle Truppenbewegungen mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgte und mit sehr ausdrucksvollen Zeichen der Befriedigung begleitete. Die Brust des Alten war mit dem Kreuz der Ehrenlegion und mehreren Tapferkeitsmedaillen geschmückt. — Der Kaiser ritt an den alten Soldaten heran und fragte französisch: „Mon brave, wo haben Sie gedient — wo Ihren Fuß verloren und die Ehrenlegion gewonnen?" — Sich straff aufrichtend und militärisch salutierend, antwortete der Alte: „Mon Empereur, ich diente vierunddreißig Jahre beim zweiten Husarenregiment als Korporal, machte vierzehn Kampagnen in Algier, in der Krim, in Italien und in Mexiko mit, erhielt die Ehrenlegion vor Sebastopol und verlor den Fuß bei Sedan!" — „Da haben Sie viel mitgemacht, mein Braver!" — „Ich danke, Sire, es geht, es ist echtes Soldatenblut in unser Familie; mein Vater diente über dreißig Jahre dem großen Kaiser — ich diente dem Könige Louis Philipp und dem Kaiser Louis Napoleon — und so Gott will, soll mein ältester Junge, der jetzt bei den

Gardeschützen in Berlin steht, lange Jahre dem Empereur Guillaume treu und tapfer dienen!" Sichtlich erfreut über diese Antwort, fragte der Kaiser freundlich: „Es würde mir Freude machen, Ihnen irgendwie dienen zu können?" — „Merci, Sire! ich habe meine Invalidenpension, mein Häuschen mit Garten, ich flechte Körbe und schnitze Holzschuhe — das genügt für mich und meine Alte!" — Freundlich nickend sagte der Kaiser beim Abschiede: „Gott erhalte Ihnen Ihre Gesundheit und Zufriedenheit noch lange! Ich habe mich gefreut, einen so braven Soldaten kennen gelernt zu haben!" — „Adieu, mon Empereur, das Vergnügen war ganz auf meiner Seite!"

Peter Rosegger.

*69. Der Gansräuber.

Was es denn gibt? Der ganze Staudenhof ist in Aufregung. Über den hartgefrorenen Erdboden hin und her klingen die Schritte der Bäuerin, der Dirnen, der Kinder. Nur der alte „Tate" (Großvater) kann nicht mitlaufen. Und war doch auch einmal so flink, einst in fernen Jahren, als sie ihn den lustigen Franzl geheißen! Wie die Zeit vergeht! Jetzt sitzt er drinnen beim warmen Ofen, just über der Hühnersteige, und in seinen Gliedern liegen und zwicken die achtzig Jahre. Ist freilich auch kein gutes Sitzen, besonders jetzt, wo draußen ums Haus der Lärm gellt.

Was ist denn geschehen?

Das kleinste Knäblein, welchem gerade noch so viele Jahre abgehen, um ein ganzer Mensch zu sein, als der Tate ihrer zu viele hat, und welches seine Jugend frisch und verhältnismäßig sauber hinten aus dem Hösslein hervorhängen hat — dies kleinste Knäblein kommt jetzt laut weinend in die Stube gelaufen und verbirgt voll Grauen sein Gesicht in die blaue Schürze seines Großvaters.

Was ist denn geschehen?

Krampfhaft fest klammert sich der Junge an die alten Glieder,

und das ganze kleine Wesen wird durchwühlt vor Angst und Entsetzen. Jetzt kommt auch das zweite, ein Mädchen, zur Thüre hereingesprungen, barfuß war es draußen gewesen auf dem gefrorenen Boden und im frostigen Nebel; ach, wer denkt heute an Kälte, wo es allen so glühend heiß durchs Herz fuhr?

Was geschehen ist? Ein Verbrechen!

„Hinter dem Stadl draußen liegt sie!" schluchzt das Mädchen und verhüllt mit den Händen seine Augen, als ob das gräßliche Bild noch immer davor herumgaukele.

„Na so, was ist denn los?" fragt der Großvater immer wieder. „Ist ein Trum von der Weltkugel weggebrochen?"

„Sie hat kein Leben mehr, Tata, und ist voller Blut — so viel, so viel Blut!"

Jetzt hört man auch die Bäuerin schreien: „Wie das denn hat geschehen können, du heiliger Sankt Michel, wie denn das hat sein können!" Und hebt den Bericht an: „Just erst ist sie beim Brunnen gestanden und habe ich sie noch über den Hof gehen sehen. Und jetzt auf einmal! Hat noch hergeschaut auf mich, als wie wenn sie hätt sagen wollen: Behüt dich Gott, Bäuerin! — Wer hätt einen Gedanken gehabt auf so was! Das Mädel hat noch den Schrei gehört vom hintern Stadl, aber hat nichts denken können. Geschrien hat sie oftmals, ist so ein lustig Ding gewest. Und jetzt das Unglück! Wer es denn mag gethan haben, o, du heiliger Martinus!"

Jetzt wird herum geredet an der Sache: War die That vorbereitet? Fast ist es so. War sie auf einen Raub geplant gewesen? Das zeigt sich wieder nicht, denn der Leichnam liegt des weiteren unversehrt an der Stelle. Ein reiner Racheakt? Mein Gott, und dieses gute arme Wesen sollte jemandem etwas zu leide gethan haben? Ganz undenkbar, es hat sein Lebtag niemandem ein „ungeschaffenes" Wort gegeben, geschweige sonst was Schlimmes. Sie war so munter und harmlos, alles im ganzen Hof hatte sie lieb, selbst die Katze und die Ferkeln hielten zu ihr. So eine kommt nimmer!

Draußen nähern sich vielerlei Stimmen — wimmernde, zeternde, klagende, fluchende. Die Thür springt auf, der wirre

Zug poltert in die Stube. Eine Magd trägt den Leichnam — die tote Gans.

Wahrhaftig ja, es ist eine Todsünde gegen den heiligen Martinus. Es ist die Martinigans. Nur noch etliche Tage auf seinen Festtag! Es ist die große Zinnschüssel schon abgescheuert worden, in der sie hätte sollen auf den Ehrenplatz marschieren. Und jetzt das Unheil! Noch dazu am hellen Tage. Aber dieser Nebel! Dieser verfluchte Spätherbstnebel! Und liegt nicht einmal so viel Schnee, daß man den Spuren des Mörders nachgehen könnte, und der Lehmboden steinhart gefroren, alles wie zusammengespielt, daß es hat geschehen können.

Schwer ist sie und fett, und in einer Woche hätte sie ihre schöne Vollendung erreichen können. Den Kopf und die Flügel läßt sie hängen, wie es sich schickt für eine tote Gans. Mitten in der Brust trägt sie die Todeswunde. Ein Biß, ein einziger, scharfer Biß.

Der Jungbauer geht draußen um, er kreist mit einem Stock in der Hand um den Hof. Nichts Verdächtiges fällt ihm auf. Des Nachbars Karo läuft lustig wedelnd herbei. Er ist zwar kein geborener Jagdhund, aber seit der Nachbar die Jagd verpachtet hat, gehts langweilig her auf der Welt.

„Ja, mein lieber Karo!“ ruft ihm der Bauer zu, „wärest du heute um eine Stunde früher gekommen, die Gans lebte noch.“

„Wohl, wohl,“ meint die Magd, „wenn halt kein Hund ist beim Haus! Ein Wächter soll in jedem Hof sein. Sollst den Karo kaufen, Bauer, der Nachbar braucht ihn jetzt nicht.“

„Ich glaub, sie geben ihm ohnehin nichts zu fressen, seit er ihnen keine Hasen mehr auf den Tisch jagt. Ausschauen thut er so. Wer ein Vieh hat, der soll sich auch drum kümmern.“

„Das ist wohl wahr,“ gibt die Magd bei.

„Geh her, Karo, 's ist gewiß ein Knochen übrig geblieben von Mittag!“

Der Hund folgt ihm vergnügt wedelnd in die Stube. Dort aber, als er in der Hand der Bäuerin die ermordete Gans erblickt, duckt er sich unter die Bank und zieht den Schweif ein.

„Was ist das?!“ frägt der Bauer dumpfen Tones. „Die

Ohren läßt er hängen?" — „Und wie er herglotzt! Als ob er einen mit den Augen stechen wollt! Sollt er ein schlechtes Gewissen haben?" — „Am Ende hats der gethan!" — „Wetten mag ich nichts!" — So rufen sie durcheinander.

„Geh her, Karo! Komm heraus!" lockt der Bauer mit freundlicher Geberde, hat aber hinten am Rücken den Strick in der Hand. „Da geh her! pst! da komm her!" Der Hund legt sich auf den Bauch und kriecht dergestalt zitternd und fast stöhnend hervor. Nun ists offen, auch wenn man den Blutflecken an seiner Schnauze nicht gesehen hätte.

Wie ein Riesensalamander, so kriecht er leise winselnd vor die Füße seines Richters hin. Diesem zuckt die Hand mit dem Strick. In den Gesichtern der Anwesenden kein Erbarmen. Da kommt das Trauderl zur Thür herein, und das weiß zu erzählen, die Gans sei sonst wohl brav gewesen, aber den Karo habe sie öfters angesprungen.

Das ändert die Sache insofern, daß der Bauer etwas unsicher dreinschaut und die Staudenbäuerin zu ihm sagt: „Jags fort, das Vieh, aber schlagen thus nit. Die Gans wird nimmer lebendig. Siehst es, er bittet um Verzeihung und weiß selber nicht, warum. Das Tier hat keine Gebote, und meine Mutter hat oftmals gesagt, wer im Zorne ein Tier schlägt, der schlägt dem Herrgott auf die Finger. — Ob wir die Gans — feist ist sie — etliche Tage später oder früher essen, das wird dem heiligen Martini einerlei sein."

Gut wars. Und der heilige Martini ging — als sie ihm zu Ehren die Gans verzehrten — zum lieben Gott hin und sagte: „Du, die Staudenbäuerin ist doch ein gescheites Weib!"

70. Eine Geschichte vom Erzherzog Johann von Österreich).

Oben an der Salza erzählt man einen reizenden Zug aus dem Leben des in den Alpenländern unvergeßlichen Erzherzogs Johann.

*) Erzherzog Johann ist 1782 geboren, kämpfte gegen Napoleon, war 1849 deutscher Reichsverweser, lebte später meist zu Graz in Steiermark, wo er auch 1859 gestorben ist.

Dort lebte ein armer Kleinhäusler, welchen sie den Holler-Wastl hießen, weil sein Häuschen ringsum von Hollunderſträuchen bewachſen und damit faſt bedeckt war, ſo daß im Juni zur Blütezeit der kleine Bau wie von Schneeflaum umhüllt ſchien und die weißen Dolden faſt zu den Fenſtern hineinhingen. In Steiermark iſt es Sitte, daß am Sonnenwendtage, als am Feſte des Täufers Johannes, ſolche Hollerblüten zur Bereitung einer Eierſpeiſe, der Hollerſtrauben, verwendet werden. Es wird nämlich die gepflückte Blütendolde in Eierteig getaucht, ſo daß ſie ſich mit dieſem überzieht, und dann in heißes Schmalz gethan. Nach wenigen Minuten zieht man ſie gar geſchmort als eine Kuchentraube wieder heraus. Der Blütenduft macht ein ſolches Eiergericht zur köſtlichſten Speiſe.

Genug davon, vorläufig iſt uns der Holler-Wastl wichtiger als die Hollerſtrauben. Zu jenem Sonnenwendtage hörte alſo der Wastl, daß der Prinz Johann in der Gegend ſei. Sofort fiel es ihm ein, daß der Prinz ſicherlich an dieſem Johannestage ſein Namensfeſt begehe, und er ſann auf Mittel, dem geliebten kaiſerlichen Herrn zu ſeinem Namensfeſte eine Freude zu bereiten. Das iſt nun bei hohen Herren ſchwer und muß es nur der gute Wille ausmachen, mit dem etwas geboten wird. Der Holler-Wastl traf es aber nicht übel, er ſchickte dem Prinzen in einem grünglaſierten Thonbecken drei große, ſchöne Forellen, die er eigenhändig gefangen hatte. Es war im Grunde zwar eine wunderliche Sache, denn das Fiſchwaſſer gehörte dem Erzherzog; doch hatte es Johann den armen Leuten der Gegend geſtattet, daß jeder Fiſch, den ſie ohne Vorrichtung nur mit der bloßen Hand aus dem Waſſer fingen, ihnen zu eigen gehören ſollte. Er wußte wohl, wie geſchickt die Leute das anſtellten, aber er wußte auch, daß verbotene Frucht ſo ſehr reize und entſittliche, erlaubte aber die Leidenſchaft kühle, wie wirklich auch ſeit der Verſtattung die Fiſche mehr geſchont wurden als früher.

Johann war überraſcht, als da drei ſtumme Forellen anrückten, um ihm zu ſeinem Namenstage Glück zu wünſchen. Dann war er ſo fein, den Irrtum des gutmeinenden Spenders nicht richtig zu ſtellen, ſondern die gute Meinung freundlichſt

zu entgegnen. Der Prinz kannte das Häuschen unter den Hollerbüschen und wußte auch, daß Holzhauer, zu denen der Wastl gehörte, des Nachts einen gesunden Schlaf haben, und deren Weiber und Kinder ebenfalls, und so ließ er den lustigen Streich spielen. In stiller Nacht zündeten Männer in der Nähe des Hollerhäuschens ein Feuer an, nahten mit schmorenden Schmalz- und Eierteigpfannen den Büschen, ließen jede Blüte, ohne sie zu brechen, so lange hineinhängen, bis der fertig gebackene Kuchen um die Dolde sich geschlossen hatte. Das Geschäft währte Stunden, ging aber in aller Stille ab.

Am Morgen, wie das Weib des Holler-Wastls aus dem Fenster schaut, schreit sie: „Uh Jeßtl, wer hält uns denn heut schon eine Strauben zum Fenster herein?" — „Eine Strauben?" fragt der Wastl und springt aus dem Bette. Und wie sie vor die Thür gehen, meinen beide, sie wären stocknärrisch geworden. Alle Zweige des Hollerstrauches hängen schwer nieder, und anstatt der Blüten gängeln lauter köstlich strotzende Kuchenstücke daran, daß die ganze Luft erfüllt ist von dem Dufte dieser seltsamen Hollunderfrucht.

„Das wird ein Sonnenwendtag heut!" sagte der Wastl voll inneren Jubels und weckte die Kinder auf. Das Weib wollte keinen Bissen essen, es hielt das ganze Ding für einen Hexenspuk der Johannisnacht. Aber als nun in der hellen Morgenfrühe der Prinz Johann mit mehreren Herren an dem Häuschen vorüberging und freundlich über den Zaun grüßte, da dachten sichs die Leutchen bald, welcher Zauberer hier gewaltet hatte und ließen sich dann diese Bescherung trefflich schmecken. Sie luden alle Nachbarn dazu ein, auch den Wirt vom Kreuzwege, dem der gute Gedanke kam, daß zu den fetten Hollertrauben auch eppes Kellernaß nicht schaden könne, und so war das eine Mahlzeit beim Hollerhäusel, desgleichen die Leute weder früher noch seither jemals gesehen hatten.

Das Hollerhäuschen ist heute zerfallen, aber die Hollersträuche stehen noch frisch und lebendig an dem Gemäuer. Sie tragen keine in Schmalz gebackene Frucht mehr, aber sie heißen im Volksmund der Prinzenholler, bis auf den heutigen Tag.

71. Das Waldspinnlein.

Als ich im sommerlichen Walde auf dem ausgebreiteten Wollentuche dalag und meinem lieben Gott Artigkeiten sagte von wegen seiner schönen, vortrefflichen Schöpfung, da lief plötzlich etwas sehr rasch über mein Bein herauf. Meine Hand schnellte hin, war aber nichts mehr da, und auf dem Wollentuche lag ein graubraunes Kügelchen. Ich mußte sehr scharf und genau darauf hinblicken, bis ich sah, daß es ein Tier war, welches sich fest zusammenkauerte und seine Beine so nahe an den Leib zog, daß sie von diesem kaum zu unterscheiden waren. Ich rührte es an, es bewegte sich nicht, ich suchte es in Bewegung zu bringen, es kollerte ein wenig über das Tuch hin und blieb liegen, unbeweglich und starr wie ein Baumrindchen.

Ich glaubte endlich, es sei nicht jenes Tier, welches über das Bein gelaufen war, sondern wirklich ein Stückchen Holz oder dergleichen. Anderseits aber kam mir der Gedanke: Halt, kleines Ding, vielleicht bist du etwas Abgefeimtes, stellst dich nur so, damit ich mich wieder von dir wende und du deinen Angriff auf mich im günstigen Augenblick neuerdings machen kannst. Warte, necken wir dich ein wenig!

Ich stupfte es mit einem Grashalm, es blieb leblos und starr. Nun ließ ich es vom Tuche auf ein grünes Blatt rollen, da ging es in die Falle. Das Blatt mochte es für seinen freien Boden halten, allsogleich sprangen die Beinchen auseinander, und das Wesen — eine Waldspinne wars — lief. Als ich es hierauf mit dem Finger berührte, war es wieder das regungslose Kügelchen. Kein Glied, kein Kopf, kein Auge war zu sehen, keine Ähnlichkeit mit einem lebendigen Wesen. Schauspielerin du! Da denkt sie sich: Au, hier ist ein Ungeheuer, das den Spinnen nachstellt. Ich stelle mich tot, sonst macht es mich tot. Nur ruhig, es ist noch immer da — ein schreckliches Ungetüm.

So will ich doch sehen, dachte ich mir wieder, ob deine Verstellungskunst größer ist, als deine Raubgier. Was meinst du zu einem Mücklein? Sieh, da treib ich dir eins zu. Mich *dünkt,* ein appetitlich Ding. Aha! denkt die Spinne, jetzt will

er mich ködern. Wenn du glaubst, daß ich so dumm bin und jetzt aufspringe und die Mücke fresse, so ist es traurig für dich. Ich weiß mir besseren Fang, ist nur erst wieder meine Zeit. Jetzt bleibe ich liegen und bin mausetot.

Wohlan, meine liebe Spinne, wenn du mausetot bist, so muß man dich in einen Sarg legen. Da habe ich ein leeres Streichholzbüchschen bei mir, darin will ich dich mit mir tragen und sehen, wer es länger treibt, du oder ich.

Denkt sich die Spinne: Auch gut. Und kollert in das Büchschen und ist tot. Ich liege noch eine Weile da und sinne nach, wie es wäre, wenn jetzt ein Riese gegangen käme, der mit seinen Füßen den Wald in den Erdboden hineinträte, als wäre er sprödes Gras, und da ganz unten im Grund ein Insekt kauern sähe mit zwei Beinchen und zwei Pfötlein und ein rundes Köpfchen obenan, und er dächte sich: Halt, mit dir will ich mich ein wenig unterhalten und läse mich auf und steckte mich in den Sack? Es gibt solche Riesen, nur nennen wir sie anders.

Ich stand auf, ging nach Hause und war begierig, zu erfahren, was daheim auf dem Tisch mein Spinnlein machen würde. Vielleicht wird es sich immer noch tot stellen. Vielleicht wird es wirklich tot sein, obwohl ich achtete, daß es in seinem Verlies nicht ersticken konnte. Die Lunge von einem solchen Tierchen möchte ich einmal sehen! — Vielleicht läuft es, befreit, auch alsogleich davon.

Die Spinne aber dachte in ihrem Streichholzschächtelchen: Das ist sehr finster. Ich habe acht Augen, und keines sieht was. Und ein Schaukeln, daß einem übel werden könnte, wenn mans von wackelnden Halmen und Ästen her nicht gewohnt wäre.

Ich will mir aber eilig Fäden spinnen, man kann nicht wissen, in welche Lage man gerät. Das Ungeheuer scheint mir spinnefeind zu sein; stärker ist es als ich: wenn ich nicht gescheiter bin, so kanns mir schlecht gehen.

Ich komme heim, versammle meine Kinder um den Tisch, erzähle ihnen die Geschichte von der schlauen Spinne und fordere sie auf, zu betrachten, was nun geschehen würde, wenn ich das Schächtelchen öffne. Und was geschah? Kaum, daß das Büchs-

chen geöffnet war, flog die Spinne heraus. Es war — ich wußte nicht wie, auf einmal ein Faden durch die Luft gespannt, und auf dem lief sie hin, wie eine, die nicht allein das Komödiespielen, sondern auch das Seiltanzen gelernt hat. Oho! Spinne, so haben wir nicht gewettet. Ich zerstörte den Faden, da fiel sie auf den Tisch und lief rat- und planlos hin und her. Jetzt sprang sie auf ein Buch, gleichsam als wollte sie von dem erhöhten Gegenstande eine Aussicht gewinnen. Aber die Aussicht auf die nahen Ungetüme und auf die fernen Fenster schien ihr trostlos gewesen zu sein — augenblicklich lag wieder ein Kügelchen da, leblos und erstarrt.

So lag sie über eine Stunde, und wir hielten Rat, was nun mit ihr zu machen sei. Meine Stimme war die einzige, die sie vor Ärgerem schützte, aber diese Stimme ist so, daß sie manchmal respektiert wird. Nach zwei und drei Stunden lag noch immer das regungslose Kügelchen da, so daß die Mutmaßung aufstieg, nun wäre sie wirklich tot, vielleicht vor Schreck gestorben. Andere Obliegenheiten winkten, wir vergaßen einen Augenblick auf das Tierchen*), und als wir wieder hinsahen, war es nicht mehr da.

Bot ich das Haus auf, um die Flüchtige zu verfolgen? Nein, ich freute mich, daß sie glücklich entkommen war.

Ferdinand Schlez.

*72. Meister Hämmerlein.

I. Wie Meister Hämmerlein Gemeindeschmied wird.

Vor etlich und dreißig Jahren starb in meinem Geburtsorte der Gemeindeschmied Jakob Horn. Noch steht er so lebhaft vor meinen Augen, daß ich zum Sprechen ihn treffen wollte, wenn ich Maler wäre. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als: Meister Hämmerlein.

---

*) In Österreich sagt man so.

„Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?“ Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre das denn zugegangen?“ Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackre Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein bißchen Hämmern?“ Bloß für ein bißchen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit einem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei, willkommen!“ rief der Schulze, „treffen wir uns hier, guter Freund?“ — Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer,“ fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthüre fest gemacht hat?“ — „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans,“ sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der zufällig auch da war, „kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdling! er hat im Vorbeigehn Eure zerbrochene Gartenthüre repariert.“ — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich nebst dem Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle

Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur eine Stimme für ihn: dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden! Man schloß den Kontrakt mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedemeister eines großen Dorfs, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch einer: wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!

II. Wie Meister Hämmerlein eine Thürschwelle wegmeißelt.

Noch kann ich Meister Hämmerlein vor mir sehen, wie er einmal in meines seligen Vaters Hause eine Thürschwelle wegmeißelte. Das altmodische Gebäude hatte durchaus hohe Thürschwellen, aber keine war uns Kindern fataler, als die an unserer Stubenkammer; denn alle acht Tage fiel eins von den Kleinen darüber. Das hatten meine Eltern wohl hundertmal gesehen und beklagt, wohl auch uns Kinder über unsere Unvorsichtigkeit gestraft; aber auf den Gedanken, den Anstoß wegzuräumen, schien niemand zu verfallen. Zum Glücke war einmal Meister Hämmerlein bei uns, als eines meiner kleinen Geschwister wieder über die Schwelle fiel. Während man das Kind aufhob, war Meister Hämmerlein verschwunden, aber in etlichen Minuten kam er mit Säge, Beil und Meißel zurück. „Ei," sagte er, „wer wird die armen Kinder immer über den Block fallen lassen?" Und ohne umzufragen schnitt er die Schwelle so tief, als der Boden lag, durch, spaltete den Klotz heraus, setzte ein Stückchen Brett unten an die Thüre, und eh eine Stunde verging, war der Weg vom Wohnzimmer in die Kammer schnureben gemacht. Was da meine kleinen Geschwister ein Fest hatten, wie sie vor Jubel zwanzigmal öfter, als sonst, die Kammer aus und ein sprangen, und wie *Meister Hämmer*lein bei seinem Glase Wein, das ihm mein Vater

gab, über die Kinderfreude, die er angestiftet hatte, schmunzelte, seh ich noch immer vor Augen.

III. Von Meister Hämmerleins Heirat.

„Aber was sagte denn Frau Hämmerlein zu den Frondiensten ihres Mannes? War sie zufrieden damit? oder hatte der Sonderling gar keine Frau?"

Ja wohl hatte er eine und zwar eine Frau, die nicht aus seiner Rippe, sondern aus seinem Herzen gemacht schien. Ich muß euch doch auch erzählen, wie er zu ihr gekommen ist:

Nicht lange nach seiner Anstellung ging Meister Hämmerlein in den Wald, um Holz sich anweisen zu lassen. Auf dem Heimwege stieß er auf eine alte, bucklige Frau.

„Und die hat er doch nicht geheiratet?"

Warum nicht gar? Laßt mich doch erst ausreden! Die alte Frau trottelte gar emsig hinter einem jungen, hübschen und wohlgekleideten Mädchen her, das eine Bürde Brechholz auf dem Rücken trug. Meister Hämmerlein, der beide nicht kannte, grüßte sie freundlich; aber mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf der schönen Tochter, wofür er das Mädchen hielt. Er ließ sich mit ihnen ins Gespräch ein, und zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er, daß die alte Frau das Mädchen auch nicht einmal dem Namen nach kannte. „Das gute Ding kam hinter mir her," sagte die Alte, „und sah, daß mir die Bürde so schwer war. Ich lehnte mich gerade an einen Baum und schnaufte ein wenig aus, da nahm mir das liebe Kind den Huckepack ab und will ihn bis ins Dorf tragen."

Das war ein Zug nach dem Herzen und für das Herz unsers Meister Hämmerleins! „Ach, das ist brav!" sagte er und klopfte freundlich dem Mädchen auf die Schulter.

„Das ist auch die Rede wert!" sagte dieses ganz verschämt. „Ich bin noch jung und stark, und das alte Mütterchen ist schwach. Ob ich den Weg leer gehe oder das bißchen Holz trage!" — Meister Hämmerlein mußte nun alles wissen, was das gute Mädchen betraf. Zu seiner Freude erfuhr er, daß es nur anderthalb Stunden von ihm wohnte und eine Base in seinem neuen

Wohnorte besuchen wollte. Die weitere Bekanntschaft wurde gesucht und gemacht, und — kurz und gut — Meister Hämmerlein und Käthchen wurden ein glückliches Paar. Der Pfarrer des Orts, der die Veranlassung zu der Heirat erfuhr, hielt ihnen eine Hochzeitspredigt über die Geschichte von Elieser und Rebekka und lobte den Bräutigam, daß er ein dienstfertiges Gemüt allen andern Rücksichten vorgezogen hatte.

Nun werdet ihr wohl nicht mehr fragen, ob auch Frau Hämmerlein mit ihres Mannes gemeinnützigem Sinne zufrieden war. Wo etwas Gemeinnütziges geschah, und wo einem Menschen unverhofft und im stillen geholfen wurde, da hieß es: das hat gewiß Meister Hämmerlein oder seine Käthe gethan!

Christoph von Schmid.

*73. Das Wunderkästchen.

Eine Hausfrau hatte in ihrer Haushaltung allerlei Unglücksfälle, und ihr Vermögen nahm jährlich ab. Da ging sie in den Wald zu einem alten Einsiedler, erzählte ihm ihre betrübten Umstände und sagte: „Es geht in meinem Hause einmal nicht mit rechten Dingen her. Wißt Ihr kein Mittel, dem Übel abzuhelfen?“ Der Einsiedler, ein fröhlicher Greis, hieß sie ein wenig warten, ging in die Nebenkammer seiner Zelle, brachte über eine Weile ein kleines, versiegeltes Kästchen und sprach: „Dieses Kästlein müßt Ihr ein Jahr lang, dreimal bei Tag und dreimal bei Nacht, in Küche, Keller, Stallungen und allen Winkeln des Hauses herum tragen, so wird es besser gehen. Bringt mir aber übers Jahr das Kästlein wieder zurück!“ Die gute Hausmutter setzte in das Kästlein ein großes Vertrauen und trug es fleißig umher. Als sie den nächsten Tag in den Keller ging, wollte der Knecht eben einen Krug Bier heimlich heraufragen. Als sie noch spät bei Nacht in die Küche kam, hatten die Mägde sich einen Eierkuchen gemacht. Als sie die Stallungen durchwanderte, standen die Kühe tief im Kot, und die Pferde hatten anstatt des Hafers *nur Heu und* waren nicht gestriegelt. So hatte sie alle Tage

einen andern Fehler abzustellen. Nachdem das Jahr herum war, ging sie mit dem Kästchen zum Einsiedler und sagte vergnügt: „Alles geht nun besser. Laßt mir das Kästlein noch ein Jahr! es enthält gar ein treffliches Mittel.“ Da lachte der Einsiedler und sprach: „Das Kästchen kann ich Euch nicht lassen; das Mittel aber, das darin verborgen ist, sollt Ihr haben.“ Er öffnete das Kästchen, und sieh! es war nichts darin, als ein weißes Blättchen Papier, auf dem geschrieben stand:

Soll alles wohl im Hause stehn,
So mußt du selber wohl nachsehn.

*74. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwendete sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszuzieren; den Armen that er aber wenig Gutes. Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weiter gehen!“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gern antworten.“ Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor Euch in diesem Schlosse?“ — „Mein Vater!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Euerm Vater da?“ — „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“ — „Nun,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit in diesem Schlosse wohnet und immer einer dem andern Platz machet — was seid ihr denn anders hier, als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das Euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“ Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

*75. Die Fliegen und die Spinnen.

Ein junger Prinz sagte einmal: „Wozu hat wohl Gott die Fliegen und Spinnen erschaffen? Dergleichen Ungeziefer nützt ja keinem Menschen etwas. Wenn ich nur könnte, ich würde sie alle von der Erde vertilgen.“

Sein Lehrer sprach: „Die ganze Schöpfung, diese große Haushaltung Gottes, ist so weise eingerichtet, daß alle, auch die geringsten Geschöpfe, ihren Nutzen haben, obwohl wir denselben nicht immer bestimmt angeben können.“

„Nun wohl!“ sagte der Prinz, „für das Ganze der Natur mögen dergleichen Tierchen immerhin nützlich sein, allein dem einzelnen Menschen sind sie doch oft recht zur Plage.“

„Auch dem einzelnen Menschen,“ sprach der Lehrer, „kann Gott durch das kleinste seiner Geschöpfe die größte Wohlthat erweisen, ja, wohl gar ihm das Leben retten.“

„Ich halte es für unmöglich,“ sagte der Prinz, „daß ich je einer Fliege oder Spinne die Rettung meines Lebens zu danken haben könnte.“

Nach einigen Jahren zog der Prinz in den Krieg und mußte sich einmal vor dem Feinde flüchten. Ermüdet legte er sich abends im Walde unter einem Baume nieder und entschlief. Ein feindlicher Soldat schlich mit gezücktem Schwerte auf ihn zu, um ihn zu ermorden. Allein in eben diesem Augenblicke kam eine Fliege und stach den Prinzen so heftig in die Wange, daß er erwachte.

Er sprang auf, zog sein Schwert — und der Soldat entfloh.

Der Prinz verbarg sich nun in eine Höhle des Waldes. Eine Spinne spannte zu Nacht ihr Netz vor dem Eingang der Höhle aus. Am Morgen kamen zwei Soldaten, die ihn suchten, vor die Höhle. Der Prinz hörte sie mit einander reden. „Sieh,“ rief der eine, „da hinein wird er sich versteckt haben!“ — „Nein,“ sagte der andere, „da drinnen kann er nicht sein; denn im Hineingehen hätte er ja das Spinngewebe zerreißen müssen.“

Als die Soldaten fort waren, rief der Prinz gerührt und

mit aufgehobenen Händen: „O Gott, wie dank ich dir! Gestern hast du mir durch eine Fliege und heute durch eine Spinne das Leben gerettet. Wie gut ist alles, was du gemacht hast!"

*76. Der fröhliche Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Gegend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich und sprach zu ihm: „Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?"

Der Knabe kannte den Fürsten nicht und sagte: „Warum soll ich nicht lustig sein? Unser gnädigster Landesfürst ist nicht reicher, als ich!"

„So?" sprach der Fürst, „laß doch einmal hören, was du alles hast!" Der Knabe sagte: „Die Sonne an dem schönen, blauen Himmel scheint für mich so freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beiden Hände gäbe ich nicht für hunderttausend Gulden, und meine beiden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Überdies habe ich alles, was ich wünsche, denn ich wünsche nicht mehr, als ich nötig habe: ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?"

Der gute Fürst lächelte, gab sich zu erkennen und sprach: „Du hast recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn!"

77. Der königliche Schatzmeister.

Ein königlicher Schatzmeister wurde bei seinem Könige angeklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thür aufbewahre. Der König begab sich in den Palast des Schatzmeisters, ließ sich die eiserne Thür zeigen

und befahl, sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er hineintrat! Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und eine Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge. Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe bringe ich nun täglich eine Stunde zu, erinnere mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederhole die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach! damals war ich auf meinen väterlichen Fluren bei all meiner Armut glücklicher, als in diesem Palaste bei allem Reichtume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!"

Heinrich Seidel.

78. Der Zwerg und die Gerstenähre.

Ein wohlhabender Bauer stand in seiner Scheune und schaute behaglich den mächtigen Segen an, welchen ihm ein günstiger Sommer gebracht hatte. Bis an den Giebel hinan waren alle Fächer gefüllt mit goldenen Garben, und das nicht allein — auf dem Felde standen noch einige stattliche Schober, die keine Unterkunft mehr hatten finden können; so reich war die Ernte gewesen. Dabei war das Stroh so lang und die Ähren so voll, wie lange nicht; ja, der Hafer hatte sogar das dritte Korn, während sonst an den einzelnen Stielchen seiner Ähre nur zwei wie kleine Kanarienvögel sitzen und das dritte dazwischen gemeiniglich verkümmert. Als er nun so stand und an das Dreschen im Winter dachte und an die Wagen, mit feisten Kornsäcken beladen, welche er in die Stadt und an den Müller liefern würde, und im Geiste schon die vielen blanken Thaler in seinem Kasten klingen hörte, da raschelte es ganz leise in einem Haufen Stroh, welcher auf der Tenne lag. Der Bauer glaubte, es sei eine Maus, und *packte* seinen Stock schon fester, um ihr den Garaus zu machen;

allein er verwunderte sich fast, da statt eines solchen Tierchens ein Etwas, so leuchtend rot wie Klatschmohn, aus dem Stroh hervorkam. Nun arbeitete es sich ganz zum Vorschein und stand da, nicht größer als eine Maus, die auf zwei Beinen geht. Es war ein Zwerg in grauer Kleidung, mit einem roten Käppchen auf dem Haupte. Dieses lüftete der kleine Wicht gar höflich und sprach mit einem winzigen Stimmlein: „Herr Bauer, ich habe ein großes Anliegen an Euch."

„Nun, was willst du denn, kleiner Mann?" fragte dieser. Das Zwerglein sprach: „Reichtum und Fülle ist bei Euch eingekehrt. Wolltet Ihr nun die große Güte haben, alltäglich um diese Zeit mir von Eurem Überfluß eine Gerstenähre zu schenken, so soll dies nicht zu Eurem Schaden sein."

Der Bauer, welcher wohl wußte, daß man gut daran thut, das kleine Volk sich freundlich zu erhalten, sprach: „Gewiß, das soll geschehen, kommet nur allezeit um die Mittagsstunde, so soll Euch werden, was Ihr begehret."

Damit ging er an das Fach, zog eine schöne Gerstenähre hervor und reichte sie dem Männlein hin. Dieses wendete sich aber mit trübseliger Gebärde gegen das Häuflein Stroh, aus welchem es hervorgekommen war, und sprach: „Ihr habt diesen großen Berg vor unsere Höhle getürmt. So er dort liegen bleibt, vermag ich nicht mit Eurer freundlichen Gabe unsere Wohnung zu gewinnen."

„Nun, wenns weiter nichts ist!" sagte der Bauer und schob mit dem Fuße das Stroh beiseite. Es zeigte sich nun an der Wand eine Öffnung wie ein großes Mauseloch. Das Wichtelein lüftete wieder sein Mützchen und sprach in wohlgesetzten Worten seinen Dank aus. Sodann wuchtete es unter großem Schnaufen die Gerstenähren auf seine Schulter und schleppte seine Last unter ziemlichem Gestöhne von dannen. Den sperrigen Halm in das Loch hineinzubringen, ward ihm auch nicht leicht, man sah an dem Zappeln der Ähre, wie das Männlein inwendig zerrte, und wohl eine halbe Minute dauerte es, bis der letzte Zipfel in der Öffnung verschwunden war.

Der Bauer ging von nun an alle Mittage in die Scheune

und gab dem Männlein seine Gerstenähre, und von dieser Zeit ab gedieh sein Vieh auf eine wunderbare Art, obwohl es weniger Pflege und Futter verlangte als sonst. Es war eine Lust, diese runden, glänzenden Schweine zu betrachten, welche so fett waren, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten und sich nur mit Mühe an ihren Futtertrog schleppten. So blanke Kühe wie auf diesem Hofe fanden sich bald weit und breit nicht. Sie gaben ohne Ende fette, sahnige Milch aus ihren strotzenden Eutern, und um die Butter, welche die Bäuerin in die Stadt schickte, rissen sich die Leute, denn sie war frisch wie Morgentau und süß wie Nußkern. Obwohl die Pferde des Bauern nur einige Hände voll Hafer und ein wenig Heu alltäglich verzehrten, waren sie doch glänzend und schön und fromm und feurig zugleich, beschafften sie vor dem Pfluge oder dem Wagen doppelt so viel als früher. Auch mit den Hühnern war es ein seltsames Ding. Sie legten und legten fast das ganze Jahr hindurch, jegliches alltäglich ein großes, rundes Staatsei, zuweilen gar mit zwei Dottern, und niemals geschah es, wenn eine Glucke gesetzt wurde, daß auch nur eines von den untergelegten Eiern sich faul erwies, oder daß später von den Küchlein der Habicht oder der Weih eins erwischte.

Dies alles gefiel dem Bauer und der Bäuerin gar wohl, und da sie recht gut wußten, wem sie diesen Segen zu verdanken hatten, so priesen sie das kleine Männchen alle Tage, und niemals ward die herkömmliche Weise versäumt. Eines Tages im Winter aber, als es bei hellem Sonnenschein so recht Stein und Bein fror und die Eiszapfen wie gläserne Keulen von den Dächern hingen, saß der Bauer recht behaglich in seinem Sorgenstuhl am warmen Ofen und wartete auf sein Mittagessen. Es gab sein Lieblingsgericht, Schweinsrippenbraten mit Pflaumen und Äpfeln gefüllt, und süße Düfte dieses köstlichen Gerichtes wehten jedesmal, wenn die Thür geöffnet wurde, verheißungsvoll aus der Küche hervor. Da er nun in der Erwartung des Guten so behaglich in der Wärme saß, empfand er eine Abneigung, hinauszugehen in den eisigen Wintertag und die kalte Scheune, nur um der *einen kleinen* Gerstenähre willen. Er rief deshalb seinen Knecht

und sagte ihm, was er thun solle. Dieser, ein vorwitziger Gesell, hatte schon lange Begehren getragen, das sonderbare Männlein, darüber man im Dorfe die wunderlichsten Dinge erzählte, zu sehen, und ging eilfertig in die Scheune, woselbst er das Wichtlein schon wartend antraf. Als er ihm den Halm nun darreichte, konnte er sich nicht enthalten, das kleine Geschöpf wie zufällig ein wenig mit den spitzen Grannen der Ähren ins Gesicht zu kitzeln, also daß es sehr prustete, und wunderliche Gesichter zog. Darüber wollte sich der Knecht vor Lachen innerlich ausschütten. Als er nun aber sah, wie der Kleine mit schwerem Gestöhn den Halm auf die Schulter wuchtete und unter Schnaufen davon schleppte, da erschien ihm solches dermaßen lächerlich, daß er sich nicht enthalten konnte, zu rufen: „Nun sieh einer das Krabauterding, wie es sich hat, als wenn der Halm ein Bindebaum wäre!“ Sodann schlug er mit den Händen mehrfach auf die Kniee seiner Lederhosen und lachte unbändig. Zwischendurch aber rief er, wie die Zimmerleute thun, wenn sie schwere Balken bewegen: „Holz, komm! Holz, komm!“ und höhnte das Männlein auf alle Weise.

Dieses ward aber im Gesichte so blutrot wie seine Mütze und warf zornig funkelnde Blicke um sich. Es schleppte, so rasch es vermochte, den Halm in das Loch hinein, und an dem hastigen Hin- und Herfliegen des vorstehenden Endes konnte man wohl bemerken, mit welcher Wut es inwendig zog und zerrte, bis der letzte Zipfel verschwunden war. Am anderen Tage, als der Bauer selbst kam, um dem Wichtlein die Gerstenähre zu geben, wartete er vergebens, es erschien niemand. Er rief es mit schmeichlerischen Worten und gab ihm die schönsten Namen; allein alles war umsonst. Auch am folgenden Tage kam es nicht, und so oft auch der Bauer um die Mittagszeit noch sein Heil versuchte, das Männchen war und blieb verschwunden.

Wie oft hat es der Bauer noch bereut, daß er damals nicht selbst gegangen ist und seinem Knecht vertraut hat; denn von nun an ging alles quer. Das Vieh stand an den Raufen und fraß und fraß Berge von Futter in sich hinein, und wenn alles verschlungen war, sah es mit glühenden, hungrigen Augen

sich nach mehr um. Dabei ward es jedoch immer rauher und magerer: die Kühe gaben wenig dünne und blaue Milch, und den Pferden standen die Hüftknochen also vor, daß der Knecht seinen Hut dort hätte anhängen können, wenn er gewollt hätte. Die Schweine wurden hochbeinig und dünn, und wenn sie einmal aus dem Stall gelassen wurden, da rannten sie wie die Windhunde auf dem Hofe umher, was für ein Schwein eine ganz thörichte Kunstfertigkeit ist. Und mit den Hühnern wars auch vorbei. Sie kriegten den Pips und legten Windeier, und wenn sie mal ein ordentliches zu gange brachten, so fraßen sie es auf.

Als der Bauer nun sah, wie alles hinter sich ging, verlor er ganz die Lust an seinem Anwesen, und als er ein gutes Angebot erhielt, verkaufte er es. Er ist dann weit fortgezogen nach Rußland zu, wo die Polacken wohnen.

Karl Simrock (1802—1876).

*79. Der Katze die Schelle anhängen.

Die Mäuse hielten einmal eine Volksversammlung, um sich zu beraten, wie sie den Nachstellungen der Katzen entgehen sollten. Da war aber guter Rat teuer, und vergebens rief der Vorsitzer die erfahrensten Mäuse der Gemeinde auf, bis endlich ein junger Mäuserich zwei Finger empor streckte und um die Erlaubnis bat, zu sprechen. Als diesem nun das Wort gegeben ward, hub er an und sprach: „Ich habe lange darüber nachgedacht, warum uns die Katzen so gefährlich sind. Das liegt nicht sowohl an ihrer Geschwindigkeit, wovon soviel Wesens gemacht wird: würden wir sie zu rechter Zeit gewahr, so wären wir wohl behende genug, in unser Loch zu entspringen, ehe sie uns etwas anhaben könnten. Ihre Überlegenheit liegt vielmehr in ihren samtenen Pfoten, unter welchen sie ihre grausamen Krallen so lange zu verbergen wissen, bis sie uns in den Tatzen haben; denn da wir den Schall des Katzentritts nicht vernehmen, so

tanzen und springen wir noch unbesorgt über Tisch und Bänke, wenn der Todfeind schon hervorschleicht und den Buckel zum Sprunge krümmt, uns zu haschen und zu würgen. Darum ist meine Meinung, man müsse den Katzen die Schelle anhängen, damit ihr Schall uns ihre Nähe verkünde, bevor es zu spät ist." Dieser Vorschlag fand so großen Anklang, daß er alsbald zum Beschluß erhoben ward. Es fragte sich jetzt nur noch, wer es übernehmen solle, der Katze die Schelle anzuhängen. Der Vorsitzer meinte, hiezu werde niemand geeigneter sein, als derjenige, der so schlauen Rat erdacht hätte. Da geriet der junge Mäuserich in Verlegenheit und stotterte die Entschuldigung heraus, hiezu sei er zu jung, er kenne die Katze nicht genug: sein Großvater, der sie besser kenne, werde dazu geschickter sein. Dieser erklärte aber, eben weil er die Katze zu gut kenne, werde er sich wohl hüten, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Auch sonst wollte sich niemand hiezu verstehen, und so blieb der Beschluß unausgeführt und die Herrschaft der Katzen über die Mäuse ungebrochen.

Armin Stein (Hermann Nietschmann).

80. Die liebe Dorel.

Die Herzogin Anna Sibylla von Liegnitz und Brieg, eine Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, ist allgemein bekannt gewesen unter dem Namen „die liebe Dorel", darum hat sie auch in der Geschichte diesen Namen behalten. Einmal im Jahre 1613 hat die Frau Herzogin die Schulkinder von Brieg um sich versammelt und ins Verhör genommen. Die Kinder hatten ihre Sache wohl gelernt, denn als es ruchbar geworden war, daß die Herzogin eine öffentliche Prüfung wolle anstellen, da war ein gewaltiger Lerneifer in sie gefahren. In der letzten Reihe stand aber schüchtern ein kleines Mägdlein und hatte den Daumen im Mund. Die Herzogin trat liebreich auf sie zu und fragte: „Mein Kindlein, sage du mir, wie der

Mann Gottes heiße, so auf dem Berge Sinai die beiden Gesetztafeln von dem Herrgott empfangen!"

Das Kind schwieg und schaute angstvoll zu der gnädigen Frau auf, daß es nichts wüßte. Die Herzogin fühlte ein herzlich Mitleid mit dem armen Kinde, denn noch keines hatte bis anhero eine Frage ausfallen lassen; wollte ihm wieder Mut machen und gab ihm eine ganz leichte Frage, worauf die Antwort ja nicht ausbleiben konnte: „Wie heißest du, mein Töchterlein?" — „Anna Pohlin," sagte das Mädchen mit tiefem Aufatmen. Die Herzogin fragte weiter: „Nun, Anna, und wie heiße ich?" Das Kind antwortete geschwind: „Du heißest liebe Dorel."

Da fiel plötzlich eine tiefe Stille auf die Versammlung, denn alles war erschrocken über des Kindes unbedachte Rede, bis endlich der Bürgermeister mit gefaßtem Herzen hervortrat und sprach: „Fürstliche Gnaden wollen dem Kinde und der Stadt solches Wort zu Gnaden halten und nicht übel ausdeuten, dieweil es wahr ist, daß die gnädige Frau in der Stadt sowohl, als auch im Lande insgemein die liebe Dorel geheißen wird."

Da stand die Fürstin eine Weile still, dann faltete sie die Hände, hob ihre Augen gen Himmel und sprach: „Gott sei gebenedeiet für solchen köstlichen Titel; den will ich, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht tauschen!"

Julius Sturm.

81. Der kleine Karl.

Es war ein kleines, lauschiges Kämmerlein auf ebener Erde, in welchem der kleine Karl in einer stillen, mondhellen Nacht allein schlafen mußte, weil seine Eltern über Land zu einem Hochzeitsfeste gegangen waren. Die Magd hatte ihn zu Bett gebracht und hatte ihn, als er fest eingeschlafen war, allein gelassen. Der Mond schien freundlich durch das Fenster und hatte seine Freude an dem frischen blühenden Kindergesicht. Nicht fern von dem Bette stand ein großes Schaukelpferd, und daneben lagen

eine kleine Reitpeitsche und blinkende Sporen. Plötzlich öffnete ein Windstoß das Fenster, das die Magd nicht fest genug geschlossen hatte, und durch das offene Fenster kletterten eine Menge kleiner, brauner Zwerge in die Kammer, die sich dem Bette des Schläfers zudrängten. Jetzt kletterte ein Zwerg, gewandt wie ein Kätzchen, auf das Bett und zupfte den kleinen Karl so lange an den blonden Locken, bis er aufwachte.

Als er die Augen öffnete und den Zwerg vor sich auf dem Bette hocken sah und die Menge kleiner, brauner Gestalten in der Kammer erblickte, wollte er laut aufschreien, brachte aber keinen Ton aus der Kehle heraus. Der Zwerg aber sagte freundlich: „Fürchte dich nicht, wir brauchen heut Nacht noch einen Tänzer, denn wir halten Ball im Walde, und da soll es dir schon bei uns gefallen. Du wirst viele Bekannte finden. Steh nur auf, und setze dich auf dein Pferd; vergiß aber die Peitsche und die Sporen nicht, es soll einen lustigen Ritt geben!“ Der kleine Karl stand auf und wollte sich erst anziehen, aber der Zwerg sagte, das sei nicht nötig, er könne in seinem Hemdchen aufsteigen und reiten, die Nacht sei warm; indem er dieses sagte, schnallte er dem kleinen Karl die Sporen an die bloßen Füßchen, half ihm auf das Schaukelpferd und reichte ihm die Peitsche. Als nun das Pferd lustig schaukelte, jubelten die Zwerge, klatschten in die Hände und riefen: „Bravo!“ Das gefiel dem Reiter, und er spornte das Pferd und trieb es mit der Peitsche an und bog sich immer schneller vorwärts und rückwärts, so daß sich das Pferd hoch aufbäumte und fast überschlug.

Da rief ein Zwerg plötzlich: „Hopp!“ und in demselben Augenblicke sprang das Pferd von den Kufen, galoppierte auf seinen Beinen in der Kammer umher und setzte endlich durch das offene Fenster in die helle Mondnacht hinaus. Die Zwerge kletterten nach, und als sie im Freien waren, pfiffen sie laut, und auf dieses Zeichen kamen eine Menge großer Fledermäuse geflogen und ließen sich nieder; auf diese schwangen sie sich und ritten dann auf ihnen durch die Luft dem kleinen Karl nach. Das gab einen tollen Ritt, denn auch das Pferd hatte sich in die Luft geschwungen und galoppierte den Fledermäusen voran.

Erſt ging es hoch über die Felder hinweg und dann über einen großen Wald. Der kleine Karl jubelte vor Luſt und wurde zornig, als trotz aller Peitſchenhiebe ſich das Pferd auf einer großen Waldwieſe niederließ und ſich nicht mehr von der Stelle rührte.

Aber nicht nur das Pferd, auch die Fledermäuſe hatten ſich niedergelaſſen, und die Zwerge ſprangen flink von ihnen herab und hoben dann auch den kleinen Karl von ſeinem Pferde. „Jetzt geht es zum Tanze!“ ſagte ein Zwerg zu dem kleinen Karl, „ſiehſt du? dort kommen die Tänzerinnen; betrachte ſie dir genau, du findeſt alte Bekannte darunter.“ Da kamen gar ſeltſame Geſtalten aus dem Walde, alle klein und zierlich, die meiſten kaum ſo groß, wie der kleine Karl: Elfchen, in alle nur möglichen Blumenfarben gekleidet, Nixen mit Schilfkränzen im Haar, kleine Waldweibchen und braune Alräunchen; aber es war auch gar manche Geſtalt darunter, die dem kleinen Karl aus den Märchen bekannt war, die ihm ſeine Mutter erzählt hatte. Da fehlten nicht als geladene Tänzerpaare Dornröschen und Sneewittchen mit ihren Königsſöhnen, Jorinde und Joringel, der Frieder mit ſeinem Katherlieschen, Aſchenputtel mit ihrem Bräutigam, die Königstochter mit König Droſſelbart, Hänſel und Gretel; ſelbſt die Hexe aus dem Pfefferkuchenhäuschen hatte ſich zum Zwergenballe eingefunden, und über ihr ſaß Bruder Luſtig. Nur Rotkäppchen war ohne Tänzer gekommen; da nahm ſie ein Zwerg bei der Hand und führte ſie als Tänzerin dem kleinen Karl zu, der ſich freute, daß er gerade mit Rotkäppchen tanzen ſollte, denn dieſe war ihm die liebſte.

Schnell waren die Reihen geordnet, und zwölf Zwerge fingen luſtig zu muſizieren an. Nach dem luſtigen Tanze wurde in ſilbernen Bechern ein ſüßer Maiwein herumgereicht, und dann gab es allerlei fröhliche Spiele. Bei einem dieſer Spiele ging es dem kleinen Karl ärgerlich. Er mußte mit verbundenen Augen in einem Kreiſe ſtehen, den die andern um ihn geſchloſſen hatten, und während dieſe ſangen und ſich um ihn drehten, ſich eine Tänzerin herausgreifen. Er hätte gar zu gern ſein Rotkäppchen *erwiſcht, als* er aber die Binde von den Augen riß, erſchrak er

nicht wenig, denn er hielt die alte Hexe aus dem Pfefferkuchenhäusel am Rocke. Es half ihm nichts, unter lautem Gelächter der ganzen Schar mußte er mit ihr im Kreis herumtanzen, wobei er sich weit zurückbog, weil er befürchtete, sie könne ihm mit ihrer langen, spitzigen Nase die Augen ausstechen. Bald aber kam die Reihe zu lachen an ihn, denn nun mußte die alte, böse Hexe in den Kreis treten, und die Augen wurden ihr verbunden. Als die Tanzenden sich um sie drehten und Bruder Lustig an ihr vorüberkam, seufzte er zum Scherz und wollte dann schnell sich den weitgreifenden, dürren Armen der Hexe entziehen; aber bevor er es sich versah, hatte sie ihn erfaßt, und er mußte zur großen Belustigung aller mit ihr tanzen. Hei! was der für tolle Sprünge machte! Der kleine Karl klatschte vor Vergnügen in die Hände; die alte Hexe aber, die den Atem verloren hatte, machte ein bitterböses Gesicht und hatte alle Lust verloren, noch länger mitzuspielen.

Endlich ging es stark auf den Morgen zu. Da stieß einer der Musikanten in sein goldenes Horn, daß es weithin durch den Wald schallte, und im Nu hatte sich die bunte, lustige Menge nach allen Seiten hin in den Wald verloren, und der kleine Karl stand allein auf der Wiese. Er wollte schon zu weinen anfangen, als ihm ein Zwerg das Pferd zuführte und ihm aufsteigen half. Kaum fühlte das Pferd den Reiter, als es sich auch in die Luft erhob; und ehe sichs der kleine Karl versah, saß er wieder in der Kammer auf seinem Schaukelpferde, das sich nicht mehr vom Flecke rührte. Müd, wie er war, schlang er die kleinen Arme um den Hals des Pferdes, legte seinen Kopf auf denselben und schlief ein. Als die Eltern am Morgen nach Haus kamen, erschraken sie nicht wenig, als sie ihren kleinen Karl im Hemde, mit Sporen an den bloßen Füßen, schlafend auf dem Schaukelpferde sitzen sahen. Sie trugen ihn ins Bett, und als er spät am Tage erwachte, hütete er sich wohl, von dem nächtlichen Ritte zu dem Zwergenballe zu erzählen, denn er fürchtete, Schelte zu bekommen. Noch oft aber, wenn der Mond hell in die Kammer schien, lauschte er, ob sich nicht das Fenster wieder öffnen und das Zwergenvolk hereinklettern würde, um ihn zum lustigen Ball auf der Waldwiese abzuholen, denn er hätte gar zu gern noch einmal mit Rotkäppchen getanzt.

Otto Sutermeiſter.

*82. Der Fuchs und die Schnecke.

Meiſter Fuchs hatte ſich einmal an einem warmen Sommertag in der Schwägalp gelagert; da erblickte er neben ſich eine Schnecke. Der trug er flugs eine Wette an, wer von ihnen beiden ſchneller nach St. Gallen laufen könne. „Topp!“ ſagte die Schnecke und machte ſich ohne Verzug auf den Weg — zwar ein wenig langſam, denn das Haus auf dem Rücken nahm ſie gewohnheitshalber auch mit. Der Fuchs hingegen lagerte ſich allfort gemächlich, um erſt am kühlen Abend abzuziehen, und ſo ſchlummerte er ein. Dieſen Anlaß benützte die Schnecke und verkroch ſich heimlich in ſeinen dicken Zottelſchwanz. Gegen Abend begab ſich nun der Fuchs auf den Weg und war verwundert, daß er der Schnecke nirgends begegnete. Er vermutete, ſie werde einen kürzern Weg eingeſchlagen haben. Als er aber vor dem Thore von St. Gallen noch immer nichts von ihr ſah, da wandte er ſich ſtolz um und rief höhniſch: „Schneck, kommſt bald?“ — „Ich bin ſchon da!“ antwortete die Schnecke; denn ſie hatte ſich unvermerkt aus ſeinem Schwanz los gemacht und ſchlich gerade unterm Thor durch. Da mußte der hochmütige Fuchs die Wette verloren geben.

*83. Junker Prahlhans.

Ein König hatte einen jungen Edelknecht, den man Junker Prahlhans nannte, weil er immer viel verſprach und wenig hielt. Es lebte aber auch am Hofe des Königs ein Spaßmacher, und dieſer wollte den Prahlhans beſſern. Das ging aber auf folgende Weiſe:

Eines Tages hätte der König gern gebratene Vögel gegeſſen und ſprach zum Junker: „Hans, gehe hinaus in den Wald, und ſchieße mir zehn Vögel für meinen Tiſch!“ Der Junker aber ſprach: „Nicht nur zehn, ſondern hundert Vögel will ich dir ſchießen!“ — „Gut!“ ſprach der König, „wenn du ein ſo guter *Schütze biſt*, ſo bringſt du mir hundert; ſollſt für jeden einen

Thaler haben!" Der alte Spaßmacher hörte das und ging dem Junker voraus in den Wald, wo die meisten Vögel waren, und rief ihnen und sprach:

„Ihr Vöglein, flieget alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Will hundert Vögel schießen."

Als Junker Hans in den Wald kam, da konnte er keinen Vogel erschauen, denn sie hatten sich alle in ihren Nestern versteckt. Und als er mit leeren Taschen zurück zum König kam, wurde er hundert Tage lang ins Gefängnis gesperrt, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Wie er wieder frei war, sagte eines Tages der König: „Ich möchte heute wohl fünf Fische auf meinem Tisch haben!" Da gedachte Junker Hans an seine hundert Tage Gefängnis und that seinem Mund ein wenig den Zaum an: „Ich will dir fünfzig Fische fangen statt fünfen," sagte er zum König. Sprach der König: „Wenn du ein so guter Fischer bist, so fange mir fünfzig; sollst für jeden einen Dukaten haben!" Da ging der Spaßmacher hinaus an den See, rief den Fischen und sprach:

„Ihr Fischlein, schwimmet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Möcht fünfzig Fische fangen."

Und als der Junker an den See kam, da konnte er kein Fischlein fangen. Sie waren alle ans andere Ufer hinübergeschwommen. Und da er mit leeren Taschen heimkam, ließ ihn der König fünfzig Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und da die fünfzig Tage um waren, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hasen für meinen Tisch haben!" Junker Hans gedachte seines Gefängnisses und sagte: „Herr, ich will dir wenigstens zehn Hasen bringen." — „Wenn du ein so guter Jäger bist, so jage mir zehn; sollst für jeden eine Dublone haben!" Da ging der Spaßmacher hinaus in den Wald, rief die Hasen und sprach:

„Ihr Häslein, springet alle fort!
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,
Möcht zehen Hasen jagen."

Und als der Junker kam, konnte er den ganzen Tag keinen Hasen jagen. Der König ließ ihn wieder zehn Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und wie er wieder frei war, sprach der König: „Ich möchte wohl einen Hirsch für meinen Tisch haben!" Der Junker gedachte seines Leidens, das seine Prahlerei ihm schon verursacht hatte, und sagte bescheidentlich: „Ich will hingehen und schauen, ob ich einen Hirsch erlegen kann." Und als er hinging, konnte er wirklich einen solchen schießen und brachte ihn mit Freuden dem König. Der lachte und sprach: „Schau, wenn man nichts Unmögliches verspricht, so ist das Worthalten leicht." Und der Spaßmacher lachte ins Fäustchen, denn der Junker war von jetzt an bescheiden.

84. Der Schweinehirt.

Vor hundert Jahren war in einem großen Königreich ein kleiner Schweinehirt; der saß eines Mittags müd am Feld und sah in der Ferne die Pflüger sitzen beim Imbiß, wo sie fleißig löffelten und abschnitten und einschenkten, derweil er selbst einen gewaltigen Hunger empfand und doch vor Abend nichts kriegen sollte. Da sprach er zu sich selbst: „O, daß ich doch ein Bauer wäre gleich diesen, wie zufrieden wollt ich sein!" Und siehe da! plötzlich, wie wenn ers nur so träumte, war die ganze Gegend rings um ihn her verändert. Ein Baumgarten stand an der Stelle des gepflügten Feldes, der grenzte an einen hablichen Bauernhof, und hier, mitten unter dem Hühner- und Taubenvolk, das im Hof herumspazierte, stand er selber, der arme Schweinejunge, als stattlicher Bauer und war ganz in Gedanken versunken, weil er gerade den heutigen Ertrag seines gesamten Wiesen- und Ackerlandes noch einmal überschlug. Da ritt ein Kornhändler vor dem Hofthore vorüber, der weckte den Bauer aus seinen Gedanken auf; denn er hatte sich ein Räuschchen getrunken, war lustig und klimperte nur so mit der Geldkatze: „He, Bäuerlein! wie teuer das Mäß?" Der Bauer antwortete: „Kanns nicht *wohlfeiler geben*, habs Euch schon gesagt; wir gehen zu Grunde,

wenns nicht bald um das Halbe mehr gilt.“ Der Kornhändler aber ſtrich ſich höhniſch das dicke Bäuchlein, verbeugte ſich mit Spott im Geſicht und ritt unter Singſang davon.

„O, daß ich doch ſo ein Kornhändler wäre,“ ſeufzte der Bauer hinter ihm drein, „wie zufrieden wollt ich ſein!“ Da ſaß er plötzlich vor einem eigenen vollen Kornmagazin und riß ſich die Haare vom Kopf und kratzte ſich hinter den Ohren bis aufs Blut. Jetzt eben war der Krieg aufs Höchſte geſtiegen, und das Heer litt Mangel. Dem Wucherer hatte das Korn noch nicht gegolten, was er verlangte, und gerade brach ein Rudel Soldaten mit Gewalt in das Magazin, trug Sack um Sack auf bereitſtehende Wagen, gab dem Kornhändler bald Scheltworte, bald Püffe, und zog unter dem Befehl eines dickbäuchigen, rotbäckigen Oberſten, der zu Pferd ſaß, jauchzend und hohnlachend davon. „O, daß ich doch ſo ein Kriegsoberſt wäre, wie zufrieden wollt ich ſein!“ rief der Kornhändler.

Stracks ſtand er als Oberſt vor einem Kriegsgerichte, wo der Miniſter des Königs ihm das Urteil lebenslänglicher Gefangenſchaft ſprach, weil er gewaltſam wider Recht und Billigkeit verfahren und dem eigenen Volke ſein heiligſtes Eigentum entriſſen habe. Es half nichts, daß der Oberſt einen außerordentlichen, aber im Felde verlorenen Befehl zur Rechtfertigung anführte und ſich auf den ſchuldigen Gehorſam berief. Der Miniſter hieß ihn durch die Schergen abführen und blickte ſtolz auf den Verurteilten und die ganze tief unterthänige Verſammlung. „O, daß ich doch ſo ein fürſtlicher Miniſter wäre,“ rief der Oberſt aus, „wie zufrieden wollt ich ſein!“ und alsbald ſaß er in einer elenden Kutſche mit ſeiner weinenden Frau und ein paar ſchluchzenden Kindern und fuhr durch ein düſteres Thor, während faule Äpfel und Eier zum Fenſterchen hereinflogen, daß er mit Not ihnen ausbeugen konnte. Jetzt trat ein Offizier an den Schlag, zuckte die Achſeln und ſagte: „Ja, Herr Miniſter, es ſind freilich nur Lügen und Ränke, mit welchen ſeine Majeſtät der König zur Ungnade gereizt wurde, aber es iſt gut, in möglichſter Eile davon zu jagen und in den nächſten zwölf Jahren dieſes Land nicht wieder zu betreten, da ja doch Eure Güter und Häuſer

nun eingezogen werden und alle Freundſchaft verſchwunden iſt. Der König . . . ."

„O, daß ich ein König wäre," ſtöhnte der Miniſter, „dann erſt wollt ich zufrieden ſein!" Aber ſchon lag er krank in einem königlichen Lehnſeſſel, den vier Heiducken mühſam eine verborgene Treppe hinunter zwängten. Der Krieg hatte fortgewährt, der König war ſelbſt in das Feld gezogen, war krank geworden durch die ungewohnten Anſtrengungen und ſollte jetzt einem nächtlichen Überfalle des Feindes entzogen werden, indem er auf keinem Beine zu ſtehen vermochte und fürchterliche Schmerzen litt von der Gicht. Da ſchrie er ganz überlaut: „O, daß ich doch der armſeligſte Sauhirt meines Landes wäre und nur geſund, nur gerettet aus dieſer Leibesgefahr, wie zufrieden wollt ich ſein!" Und ſiehe! das geſchah. Plötzlich ſaß der König wieder als kleiner Schweinehirt am Rande des Feldes; er erkannte ſich in ſeinen Lumpen und nahm einen tollen Freudenſprung über die größte Sau hinweg, denn jetzt war er wirklich zufrieden.

Johannes Trojan.

*85. Das Abenteuer im Walde.

Es regnete, was vom Himmel herunter wollte. Die Tannen ſchüttelten den Kopf und ſagten zu einander: „Wer hätte am Morgen gedacht, daß es ſo kommen würde!" Es tropfte von den Bäumen auf die Sträucher, von den Sträuchen auf das Farnkraut und lief in unzähligen kleinen Bächen zwiſchen dem Mooſe und den Steinen. Am Nachmittag hatte der Regen angefangen, und nun wurde es ſchon dunkel, und der Laubfroſch, der vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Wetter ſah, ſagte zu ſeinem Nachbar: „Vor morgen früh wird es nicht aufhören."

Derſelben Anſicht war eine Ameiſe, die bei dieſem Wetter im Walde ſpazieren ging. Sie war am Vormittag mit Eiern in Tannenberg auf dem Markte geweſen und trug jetzt das dafür *gelöſte* Geld in einem kleinen, blauen Leinwandbeutel nach Hauſe.

Bei jedem Schritte seufzte und jammerte sie. „Das Kleid ist hin," sagte sie, „und der Hut auch! Hätt ich nur den Regenschirm nicht stehen lassen, oder hätt ich wenigstens die Überschuhe angezogen! Aber mit Zeugschuhen in solchem Regen ist gar kein Weiterkommen!"

Während sie so sprach, sah sie gerade vor sich in der Dämmerung einen großen Pilz. Freudig ging sie darauf zu. „Das paßt," rief sie, „das ist ja ein Wetterdach, wie man es sich nicht besser wünschen kann. Hier bleib ich, bis es aufhört zu regnen. Wie es scheint, wohnt hier niemand — desto besser! Ich werde mich sogleich häuslich einrichten!" Das that sie denn auch. — Sie war eben daran, das Regenwasser aus den Schuhen zu gießen, als sie bemerkte, daß draußen eine kleine Grille stand, die auf dem Rücken ihr Violinchen trug. „Hör, Ameischen," hub die Grille an, „ist es erlaubt, hier unterzutreten?" — „Nur immer herein!" erwiderte die Ameise; „es ist mir lieb, daß ich Gesellschaft bekomme." — „Ich habe heute," sagte die Grille, „im Heidekrug zur Kirmes aufgespielt. Es ist ein bißchen spät geworden, und nun freue ich mich, daß ich hier die Nacht bleiben kann; denn das Wetter ist ja schrecklich, und wer weiß, ob ich noch ein Wirtshaus offen finde."

Also trat Grillchen ein, hing sein Violinchen auf und setzte sich zu der Ameise. Noch nicht lange saßen sie da, als sie in der Ferne ein Lichtchen schimmern sahen. Als es näher kam, erkannten sie es als ein Laternchen, das ein Johanniswürmchen in der Hand trug. „Ich bitt euch," sagte das Johanniswürmchen höflich grüßend, „laßt mich die Nacht hier bleiben! Ich wollte eigentlich nach Moosbach zu meinem Vetter, habe mich aber im Walde verirrt und weiß weder aus noch ein." — „Nur immer zu!" sagten die beiden, „es ist recht gut für uns, daß wir Beleuchtung bekommen." Gern folgte Johanniswürmchen der Einladung und stellte sein Laternchen auf den Tisch. Der Schein des Lichtchens führte ihnen bald einen Wanderer zu, der ziemlich ungeschickt über Laub und Moos herangestolpert kam. Es war ein Käfer von der großen Art. Ohne guten Abend zu sagen, trat er ein. „Aha!" rief er, „so bin

ich doch recht gegangen, und dies ist die Zimmergesellen-Herberge." — Mit diesen Worten setzte er sich, holte seinen Schnappsack hervor und begann sein Abendbrot zu verzehren. „Ja, ja," sagte er, „wenn man den ganzen Tag über Holz gebohrt hat, dann schmeckt das Essen." Als er mit dem Essen fertig war, stopfte er sich seine Pfeife, ließ sich vom Johanniswürmchen Feuer geben, zündete an und fing an, ganz gemütlich zu rauchen. Unterdessen war es draußen ganz dunkel geworden und das Wetter schlimmer als vorher, da traf zu allgemeiner Verwunderung noch ein später Gast ein. Schon seit längerer Zeit hörte man in der Ferne ein eigentümliches Schnaufen; dies kam langsam näher und näher, und endlich erschien unter dem Pilze eine Schnecke, die ganz außer Atem war. „Das nenne ich laufen!" rief sie; „wie bin ich gejagt! ordentlich das Milzstechen hab ich bekommen. Ich will nur gleich bemerken, daß ich im nächsten Dorfe eine Bestellung zu machen habe, die Eile hat. Aber niemand kann über seine Kräfte, besonders wenn er sein Haus trägt. Wenn die Gesellschaft erlaubt, will ich hier ein paar Stündchen rasten; dann kann ich nachher wieder galoppieren, als gälte es, den Dampfwagen einzuholen." Niemand hatte etwas dagegen, daß sich die Schnecke ein gemütliches Plätzchen aussuchte. Da setzte sie sich vor ihre Hausthür, holte ein Strickzeug hervor und fing an zu stricken. So waren nun die fünfe da versammelt, als die Ameise das Wort nahm und also sprach: „Warum sitzen wir so trübselig bei einander und langweilen uns, da wir uns doch die Zeit auf angenehme Weise verkürzen könnten? Ich habe daran gedacht, daß wir uns Geschichten erzählen sollten, und gern würde ich selbst den Anfang machen, wenn ich nur eine recht hübsche Geschichte wüßte. Nun ist mir aber eben etwas noch Besseres eingefallen. Ich sehe, daß die Grille ihr Violinchen bei sich hat. Wenn sie nicht gar zu müde ist, möcht ich sie bitten, uns ein lustiges Stückchen zu spielen, damit wir eins tanzen können."

Dieser Vorschlag der Ameise fand allgemeinen Beifall. Die Grille aber ließ sich nicht lange nötigen, sondern stellte sich sogleich mit ihrem Violinchen in die Mitte und spielte das lustigste Tänzchen herunter, welches sie auswendig wußte, während die

andern um sie herumtanzten. Nur die Schnecke tanzte nicht mit. „Ich bin," sagte sie, „nicht gewöhnt an das schnelle Herumwirbeln; mir wird zu leicht schwindelig. Aber tanzt, soviel ihr wollt, ich sehe mit Vergnügen zu und mache meine Bemerkungen." — Die andern ließen sich denn auch gar nicht stören, sondern jubelten so laut, daß man es auf drei Schritte Entfernung hören konnte. Aber ach! durch welch ein furchtbares, ungeahntes Ereignis wurde plötzlich ihr Fest unterbrochen! Der Pilz, unter welchem die lustige Gesellschaft tanzte, gehörte leider einer alten Kröte. An schönen Tagen saß sie oben auf dem Dache, wie die Kröten zu thun pflegen; trat aber schlecht Wetter ein, so kroch sie unter den Pilz, und es konnte ihretwegen regnen von Pfingsten bis Weihnachten.

Diese Kröte nun war am Nachmittag nach dem nächsten Moor zu ihrer Base, einer Unke, gegangen und hatte sich mit derselben bei Kaffee und Napfkuchen so viel erzählt, daß es darüber dunkel geworden war. Jetzt am Abende kam sie ganz leise nach Hause geschlichen. Über den Arm hatte sie ihren Arbeitsbeutel hängen, und in der Hand trug sie einen roten Regenschirm mit messingener Krücke. Als sie in ihrem Hause den Jubel hörte, trat sie noch leiser auf; so kam es, daß die Leutchen drinnen sie nicht eher gewahr wurden, als bis sie mitten unter ihnen stand.

Das war eine unerwartete Störung! Der Käfer fiel vor Schreck auf den Rücken, und es dauerte fünf Minuten, ehe er wieder auf die Beine kommen konnte. Das Leuchtkäferchen dachte zu spät daran, daß es sein Laternchen hätte auslöschen sollen, um in der Dunkelheit zu entwischen.

Die Grille ließ mitten im Takt ihr Violinchen fallen, die Ameise sank aus einer Ohnmacht in die andere, und selbst die Schnecke, die sonst nicht leicht aus der Fassung zu bringen ist, bekam Herzklopfen. Sie wußte sich aber schnell zu helfen; sie kroch in ihr Häuschen, riegelte die Thür hinter sich ab und sprach zu sich: „Was da will, kann kommen! Ich bin für niemand zu sprechen." — Nun hättet ihr aber hören sollen, wie die Kröte die armen Leute herunter machte! „Sieh einmal an," rief sie zornig und schwang ihren Regenschirm, „da hat sich ja ein

ſchönes Lumpengeſindel zuſammengefunden! Iſt das hier eine Herberge für Landſtreicher und Dorfmuſikanten? Ich ſag es ja, nicht aus dem Haus kann man gehen, gleich iſt der Unfug los! Augenblicklich packt jetzt eure Siebenſachen ein, und dann fort mit euch, oder ich will euch ſchon Beine machen!" — Was war zu thun? Die armen Leute wagten gar nicht, ſich erſt aufs Bitten zu legen, ſondern nahmen ſtill ihre Sachen auf, riefen der Schnecke durchs Schlüſſelloch zu, daß ſie mitkommen ſolle, und als auch dieſe ſich fertig gemacht hatte, zogen ſie alle zuſammen von dannen. Das war ein kläglicher Auszug! Voran das Johanniswürmchen, um auf dem Wege zu leuchten, dann der Käfer, dann die Ameiſe, dann das Grillchen und zuletzt die Schnecke. Der Käfer, der eine gute Lunge hatte, rief von Zeit zu Zeit: „Iſt hier kein Wirtshaus?" Aber alles Rufen war vergeblich. Als ſie ein Stück gegangen waren, merkten ſie, daß die Schnecke nicht mehr bei ihnen war. Sie riefen alle zuſammen in den Wald zurück: „Schnecke! Schnecke! beeil dich!" — erhielten aber keine Antwort. Die Schnecke mußte wohl ſoweit zurückgeblieben ſein, daß ſie dieſe Rufe nicht mehr hören konnte. Die andern zogen betrübt weiter, und nach langem Umherirren fanden ſie unter einer Baumwurzel ein leidlich trockenes Plätzchen. Da brachten ſie die Nacht zu unter großer Unruhe und ohne viel zu ſchlafen. Wenn ſie auch mit heiler Haut davon gekommen, es blieb doch immerhin ein ſchlimmes Abenteuer, und die mit dabei geweſen ſind, werden daran denken, ſo lange ſie leben.

Richard von Volkmann (Leander).

86. Der Wunschring.

Ein junger Bauer, mit dem es in der Wirtschaft nicht recht vorwärts gehen wollte, saß auf seinem Pfluge und ruhte einen Augenblick aus, um sich den Schweiß vom Angesichte zu wischen. Da kam eine alte Hexe vorbeigeschlichen und rief ihm zu: „Was plagst du dich und bringst's doch zu nichts? Geh zwei Tage lang gerade aus, bis du an eine grosse Tanne kommst, die frei im Walde steht und alle anderen Bäume überragt. Wenn du sie umschlägst, ist dein Glück gemacht.“

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, nahm sein Beil und machte sich auf den Weg. Nach zwei Tagen fand er die Tanne. Er ging sofort daran, sie zu fällen, und in dem Augenblicke, wo sie umstürzt, und mit Gewalt auf den Boden schlug, fiel aus ihrem höchsten Wipfel ein Nest mit zwei Eiern heraus. Die Eier rollten auf den Boden und zerbrachen, und wie sie zerbrachen, kam aus dem einen Ei ein junger Adler heraus, und aus dem andern fiel ein kleiner, goldner Ring. Der Adler wuchs zusehends, bis er wohl halbe Manneshöhe hatte, schüttelte seine Flügel, als wollte er sie probieren, erhob sich etwas über die Erde und rief dann:

„Du hast mich erlöst! Nimm zum Dank den Ring, der in dem andern Ei gewesen ist! Es ist ein Wunschring. Wenn du ihn am Finger umdrehst und dabei einen Wunsch aussprichst, wird er alsbald in Erfüllung gehen. Aber es ist nur ein einziger Wunsch im Ring. Ist der gethan, so hat der Ring alle weitere Kraft verloren und ist nur wie ein gewöhnlicher Ring. Darum überlege dir wohl, was du dir wünschst, auf daß es dich nicht nachher gereue.“

Darauf erhob sich der Adler hoch in die Luft, schwebte lange noch in großen Kreisen über dem Haupte des Bauers und schoß dann wie ein Pfeil nach Morgen.

Der Bauer nahm den Ring, steckte ihn an den Finger und begab sich auf den Heimweg. Als es Abend war, langte er in einer Stadt an; da stand der Goldschmied im Laden und hatte viel köstliche Ringe feil. Da zeigte ihm der Bauer seinen Ring und fragte ihn, was er wohl wert wäre. „Einen Pappenstiel!“ versetzte der Goldschmied. Da lachte der Bauer laut auf und erzählte ihm, daß es ein Wunschring sei und mehr wert als alle Ringe zusammen, die jener feil hielte. Doch der Goldschmied war ein falscher, ränkevoller Mann. Er lud den Bauer ein, über Nacht bei ihm zu bleiben, und sagte: „Einen Mann, wie dich, mit solchem Kleinode, zu beherbergen, bringt Glück; bleibe bei mir!“ bewirtete ihn aufs schönste mit Wein und glatten Worten, und als er nachts schlief, zog er ihm unbemerkt den Ring vom Finger und steckte ihm statt dessen einen ganz gleichen, gewöhnlichen Ring an.

Am nächsten Morgen konnte es der Goldschmied kaum erwarten, daß der Bauer aufbräche. Er weckte ihn schon in der frühesten Morgenstunde und sprach: „Du hast noch einen weiten Weg vor dir. Es ist besser, wenn du dich früh aufmachst.“

Sobald der Bauer fort war, ging er eiligst in seine Stube, schloß die Läden, damit niemand etwas sähe, riegelte dann auch noch die Thüre hinter sich zu, stellte sich mitten in die Stube, drehte den Ring um und rief: „Ich will gleich hunderttausend Thaler haben!“

Kaum hatte er dies ausgesprochen, so fing es an Thaler zu regnen, harte, blanke Thaler, als wenn es mit Mulden gösse, und die Thaler schlugen ihm auf Kopf, Schultern und Arme. Er fing an kläglich zu schreien und wollte zur Thüre springen, doch ehe er sie erreichen und aufriegeln konnte, stürzte er, am ganzen Leibe blutend, zu *Boden.* *Aber* das Thalerregnen nahm kein Ende, und bald

brach von der Last die Diele zusammen, und der Goldschmied mitsamt dem Gelde stürzte in den tiefen Keller. Darauf regnete es immer weiter, bis die hunderttausend voll waren, und zuletzt lag der Goldschmied tot im Keller und auf ihm das viele Geld. Von dem Lärm kamen die Nachbarn herbeigeeilt, und als sie den Goldschmied tot unter dem Gelde liegen fanden, sprachen sie: „Es ist doch ein großes Unglück, wenn der Segen so knüppeldick kommt!“ Darauf kamen auch die Erben und teilten.

Unterdes ging der Bauer vergnügt nach Hause und zeigte seiner Frau den Ring. „Nun kann es uns gar nicht fehlen, liebe Frau,“ sprach er, „unser Glück ist gemacht, wir wollen uns nur recht überlegen, was wir uns wünschen wollen!“

Doch die Frau wußte gleich guten Rat. „Was meinst du,“ sagte sie, „wenn wir uns noch etwas Acker wünschten? Wir haben gar so wenig. Da reicht so ein Zwickel gerade zwischen unsere Äcker hinein; den wollen wir uns wünschen.“

„Das wäre der Mühe wert!“ erwiderte der Mann. „Wenn wir ein Jahr lang tüchtig arbeiten und etwas Glück haben, können wir ihn uns vielleicht kaufen.“ Darauf arbeiteten Mann und Frau ein Jahr lang mit aller Anstrengung, und bei der Ernte hatte es noch nie so geschüttet wie dieses Mal, so daß sie sich den Zwickel kaufen konnten und noch ein Stück Geld übrig blieb. „Siehst du!“ sagte der Mann, „wir haben den Zwickel, und der Wunsch ist immer noch frei.“

Da meinte die Frau, es wäre wohl gut, wenn sie sich noch eine Kuh wünschten und ein Pferd dazu. „Frau“, entgegnete abermals der Mann, indem er mit dem übriggebliebenen Gelde in der Hosentasche klapperte, „was wollen wir wegen solch einer Lumperei unsern Wunsch vergeben? Die Kuh und das Pferd kriegen wir auch so.“

Und richtig, nach abermals einem Jahre waren die Kuh und das Pferd reichlich verdient. Da rieb sich der

Mann vergnügt die Hände und sagte: „Wieder ein Jahr den Wunsch erspart und doch alles bekommen, was man sich wünschte. Was wir für ein Glück haben!“ Doch die Frau redete ihrem Manne ernsthaft zu, endlich einmal an den Wunsch zu gehen.

„Ich kenne dich gar nicht wieder,“ versetzte sie ärgerlich. „Früher hast du immer geklagt und gebarmt und dir alles Mögliche gewünscht, und jetzt, wo dus haben kannst, wie dus willst, plagst und schindest du dich, bist mit allem zufrieden und läßt die schönsten Jahre vergehen. König, Kaiser, Graf, ein großer, dicker Bauer könntest du sein, alle Truhen voll Geld haben — und kannst dich nicht entschließen, was du wählen willst.“

„Laß doch dein ewiges Drängen und Treiben!“ erwiderte der Bauer. „Wir sind beide noch jung, und das Leben ist lang. Ein Wunsch ist nur in dem Ringe, und der ist bald verthan. Wer weiß, was uns noch einmal zustößt, wo wir den Ring brauchen! Fehlt es uns denn an etwas? Sind wir nicht, seit wir den Ring haben, schon so herauf gekommen, daß sich alle Welt wundert? Also sei verständig. Du kannst dir ja mittlerweile immer überlegen, was wir uns wünschen könnten.“

Damit hatte die Sache vorläufig ein Ende. Und es war wirklich, als wenn mit dem Ringe der volle Segen ins Haus gekommen wäre, denn Scheuern und Kammern wurden von Jahr zu Jahr voller und voller, und nach einer längeren Reihe von Jahren war aus dem kleinen, armen Bauer ein großer, dicker Bauer geworden, der den Tag über mit den Knechten schaffte und arbeitete, als wollte er die ganze Welt verdienen, nach der Vesper aber behäbig und zufrieden vor der Hausthüre saß und sich von den Leuten guten Abend wünschen ließ.

So verging Jahr um Jahr. Dann und wann, wenn sie ganz allein waren und niemand es hörte, erinnerte zwar die Frau ihren Mann immer noch an den Ring und machte *ihm allerhand* Vorschläge. Da er aber jedesmal erwiderte,

es habe noch vollauf Zeit, und das Beste falle einem stets zuletzt ein, so that sie es immer seltener, und zuletzt kam es kaum noch vor, daß auch nur von dem Ringe gesprochen wurde. Zwar der Bauer selbst drehte den Ring täglich wohl zwanzig Mal am Finger um und besah sich ihn, aber er hütete sich, einen Wunsch dabei auszusprechen.

Und dreißig und vierzig Jahre vergingen, und der Bauer und seine Frau waren alt und schneeweiß geworden, der Wunsch aber war immer noch nicht gethan. Da erwies ihnen Gott eine Gnade und ließ sie beide in einer Nacht selig sterben.

Kinder und Kindeskinder standen um ihre beiden Särge und weinten, und als eins von ihnen den Ring abziehen und aufheben wollte, sagte der älteste Sohn:

„Laßt den Vater seinen Ring mit ins Grab nehmen. Er hat sein lebtag seine Heimlichkeit mit ihm gehabt. Es ist wohl ein liebes Andenken. Und die Mutter besah sich den Ring auch so oft; am Ende hat sie ihn dem Vater in ihren jungen Tagen geschenkt.“

So wurde denn der alte Bauer mit dem Ringe begraben, der ein Wunschring sein sollte und keiner war und doch so viel Glück ins Haus gebracht hatte, als ein Mensch sich nur wünschen kann. Denn es ist eine eigene Sache mit dem, was richtig und was falsch ist; und schlecht Ding in guter Hand ist immer noch sehr viel mehr wert, wie gut Ding in schlechter.

Otto Willmann.

87. Krösus und Solon.

Krösus war ein Lyder von Geburt und Herr über alle Völker innerhalb des Halysflusses, der von Mittag her nach dem Nord zu sich in das schwarze Meer ergießt.

In dieser Zeit, als Sardes in hoher Blüte stand, ka-

men die Weisen aus Hellas dorthin und so auch Solon, ein Mann von Athen, der den Athenern auf ihr Verlangen Gesetze gegeben hatte. Als er ankam, nahm ihn Krösus gastlich in der Königsburg auf, und am dritten oder vierten Tage ließ er ihn durch seine Diener in die Schatzhäuser führen und ihm alle Herrlichkeiten daselbst zeigen. Nachdem er aber alles geschaut und nach Gefallen betrachtet, fragte ihn Krösus also:

„Mein Gastfreund von Athen! Zu uns ist vielfache Kunde gekommen von dir, deiner Weisheit und den weiten Reisen, die du aus Wißbegierde unternommen, und es verlangt mich sehr, dich zu fragen, ob du einen Menschen gefunden hast, der der glücklichste von allen ist.“ So fragte er, in der Hoffnung, er werde dieser glücklichste sein. Allein Solon schmeichelte nicht, sondern redete nach der Wahrheit also: „Ja, König, den Tellus von Athen.“ Da wunderte sich Krösus und fragte angelegentlich: „Warum denn hältst du den Tellus für den glücklichsten?“ Und jener sprach:

„Tellus lebte, als die Stadt blühete; er hatte Söhne, die schön und gut waren, und sah Kinder von ihnen allen, die am Leben blieben. Dazu war er, nach unserer Schätzung, wohlhabend, und es nahm sein Leben ein glänzendes Ende. Denn als die Athener einst wider ihre Nachbarn zu Eleusis stritten, zog er mit aus, schlug die Feinde in die Flucht und fand den schönsten Tod. Die Athener bestatteten ihn von Gemeinde wegen an dem Orte, wo er gefallen war, und ehrten ihn höchlich.“

Da nun Krösus durch Solons Bericht von Tellus hohem Glücke neugierig geworden, so fragte er, wen Solon nach jenem als den glücklichsten gesehen, denn er glaubte, wenigstens den zweiten Preis zu erhalten. Solon aber sprach: „Kleobis und Biton, ihres Stammes Argeier; sie hatten, was sie bedurften, und dazu eine so große Leibesstärke, daß beide Kampfpreise davontrugen. Auch wird von ihnen folgendes erzählt: Als die Argeier einst der Hera ein Fest

feierten, mußte der beiden Mutter zum Tempel fahren, aber die Rinder kamen nicht zur rechten Zeit vom Felde. Da es dringlich war, so traten die Jünglinge selber unter das Joch, zogen den Wagen mit ihrer Mutter und legten so fünfundvierzig Stadien bis zu dem Tempel zurück. So thaten sie — die ganze Festversammlung war Zeuge — und es ward ihnen das schönste Lebensende zu teil. Da hat die Gottheit recht gezeigt, daß dem Menschen sterben besser ist als leben. Als nämlich die Argeier die Jünglinge um ihrer Gesinnung willen und die Argeierinnen die Mutter um ihrer Söhne willen priesen, da betete die Mutter in der Herzensfreude über der Kinder That und deren Ruhm vor dem Götterbilde, die Göttin möge Kleobis und Biton, ihren Kindern, die ihr so hohe Ehre erwiesen, gewähren, was für die Menschen der größte Segen sei. Das Gebet ward erhört. Als Opfer und Mahl gefeiert war, entschlummerten die Jünglinge im Heiligtume selber und standen nicht mehr auf; das war ihres Lebens Ende. Die Argeier aber errichteten ihnen, als den trefflichsten Männern, Bildsäulen in Delphi."

Diesen also gab Solon den zweiten Preis der Glückseligkeit. Darüber war Krösus ungehalten und sprach: „Mein Gastfreund von Athen, so wenig also gilt dir mein eigenes Glück, daß du mich hinter Menschen ohne Amt und Herrschaft stellst?"

Da sprach jener: „O Krösus, mich fragst du um der Menschen Geschick, der ich weiß, wie eifersüchtig und unberechenbar die Gottheit ist? In der langen Zeit des Lebens muß man gar vieles erfahren, was man lieber nicht erführe, und mancherlei durchmachen. Ich nehme als des Lebens Dauer siebenzig Jahre an: aber von den vielen Tagen dieser Jahre ist keiner dem andern gleich. So ist, o Krösus, der Mensch ein Spielball des Geschickes. Ich sehe, daß du reich bist und über viele Menschen gebietest; allein den Namen, den du verlangst, kann ich dir erst geben, wenn ich erfahren, daß du dein Leben auch glücklich beschlossen

hast. Denn der Reiche ist nicht glücklicher, als wer nur sein täglich Brot hat, wenn ihm das Geschick nicht seinen Reichtum bis zum Lebensende bewahrt, und erst, wer freudig sein Leben beschließt, verdient, o König, jenen Namen. Denn es gilt bei allen Dingen, auf das Ende zu sehen, worauf sie hinauslaufen. Die Gottheit hat schon vielen das Glück vor Augen gehalten und sie dann zu tiefem Falle kommen lassen."

Mit solchen Worten gewann er Krösus Gunst gar wenig, und dieser entließ ihn mit weit geringerer Aufmerksamkeit, da er seine Warnung, bei jedem Dinge das Ende zu erwarten und sich nicht an das Glück der Gegenwart zu halten, nicht als weise erkennen wollte.

Johann Heinrich Zschokke.

88. Der Frühling.

Wärmere Lüfte umwehen mich und tragen mir balsamische Gerüche von tausend und tausend aufgeschlossenen Blumen zu. Mit hellem Grün leuchten Wälder und Hügel auf mich her, und ein silberner Regen von Blüten träuft von den Bäumen unter jedem Schauer des Windes auf mich hernieder. Der Bach, welcher noch vor wenigen Wochen von hartem Eise starrte, fließt im grünen Schatten hangender Gesträuche fröhlich dahin, und Blumen bekränzen sein Ufer. Gleich lebenden Blüten gaukeln Schmetterlinge durch die Luft; Käfer summen im warmen Sonnenstrahl, und Lerchen singen über Kornfeldern, indem sie dem glänzenden Tagesgestirn entgegenschweben.

Welch eine Pracht rings umher! Mit wie wunderbaren Farben prangen die Blumen des Gartens! Sie enthüllen sich eine um die andere in ihren schönen, mannigfaltigen Gestalten, öffnen ihre geheimen Kelche und gießen süßen Duft über die Erde hin.

Ist dies noch die Welt, welche vor wenigen Monaten vor meinen Augen so ausgestorben dalag? Ist es noch dieselbe Welt, wo vor kurzem alles, in Schnee und Frost erstarrt, wie in einem einzigen, weiten Grabe beisammenlag? Da schwieg der Schöpfung Lobgesang, wenn nicht vielleicht noch dort und hier aus einsamen Hütten ein Seufzer des Dankes zu Gott aufstieg. Wie schaudernd war die Stille! Nun aber wacht der laute Jubel auf und begrüßt den kommenden Lenz. Und jeder Sänger in der Luft entfleucht dem Wintergrabe, und Flur und Hain ertönen von frohen Liedern. Quell und Bach und Strom und Meer frohlocken. Anbetung des Ewig-Gütigen und Lob des Herrn ist die ganze Natur in der Feier ihrer wundervollen Auferstehung.

89. Der Herbst.

Mit mannigfaltigen Farben prangen nun die Wälder an den Hügeln und verschönern den Erdball mit vorher unbekannter Pracht. Das welkende Laub sinkt golden und purpurn beim Rauschen des Windes herab und bedeckt die zahllosen Samen der Pflanzen mit sanfter Hülle gegen des künftigen Winters Frost und gibt durch seine Verwesung dem Erdboden neue Kraft, diesen Samen im Frühling zu ernähren. Nichts, o Allmächtiger, ist in deiner Schöpfung zu klein und zu gering. Alles versorgest, alles erhältst du mit alles umfassender Vatergunst. Selbst das kleinste Samenkorn, welches der Mensch kaum bemerkt, über welches er gleichgültig hinschreitet, bedeckst du erwärmend, und du bereitest ihm Nahrung.

Der Herbst zeigt mir in den zahllosen Früchten und Samen der Bäume, Gesträuche, Stauden und Pflanzen, die von der Hand des Sturms über die Welt ausgesäet werden, lebhaft die ewige Ordnung der Schöpfung. Hier ist die Erhaltung des Ganzen, wie des Einzelnen. Hier ist kein ausfallendes Glied in der Kette der Natur.

Noch vor wenigen Wochen prangten die Felder mit der goldenen Frucht der Ähre — sie sind öde und füllen die

Scheunen. Eine unendliche Menge sterblicher Familien ist durch den Segen Gottes reich geworden und erfreut sich der Fülle. Die Fruchtbäume senken ihre mit reifem Obst belasteten Zweige unsern Händen entgegen. Zum erfreuenden Labetrunk gärt im warmen Sonnenstrahl noch die Traube in den Weinbergen. Der Monarch und der Bettler, alle sollen sich dieser Fülle erfreuen. Und auch für den kleinsten Wurm im Staube ist gesorgt, daß er nicht vergehe, sondern Nahrung finde in dem allgemein verbreiteten Reichtum.

90. Der Morgen.

Die Nacht hat ihr erquickendes Werk vollbracht; sie hat dem Müden neue Kraft, sie hat dem Kranken balsamischen Schlummer, dem Unglücklichen Träume des Trostes gegeben. Nahe ist die Stunde des Erwachens aller. Schon umschwimmt eine blasse Dämmerung die Hügel und Wälder; Hütten und Gebüsche treten schon verworren und klarer aus den geheimen Finsternissen, und silberweiße Nebel lagern auf den Wiesen und über den Flüssen enger zusammengedrängt. Zu den Wolken des Himmels steigt singend die Lerche, um den werdenden Tag zu begrüßen, aus der Ferne herüber tönt des Hahnes Krähen und verkündet den anbrechenden Morgen. Kalt und düster schweben, wie riesenhafte Schatten, am Rande des Gesichtskreises die hohen Gebirge.

Immer heller glänzen die Farben der nahen Gegenstände. Der Morgenstern funkelt blaß über Gewölke nieder, deren Saum sich in der Tiefe entzündet und mit dunkler Glut über die Fluren leuchtet. Ein goldnes Feuer strömt durch den ganzen Himmel herauf; es wird gewaltiger von Augenblick zu Augenblick. Die Vögel in den Gebüschen erwachen und entflattern ihren Nestern; die Herden werden rege; der thätige Landmann tritt vor die Hütte in die Wohlgerüche der blumenreichen Flur hinaus. Aber tiefe Stille waltet noch immer in der Welt, und wie in großer Erwartung liegt alles lauschend da.

Und ein kühler Hauch von Morgen her durchschauert

alle Wesen, durchbebt die blühenden Zweige des Baums, und die Blumen des Feldes zittern darin. Die Gebirge erglänzen. Wie schimmernde Rauchsäulen wälzen sich plötzlich die Nebel von Wiesen und Strömen gen Himmel empor. Es rauscht freudiger die Welle des Baches; die Lüfte ertönen vom Gesang mannigfaltiger Vögel; frohes Leben rauscht in Dörfern und Städten — die ganze Erde jauchzt, der ganze Himmel flammt — — die Sonne ist aufgegangen!

Gottes Tempel ist aufgeschlossen. Die Sonne hat den heiligen Vorhang hinweggezogen von der Herrlichkeit der Schöpfung. Der Erdball ist ein einziger Altar. Alles, was Odem hat, preiset durch freudiges Gefühl den verborgenen Vater, den so viel Glanz umhüllt. Der Morgenstern verschwindet, um andern Welten die Macht des Schöpfers zu preisen.

Verschiedenes.

*91. Etliche Streiche Till Eulenspiegels.

I. Wie Eulenspiegel Brot gebacken hat.

In Braunschweig verdingte sich Eulenspiegel bei einem Bäcker. Als er nun zween Tage bei ihm gewesen war, hieß ihn der Bäcker des Abends backen. Eulenspiegel sprach: „Ja, was soll ich aber backen?“ Der Bäcker sprach in Spott zu ihm: „Bist du ein Bäckerknecht und fragst erst, was du backen sollst? Was pflegt man zu backen? Eulen und Meerkatzen.“ Und hiemit ging er schlafen. Da ging Eulenspiegel in die Backstube und machte den Teig zu eitel Eulen und Meerkatzen und buk die. Des Morgens stand der Meister auf und wollte ihm helfen, und als er in die Backstube kam, fand er weder Wecke noch Semmel, sondern eitel Eulen und Meerkatzen. Da ward der Meister zornig und sprach: „Was hast du gebacken?“ Eulenspiegel antwortete: „Was Ihr mich geheißen habt, Eulen und Meerkatzen.“ Der Bäcker sprach: „Was soll ich mit der Ware

thun? solch Brot ist mir zu nichts nutz; ich kann das nicht zu Geld machen." Hiemit griff er ihn beim Hals und sprach: „Bezahl mir meinen Teig!" Eulenspiegel sprach: „Ja, wenn ich Euch den Teig bezahle, soll dann die Ware mein sein, die davon gebacken ist?" Der Meister sprach: „Was frag ich nach solcher Ware? Eulen und Meerkatzen dienen mir nicht auf meinen Laden." Also bezahlte Eulenspiegel dem Bäcker seinen Teig und nahm die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb und trug sie aus dem Haus in die Herberge zum wilden Mann. Und Eulenspiegel gedachte bei sich selbst: „Du hast immer gehört, man könne nichts so Seltsames gen Braunschweig bringen, daraus man nicht Geld löse." Nun war es gerade am St. Niklas-Abend. Da ging Eulenspiegel vor die Kirche mit seiner Kaufmannsware und verkaufte die Eulen und Meerkatzen alle und löste viel mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte.

II. Eulenspiegel bestellt eine grofse Tasche.

Zu Helmstedt wohnte ein Taschenmacher; zu dem kam Eulenspiegel und fragte, ob er ihm eine große, hübsche Tasche machen wollte. Der Meister sprach: „Ja; wie groß soll sie sein?" Eulenspiegel sprach, er solle sie groß genug machen. Der Taschenmacher machte also Eulenspiegeln eine große Tasche. Als er nun kam und die Tasche besah, sprach er: „Die Tasche ist nicht groß genug; das ist ein Täschlein; macht mir eine, die groß genug sei, ich will sie Euch wohl bezahlen." Der Taschenmacher machte ihm eine Tasche von einer ganzen Kuhhaut und machte sie so groß, daß man wohl ein jährig Kalb hinein gethan hätte. Als nun Eulenspiegel dazu kam, gefiel ihm die Tasche wieder nicht, und er sprach, die Tasche wäre nicht groß genug; wollt er ihm aber eine machen, die groß genug wäre, so wollt er ihm zwei Gulden darauf geben. Der Taschenmacher nahm die zwei Gulden und machte ihm eine Tasche, dazu er drei Ochsenhäute nahm. Als nun Eulenpiegel kam,

sprach er: „Meister, diese Tasche genügt; aber die große Tasche, die ich meinte, ist es nicht. Wenn Ihr mir aber eine große Tasche machen wollt, daß ich stets einen Pfennig daraus nehmen könnte, und noch zweie darin blieben und ich nie auf den Boden griffe, die wollt ich Euch abkaufen und bezahlen.“ Also ging er hinweg und ließ ihm die Tasche und die zwei Gulden; der Taschenmacher hatte aber wohl für zehn Gulden Leder verschnitten.

III. Wie Eulenspiegel Milch einkaufte.

Seltsame und lächerliche Dinge trieb Eulenspiegel zu Bremen. Denn eines Mals kam Eulenspiegel dahin auf den Markt und sah, daß die Bäuerinnen viel Milch zu Markte brachten. Da nahm er eine große Bütte und setzte sie auf den Markt und kaufte alle Milch, die auf den Markt kam, und ließ sie in die Bütte schütten und sagte den Frauen, sie sollten so lange warten, bis er die Milch bei einander hätte, so wollte er einer jeglichen ihre Milch bezahlen; da saßen die Frauen auf dem Markt im Kreise umher, und Eulenspiegel kaufte der Milch soviel, bis keine Frau mit Milch mehr kam und der Zuber auch schwer voll war. Da sagte Eulenspiegel: „Ich hab für diesmal kein Geld; welche nicht harren will vierzehn Tage, die mag ihre Milch wieder aus der Bütte nehmen!“ und ging damit hinweg. Die Bäuerinnen machten ein Geschrei und Rumoren: die eine hatte soviel gehabt, die andere soviel, die dritte desgleichen, und so fortan, so daß sich die Frauen mit den Eimern, Legeln und Flaschen an den Kopf warfen und schlugen, daß es aussah, als hätte es Milch geregnet.

*92. Von den Schildbürgern.

I. Vom Rathausbau zu Schilda.

Zu Schilda wohnten die Schildbürger; die waren weitberühmt wegen ihrer Klugheit; es gibt jedoch böse und verleumderische Menschen, die nennen die guten Schild-

bürger Narren. Ihr sollt aber hören, was sie thaten, alsdann urteilt selber.

Die Schildbürger wurden einig, ein neues Rathaus zu bauen. Sie hieben nun Holz dazu im Gemeindewald, welcher über einem Berge gelegen war in einem Thal. Nachdem sie die zugerichteten Stämme unter viel Schweißvergießen sowohl den Berg hinauf, als auch jenseits wieder hinabgetragen hatten, geschah es, daß der allerletzte Stamm ihnen entglitt und von selbst den Abhang hinunterrollte, dahin, wohin er sollte. Da erkannten die Schildbürger, wie dumm sie gewesen, und um es wieder gut zu machen, trugen sie alles Bauholz, mit Ausnahme des gemeldeten lezten Baumstammes, wieder den Berg hinauf, um nun die Freude zu haben, ein Holz nach dem andern hinabrollen zu lassen.

Das Rathaus bauten sie, um etwas Besonderes zu haben, dreieckig, vergaßen aber, Fenster hineinzumachen. Als es nun fertig war, verwunderten sie sich gar sehr, daß es drinnen so dunkel wäre. Umsonst versuchte die ganze Gemeinde, in Säcken und Körben draußen von der Straße Licht in das Rathaus zu schaffen. Ein reisender Handwerksbursch lehrte sie, durch Abdecken der Ziegel dem Mangel abzuhelfen. Das ging dann den Sommer über gut; als es aber kalt ward und schneite, da behagte es ihnen nimmer, und nachdem sie die Ziegel wieder draufgedeckt und sich mit Lichtspänen eine Weile beholfen hatten, stand plötzlich ein besonders in seinem Innern erleuchteter Schildbürger auf und riet, ob man denn nicht Fenster hineinmachen wolle. „O, was waren wir für Narren! was waren wir für Narren!“ riefen plötzlich alle und beeilten sich sehr, Fenster zu brechen, für jeden Ratsherrn eins besonders.

II. Wie die Schildbürger einen Schultheifs wählten.

Als dem Kaiser viel von der Schildbürger Narrheit erzählt worden war und er einmal in Reichsgeschäften in jener Gegend weilte, beschloß er, auch einmal nach Schilda zu kommen. Da dachten die klugen Bürger daselbst, sie

wollten den zum Schultheiß wählen, der am besten reimen könne, auf daß er in einer gereimten Ansprache den Kaiser begrüßen möge. Der Tag der Schulzenwahl erschien; da trat denn einer herein und sagte:

„Ich bin ein rechtschaffener Bauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand."

Ein anderer:

„Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehne mein Spieß an die Mauer."

Wieder einer hub an:

„Ich bin genannt der Hänslein Stolz
Und fahre einen Wagen mit Scheitern."

Die alle wurden nicht würdig befunden, Schulz zu werden. Auch der nicht, der da sprach:

„Man sagt, ich hab einen dicken Kopf
Und sei ein arger, loser Schelm."

Ebensowenig der fünfte, dessen Spruch hieß:

„Mit Namen heiß ich Hänslein Beck,
Dort steht mein Haus an jenem Ort."

„Merkt auf, was ich sage!" begann der sechste, da sprach er:

„Wer nicht kann wohl reimen und denken,
Den soll man an den Galgen knüpfen."

Viel andere Reime wurden noch vorgebracht; indes stand der arme Säuhirt, dessen kluge Frau ihm einen Reim gesagt hatte, in tausend Ängsten da, bis die Reihe an ihn kam. Er wiederholte sich zehntausendmal das Sprüchlein bei sich, damit er es nicht vergäße. Endlich sollte er herfürtreten. Da sagte er kühnlich:

„Ihr lieben Herrn, ich tret hierher,
Meine Hausfrau, die heißt Katharein,
Sie hilft mir hüten meine Säu
Und trinkt gern guten, kühlen Most."

„Das lautet nach etwas! das lautet nach was!" riefen alle und erwähleten einmütig den Säuhirten zum Schultheiß.

III. Noch etliche Stücklein von den Schildbürgern.

In Schilda war eine alte Mauer von einem verfallenen Gebäu, die sollte abgerissen werden. Da aber obenauf viel hohes Gras wuchs, sollte selbiges doch auch zuvor zu gemeinem Nutz verwandt werden. Einer riet, man solle es abmähen, aber da wollte niemand hinaufsteigen; ein anderer meinte, man solle die Hälmlein einzeln mit Pfeilen herunterschießen; endlich kam der Schultheiß, der traf das beste: er riet, man solle eine Kuh hinaufschaffen, die fräße das Gras ab. Also band man des Schultheißen Kuh einen Strick um den Hals, warf denselben über die Mauer und begann auf der andern Seite zu ziehen. Da die Kuh fast oben war, hing ihr die Zunge zum Maul heraus. „Zieht, ihr Männer, zieht!“ rief der Schultheiß, „sie leckt schon nach dem süßen Gras!“ Aber es war vergebens, die Kuh war tot, und also, da man des Grases nicht habhaft werden konnte, blieb auch die Mauer stehen.

Da einmal in Kriegszeiten das Salz so teuer war, so erwog man in Schilda, ob man nicht welches säen wolle. Das ward ins Werk gesetzt und ein Gemeindeacker mit Salz bestreut. Hüter mit Blasröhren umgingen den Acker, um die Vögel zu schießen, welche das gesäete Salz etwa wegpicken wollten. Nach einiger Zeit begann der Acker zu grünen, und ganz Schilda lief hinaus, das Gedeihen der Salzpflanzen zu sehen. Als aber die Zeit gekommen, daß das Salzkraut reif schien, läutete man die Glocken, daß alle zur Ernte kommen möchten, und sie kamen mit Wagen und Sicheln und Flegeln. Wie sie aber Hand anlegten, biß und brannte sie das Salzkraut so sehr, daß sie es mußten stehen lassen. Es waren aber eitel — Brennesseln!

Als das Kriegsgeschrei immer näher rückte, so wollten die zu Schilda ihr Hab und Gut vor dem Feinde retten, sonderlich aber die Glocken, daß nicht die Kriegsknechte sie raubten und etwan Büchsenkugeln daraus gössen. Nach langem Beraten ward man eins, die Glocken im nahen *See zu versenken*. Also lud man sie in einen Kahn und

führte sie auf den See. Wie man sich anschickte, sie hinabzulassen, sagte einer: „Wie wollen wir sie aber wiederfinden?“ — „Das ist ja ganz einfach,“ sagte der Schultheiß, zog sein Sackmesser und schnitt eine tiefe Kerbe in den Schiffsrand. „Gebt genau acht!“ sprach er, „an dieser Stelle, wo die Kerbe ist, sind die Glocken hinausgeworfen, hier an diesem Schnitt wollen wir sie wiederfinden!“ Also wurden die Glocken versenkt. Nachdem aber der Krieg vorbei war, fand man den Kerbschnitt am Schiff sehr wohl, aber die Glocken fand man nimmer.

*93. Das Patengeschenk.

In Würzburg hat einmal ein reicher und vornehmer Mann den Fürstbischof Julius gebeten, daß er ihm sein Söhnlein aus der Taufe heben möchte. Der Bischof, der ein wohlwollender Herr war und dem vornehmen Manne sehr gewogen, nahm die Patenstelle an und erschien auch zum Kindtaufschmaus. Da ging es hoch her: die Tische krachten und bogen sich, so viel Gebratenes und Gebackenes stand drauf in silbernen Schüsseln, und der köstlichste Frankenwein floß in Strömen. Der vornehme Vater des Täuflings war aber nicht gleichermaßen vornehm von Gesinnung, gedachte vielmehr eine Wurst nach der Speckseite zu werfen, wie man zu sagen pflegt, wenn einer einem etwas schenkt oder eine Artigkeit erweist nicht aus Freundschaft, sondern um etwas Wertvolleres dafür wieder zu bekommen. Der hochwürdige Herr Gevatter schenkte aber vorläufig noch nichts, jedoch sagte er beim Abschied: „Morgen soll auch der kleine Julius sein Patengeschenk haben!“ So sah denn der Kindtaufsvater andern Tags fleißig zum Fenster hinaus und wartete, ob er nicht einen betreßten Diener kommen sähe mit etwas auf dem Arm oder vielleicht gar einen wohlbepackten Wagen. Endlich erschien denn auch ein Bote vom Bischof, aber er hatte nur ein kleines Henkelkörbchen am Arme, das stellte er auf den Tisch und sagte: „Eine Empfehlung von seiner fürstbischöflichen Gnaden, und hier

wäre das Patengeschenk!“ — Und damit war der Diener auch schon fort und zur Thür draus. Wie man aber den Deckel aufhob, da waren lauter ausgesuchte, köstliche Trauben drin. Da nahm der Gevatter ohne Umstände alsbald das Körbchen und schickte es wieder in den bischöflichen Palast: „Eine schöne Empfehlung, und der kleine Säugling könne noch keine Trauben essen, die Eltern aber des Taufkindes hätten ebensolche in ihrem Weinberg und noch viel schönere. Darum wäre es besser, wenn seine fürstbischöflichen Gnaden etwa einem armen Kranken ein Labsal bereiten wollten mit diesen köstlichen Früchten.“ Was thut aber der Fürstbischof? Er packt in Gegenwart des Boten, der das Körbchen zurückgebracht hatte, in aller Seelenruhe die Trauben aus und sagt dabei: „Euer Herr mag recht haben; es ist gewiß auch besser, wenn arme Kranke mein Patengeschenk bekommen!“ Und damit war er auf den Boden des Körbchens gekommen, nahm ein Papier heraus, das zusammengefalten da lag und gab es dem Boten zu lesen: es war eine Schenkungsurkunde über ein prächtiges Schloß mit allem Zubehör. Das hatte der Täufling sollen haben; aber nun zerriß der Bischof den Schenkungsbrief, und aus dem Schloß machte er ein Krankenhaus. Da hätte man sich wünschen mögen, krank zu werden, um auch in die hohen, schönen Zimmer zu kommen und in eins von den breiten Himmelbetten drin. Und er nannte das Schloß das Juliusspital: so heißt es noch heute und besteht schon mehr als dreihundert Jahre. Wie viel tausend arme Kranke es in all dieser Zeit beherbergt hat, das weiß niemand zu sagen; des Bischofs Name aber ist in Segen geblieben.

*94. Die tapfere Besatzung.

Wo zwischen Bingen und Koblenz der Rhein durch das enge Felsenthal sich windet, liegt das altertümliche Städtchen Kaub. Mitten im Strom erhebt sich da die turmreiche, noch wohlerhaltene kleine Zollfestung, genannt die Pfalz, wo Blücher in der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 mit seinem

Heer den Rhein überschritt. Um das Städtchen aber ziehen sich noch, wenn auch hier und da unterbrochen, die alten Ringmauern, und mitten im Orte stehen noch eine Anzahl alter Wachttürme, merkwürdig anzuschauen, mit dicken, schwarzen Mauern, Balkonen und unregelmäßig angebrachten, einst zu Schießscharten dienenden Fenstern. Von einem dieser Türme erzählt man sich folgende Sage:

Als in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges spanische Scharen das Rheinland verwüsteten, kam auch eine Abteilung Spanier gen Kaub und eroberte es in wenig Tagen, da der Kommandant, wie das ja öfter so geht, rasche Übergabe einer langen Belagerung vorzog. Nur einer der Türme, der mitten in der Stadt sich erhob, wurde nicht geöffnet. Vergebens waren alle Aufforderungen des Feindes, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben; die kleine Besatzung hielt tapfer stand, und mancher Spanier verlor durch wohlgezielte Schüsse aus den Schießscharten des Turmes sein Leben. Von Zeit zu Zeit erschienen über der Brüstung oben, vorsichtig spähend, einige Köpfe, aber man konnte gegen die tapfern Verteidiger nichts ausrichten. Stürmen konnte man nicht, denn diese Türme haben ihre Eingangsthür zwanzig und mehr Fuß über dem Erdboden. Da mußte man Leitern anlegen; und ehe es dahin kam, schossen die von oben die Leiteranleger einzeln tot. Die Spanier hatten auch keine schweren Geschütze, und so blieb vier Wochen lang alles unverändert. Der Feind war zwar im Besitze der Stadt, allein dieser Besitz war immerhin unvollständig, denn jeder vermied die Nähe des verhängnisvollen Turmes, schlich sich auf Umwegen um ihn herum oder schaute ängstlich von ferne hinüber.

Endlich, nach vier Wochen, erschien eine weiße Fahne am Turm, das Zeichen, daß man unterhandeln wolle. Eine Trompete schmetterte, und als man durch Gegenzeichen zu verstehen gab, daß man zu Verhandlungen geneigt sei, erschien ein bärtiger Krieger oben an den Zinnen, während gleichzeitig die drohend aus den Mauerluken ragenden

Musketenläufe verschwanden. Die Besatzung erklärte sich bereit, den Turm zu übergeben, jedoch nur, wenn ihr freier Abzug gestattet würde. Der Besitz des Turmes war zu wichtig, und darum, wie auch in anbetracht der glänzenden und ehrenvollen Verteidigung, wurde die Forderung bewilligt. Neugierig pflanzten sich sämtliche Spanier unten am Turme auf, um endlich ihre tapfern, geheimnisvollen Feinde von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Die Trommeln wirbelten — jetzt sollte der feierliche Akt vor sich gehen. Nicht lange, so hörte man mühsam einen Schlüssel sich drehen, eine Thürangel knarrte, die Turmthür oben that sich auf, eine Leiter senkte sich hernieder, und die Besatzung kletterte würdevoll die Sprossen herunter: Ein alter, bärtiger Feldwebel voran, ihm folgte sein Weib, und nach dem Weibe — eine dürre Geiß, niemand mehr und niemand weniger! Diese drei waren die einzigen Insassen des Turmes gewesen. Oben auf dem Turm war ein Grasplätzchen, und einige Sträucher waren aus der Mauer entsprossen; von dem Laub, dem Grase und dem aufgefangenen Regenwasser lebte die Ziege, und die Milch, welche dieses nützliche Tier spendete, stillte in Verbindung mit dem mäßigen Eßvorrat Hunger und Durst des biedern Ehepaares. Endlich hieß es: „Die Alp ist abgeweidet," immer dürrer wurde das segenspendende Tier, auch immer spärlicher das Pulver, und so entschloß man sich und hißte die weiße Flagge auf. Die Spanier wußten lange nicht, ob sie lachen oder sich für verhöhnt ansehen sollten, doch ihr Hauptmann entschied, daß den drei Tapfern nichts Böses geschehen solle, denn sein Wort müsse er halten. Die Erinnerung an diese Begebenheit aber ist bis heute im Munde der Bevölkerung lebendig geblieben.

95. Warum Kaiser Wilhelm die Kornblumen so gern hatte.

Daß die Kornblume, die blaue Cyane, Kaiser Wilhelms Lieblingsblume war, ist allbekannt; weniger bekannt dürfte

es sein, aus welchem Grunde das schlichte Blaublümelein diesen Vorzug genoß.

Als im Jahre 1807 das preußische Königspaar mit seinen Kindern sich vor dem Eroberer Napoleon von Königsberg nach Memel zurückziehen mußte, brach an dem Wagen, worin sich die Königin Luise mit dem zwölfjährigen Kronprinzen und dem zehnjährigen Prinzen Wilhelm befand, ein Rad. Da der Unfall auf offener Landstraße, fern von einem bewohnten Orte, sich zutrug, so suchten die hohen Flüchtlinge während des langen Aufenthaltes ihre trüben Gedanken, sowie auch den sich einstellenden Hunger dadurch zu vertreiben, daß sie in dem nahen Roggenfeld Kornblumen pflückten, aus denen dann die Königin feuchten Auges einen Kranz wand. Der kleine Prinz Wilhelm sah die Thränen seiner geliebten Mutter, konnte aber nicht begreifen, weshalb sie weinte, darum versuchte er sie durch Liebkosungen zu trösten. Die Königin aber, unter Thränen lächelnd, setzte dem Knaben den frischen Kranz aufs lockige Haupt. Jene Stunde ist dem Kaiser zeitlebens unvergeßlich geblieben: jede Kornblume erinnerte ihn an die Thränen der innigstgeliebten Mutter, darum hatte er die Kornblumen so gern.

96. Aus Kaiserin Augustas Jugend.

I. Das Waldhüterkind.

Augusta, die Gemahlin des Kaisers Wilhelm, war eine weimarische Prinzessin, die Enkelin von Karl August, dem berühmten Freunde Göthes und Beschützer der Künste und Wissenschaften, und die Tochter des Erbprinzen Karl Friedrich; ihre Mutter war Maria Paulowna, eine russische Großfürstin. Geboren am 30. September 1811, wuchsen sie und ihre um drei Jahre ältere Schwester Maria, die spätere Prinzessin Karl von Preußen, als unzertrennliches Paar auf. Öfter weilten die Geschwister mit ihren Eltern auf der Wartburg bei Eisenach. Von dort aus machten sie gern einsame Spaziergänge durch den Wald und auf den Bergpfaden.

Auf einer solchen Wanderung fanden sie einmal ein kleines Mädchen am Waldessaume in sitzender Stellung eingeschlafen, während die Händchen mit dem Strickstrumpf in den Schoß gesunken waren. Geweckt durch das laute, fröhliche Lachen der sich Nahenden, griff die Kleine jammernd nach dem Strickstrumpf und sagte: „Ach, jetzt bin ich eingeschlafen und sollte doch den Strumpf fertig stricken. Was wird die Mutter schelten!“ Da sagte die Prinzessin Augusta: „Gib her, ich will dir helfen. Weine aber nicht mehr!“ Und wie unter den Fingern des Fürstenkindes der Strumpf rasch sich zuspitzte und sogar fertig wurde, da lachte das kleine Mädchen und erzählte auf Befragen, daß sein Vater ein Waldhüter sei und zu arm, um es nach Eisenach auf die Schule zu schicken, und es ginge doch so gerne in die Schule. — Und es dauerte nicht lang, da trabte das kleine Mädchen täglich zur Schule nach Eisenach; die Prinzessin hatte es daselbst angemeldet und zahlte das Schulgeld. So oft sie dann nach Eisenach kam, erkundigte sie sich nach ihrem Schützling, und wie sie eines Tages gar selbst in die Schule kam und dort die alte Mutter der Lehrerin auch dasaß, und zwar auf einem harten Holzschemel ohne Lehne, da kam andern Tags ein weicher, bequemer Lehnsessel für das alte Mütterchen an, den hatte die Prinzessin geschickt, und für das Waldhüterkind sorgte sie auch noch lange Zeit.

II. In der Walkmühle.

Ein Lieblingsgang der fröhlichen Kinder war zur Walkmühle an der Ilm, wo die braven Müllersleute Vent wohnten. Die Herrschaften hatten dort ein besonderes Zimmer, das noch heute als „blaue Stube der Kaiserin“ allerlei Andenken an jene Zeit bewahrt. In Fritz Vent, dem Müllerssohn, fanden die Prinzessinnen einen treuen Freund, der ihnen Obst von den Bäumen schüttelte, auch wohl ein Brett als Schaukel über einen Balken legte zum Wippen. Litten dabei die Kleider *Schiffbruch*, dann rang Großmutter Vent die Hände und

klagte: „Ei, Prinzeßchen, was wird man sagen, wenn Ihr so ins Schloß kommt!“ Bei Vents war es zu schön; die Großmutter hatte frische Milch, Honig, Obst, Schinken, und auch zum Schlachtfest kamen die Fürstenkinder hin. Hinwiederum kamen die Müllersleute zuweilen ins Schloß, um allerlei auszurichten, die Großmutter im höchsten Staat, in einem blauen Kleid mit silbernen Knöpfen, weißer Schürze und Tressenmantel; jubelnd holten dann die Prinzessinnen die alte Frau ins Zimmer und bewirteten sie, und Augustas Papagei sprach sogar die Worte: „Augusta, die Karoline ist da.“ Auch als die Prinzessinnen erwachsen waren, hörte der Besuch der Walkmühle nicht auf, dort führten sie ein ländliches, einfaches Leben, den Fritz Vent ernannten sie zum „Fischkoch“, er bekam eine silberne Fischkelle geschenkt und mußte am runden Tisch in der blauen Stube seines Amtes walten und die Fische vorlegen.

Im Jahre 1866 war die Prinzessin als Königin von Preußen noch einmal in der Walkmühle. Sie fand den Fritz noch da, nur war er ein Greis geworden, und wie sie ihn fragte: „Kennen Sie mich noch?“ und er sich nicht besinnen konnte, da sagte sie: „Fritz, ich bin ja die Augusta, die Prinzessin Augusta!“ Und wie er sich entschuldigte, reichte sie ihm die Hand und sagte: „Fritz, wir sind beide alt geworden.“

97. Ein Trunk Wasser.

In einer kleinen Stadt im Schweizerlande wohnte der alte Imhauf. Er war Fuhrmann gewesen, hatte sich wohl für seine alten Tage einen Notpfennig gespart, aber viel war es nicht, und sein Hunger durfte nicht sonderlich groß sein, wenn er satt werden wollte. Weib und Kind hatte er nicht, die für ihn sorgten, und da er alt und schwach geworden war, ließ ihn die Gemeinde umsonst wohnen in einem halbverfallenen Häuschen am Stadtthor. Und doch war der alte Mann reich, denn er hatte ein Herz voller Liebe, und es drängte ihn, andern zu geben und zu helfen.

Aber wie soll man geben, wenn man selbst nichts hat, und wie soll man helfen, wenn man selbst der Hilfe bedarf? Hört, wie der Imhauf es trotz alledem fertig brachte, zu helfen und zu geben:

Jeden Abend, wenn er vor der Thür seines Häuschens saß und die Leute müde vom Felde heimkehrten und auch ab und zu ein fremder Wanderbursch durchs Thor schlich und nach einer Herberge sich umsah, da hatte er einen Krug neben sich stehen, mit dem köstlichen frischen Wasser gefüllt, das im Hof seines Häuschens aus dem Brunnen quoll, und jedermann rief er an und bot ihm einen kühlen Trunk. Und weil das kühle Wasser so labte und so recht von Herzen gespendet ward, so war es bald eine feste Gewohnheit im Städtchen geworden, beim Vater Imhauf zu trinken, auch wohl ein Weilchen mit ihm zu verplaudern. Und mancher arbeitete noch ein Viertelstündchen länger auf dem Acker, weil er wußte, daß er am Thore erquickt wurde, und mancher vergaß ganz, schnell noch einmal ins Wirtshaus zu gehen, weil ja Vater Imhauf seinen Durst schon gestillt und obendrein ihm noch manch gutes Wort auf den Weg gegeben hatte. Und wie der Alte gestorben war, da fehlte er allen, den Armen und den Vornehmen, denn er hatte sie alle getränkt, und alle hatten seine Liebe und Freundlichkeit oft erfahren. Da beschlossen die Bürger, dem armen Fuhrmann ein Denkmal zu errichten, aber eins nach seinem Sinn: da, wo er sonst gesessen neben seinem Krug, steht jetzt ein Brunnen, der sein lebendiges Wasser jedem Durstigen entgegensprudelt; oben aber prangen in Goldbuchstaben die Worte: Liebet einander!

98. Rheinfahrt von Mainz bis Köln.

Es gibt keine vergnüglichere Reise, als auf dem Deck eines Rheindampfers von Mainz nach Köln zu fahren. Man hat alle Bequemlichkeiten, braucht weder Hunger und Durst zu leiden, noch vor Regen, Wind und Sonnenglut zu bangen,

und sieht in Gesellschaft vieler froher Menschen die schönen Ufer an sich vorüberziehen, als wären es Blätter eines Bilderbuches. Von Mainz bis Bingen begleiten uns rechts die blauen, hochragenden Berge des Taunus, immer in einiger Entfernung vom Strome, niedrigere Hügel schieben sich dichter an das Ufer heran, mit Reben bepflanzt, die den köstlichsten Wein liefern, den Deutschland hervorbringt. Steinberger, Rauenthaler, Markobrunner, Johannisberger, was das bedeutet, das weiß man in der ganzen Welt.

Am linken Ufer treten die Berge noch weiter zurück, aber links wie rechts wechseln Weinberge, Obstgärten, Gemüsefelder, Wald, Landhäuser, Schlösser, Kapellen, Dörfer und Städtchen; in dem grünen Strome, der wie ein See sich ausbreitet, reiht sich Insel an Insel, alle mit prächtigen Bäumen bewachsen: das ist Deutschlands Garten, der herrliche Rheingau. Da, wo rechts Rüdesheim, links Bingen liegt, rückt der Taunus, hier Niederwald genannt, bis dicht an den Strom, und von seiner Höhe grüßt das eherne Riesenbild der Germania herunter, das dort oben hingestellt ist zur Erinnerung an die Neugründung des Deutschen Reiches 1871; von links her aber treten die Berge eben so dicht heran. Durch eine enge Felsenpforte wälzt die kleine, schnelle Nahe ihre braungelben Fluten dem Rhein zu, und nun, gerade da, wo mitten im Rhein der sagenberühmte Mäusturm steht, schließen die Rheinufer von links und von rechts her sich auch zu einem Felsenthor zusammen, dem Bingerloch. Auch im Strombett selbst ragen Felsen auf, so daß gewaltige Strudel entstehen, die schon manchem Schiff Verderben gebracht haben. Der mächtige Strom lenkt nun beinahe ganz nach Norden hin, gerade in jenes Felsenloch hinein. Viel schmäler als bisher, weil die Felsenwände ihn einengen, fließt er nunmehr auf eine Strecke von etwa zehn Wegstunden in einer Felsenschlucht hin, um lauter Felsenecken herum. Deren bekanntestes ist die Lorelei, wo ein sechsfaches Echo die Sage hervorgerufen hat von einer Zauberin, die drin sitzt und durch ihren Gesang die

Schiffer anlockt und ins Verderben zieht. Auf den sonnigen Seiten der Felsen stehen Weinstöcke, auf den Schattenseiten Eichengestrüpp, Nußbäume oder auch wirklicher Hochwald. Unten am Ufer erblicken wir altertümliche Städtchen mit schönen Kirchen, Giebelhäusern und halbverfallenen Stadtmauern, an den Felsen aber kleben Burgruinen, teils in Trümmern, mit Epheu umsponnen, teils wieder aufgebaut, wie das herrliche Schloß Stolzenfels.

Wo die breite, schöne Mosel ihre Wasser mit denen des Rheins vermischt, da liegt zwischen den beiden Strömen das alte Koblenz und gegenüber die mächtige Felsenfestung Ehrenbreitstein. Bis Neuwied hin erweitert sich das Rheinthal zu dem sogenannten Neuwieder Becken, das in Urzeiten ein See gewesen ist. Von links treten nun die Eifelberge, die einstmals Feuer gespieen haben, von rechts die Höhen des Westerwaldes beinahe ebenso dicht an die Ufer, wie vorher Hunsrück und Taunus, bis das kleine, aber hohe Siebengebirge am rechten Rheinufer aufsteigt mit seinen sieben waldigen Bergen, deren einer, der mächtige Drachenfels, den letzten Eckpfeiler bildet; denn nun tritt der Rhein in die niederrheinische Tiefebene. Das schöne Bonn liegt schon im Flachland, und die Stromstrecke von da bis Köln zeigt nur niedrige Höhenzüge, die in gemessener Entfernung uns rechts und links begleiten, bis das türmereiche Köln mit seinem gewaltigen Dome erscheint, in mächtigem Bogen an dem linken Ufer hingelagert.

99. Rheinische Weinlese.

1. Erwartung der Lese. Stundenlang kämpft allmorgendlich die Oktobersonne mit dem dicken, weißen Nebel, der über dem Flußthal wogt. Ist sie aber endlich siegreich durchgedrungen, dann liegt sie dafür auch den Rest des Tages so heiß über der Gegend, daß wir uns in die Sommerzeit versetzt glauben. Die Weinberge sind längst geschlossen, selbst den Eigentümern ist der Zutritt verwehrt; die einzelnen „Wingerte“ sind ja nicht durch Hecken und

Zäune voneinander abgegrenzt, darum ist diese Maßregel üblich geworden. Nur einmal wöchentlich ist „Wingertstag," da darf jeder zuschauen, welche Fortschritte seit acht Tagen seine Trauben gemacht haben. Es ist eine edle Frucht, darum entwickelt sie sich auch so langsam. Erst Ende Juni blüht der Wein, und mancher sonnige August- und Septembertag ist erforderlich, um die Beeren zu färben und zu erweichen.

2. Vorbereitungen zur Lese. Die Herbstgerätschaften sind längst in Ordnung, die Bütten gewässert, die Fässer geschwenkt, die Legel geputzt, die Traubenmesser geschliffen, und erwartungsvoll sieht man dem Beginn der Lese entgegen, denn niemand darf vor dem angesetzten Termine des „allgemeinen Herbstes" die Ernte einheimsen. Ängstliche Gemüter, zu welchen besonders die Besitzer ganz kleiner Weinberge gehören, drängen fortwährend den Gemeinderat, er möge die Lese gestatten, während die Besitzer größerer Weinberge das Herbsten immer noch hinausgeschoben wissen wollen: „Je länger wir warten," so sagen sie, „desto besser wird der Wein, und diese Herbstnebel in der Frühe und des Nachmittags die warme Sonne thun den Trauben noch gar zu gut, sie werden noch täglich süßer! Es geht nichts über die Spätlese!"

3. Beginn der Lese. Endlich eines Abends schallt die Trommel des Ausrufers durch die Gassen des Städtchens. „Übermorgen beginnt der allgemeine Herbst!" so ruft jubelnd einer dem andern zu. Nun entfaltet sich ein rastloses Treiben: Leser werden bestellt, Wein in Krüge und Flaschen gefüllt, Brot, Käse und Würste gekauft, kurz, alles beschafft, was etwa noch fehlt. Welches Leben füllt die Stadt! man kennt sie kaum wieder. Lange vor Tagesanbruch schon knallen Peitschen und rasseln Räder: Fässer und Bütten werden hinausgefahren, und in der Morgendämmerung zieht es scharenweise zu allen Thoren hinaus, in den Belz, auf den Kauzenberg, die Ley, den Hinkelstein, und wie die Berge

alle heißen, die mit vielen tausenden der edeln Traubenstöcke bedekt sind. Überall lachen uns die reifen Trauben entgegen und scheinen zu sagen: Schneidet uns ab, wir platzen sonst! Die steilen Abhänge sind mit der kleinbeerigen, abgehärteten Rieslingtraube bepflanzt, der edelsten Rebensorte, aus welcher der Wein mit der feinen, lieblichen „Blume“ bereitet wird, während oben „auf dem Gleichen“ in bunter Abwechselung alle Arten von Trauben vertreten sind. Die grasgrüne, saftige, festgepackte Östreicher oder Frankentraube ist am häufigsten, aber dazwischen stehen auch zahlreich die blauen Burgunder und die schwarzblauen „Klebrot,“ die bräunlich goldenen, dünnschaligen „Kleineberger,“ die hellroten „Traminer“ und die violetten „Ruländer,“ die langen, fleischigen „Veltliner,“ hier und da auch ein „Gutedel,“ kennbar an den kirschdicken, locker sitzenden Beeren, oder ein Muskateller mit wunderbar feinem Wohlgeschmack.

4. Das Herbsten. Und nun beginnt die schönste der Ernten. Jedem Leser und jeder Leserin wird eine „Zeile“ zugeteilt, welche jedes für sich allein zu lesen hat. Da stellt man nun das Büttchen oder den Eimer neben die Weinstöcke, und nachdem man hier und da einige Blätter abgestreift hat, um auch die versteckten Trauben zu finden, wird mit dem krummen Messer oder der Traubenschere ein Träublein nach dem andern abgeschnitten. Viele sind schon faul, aber das liebt man gerade, es ist ja die „Edelfäule,“ welche den Wein nur um so vorzüglicher macht. Die zu Boden gefallenen Beeren werden sorgsam aufgerafft, oft unter dem Laub und feuchten Weinbergsgras hervorgescharrt. Der Herr des Weinbergs betrachtet es heute als eine wichtige Aufgabe, darauf zu achten, ob dies Geschäft des Beerenraffens auch wirklich ausgeführt wird. Dies hindert aber nicht, daß sich die Leser allerlei lustige und schaurige Geschichten erzählen oder durch Anstimmen fröhlicher Lieder die Arbeit fördern. Auch von Zeit zu Zeit ein Träublein zu kosten, ist ihnen nicht verwehrt. Hin und her

wandelt, auf einen Weinbergspfahl gestützt, der „Legelträger", auf seinem Rücken trägt er an ledernem Riemen das hölzerne Legel, in welches die Trauben aus den kleinen Eimern und Bütten unaufhörlich hineingeschüttet werden. Vor dem Weinberg steht über einer großen Bütte die Traubenmühle, einer riesigen Kaffemühle nicht unähnlich; in diese entleert der Legelträger seine Last. Da liegen sie dann, die gelben und die roten, die blauen und die weißen Früchte. Aber hüte dich, schöns Träubelein! Die Mühle wird gedreht, und in kurzer Frist ist alles zerquetscht und in einen häßlichen Brei verwandelt, der von einer süßen, schmutzigtrüben Brühe umgeben ist. An wenigen abgelegenen Orten werden auch nach alter Vätersitte die Trauben in einer Tretbütte von einem Tretbuben, der in mächtigen Stiefeln steckt, zertreten. Jetzt erscheint auch der Fuhrmann mit dem Ladfaß, mit Kübeln wird die Traubenernte dahinein geladen und nach Hause zur Kelter gefahren.

5. Erholung zwischen der Arbeit. Unterdessen herrscht im Weinberg emsige Arbeit und fröhliches Leben, bis der Schall der Mittagsglocke aus dem Städtchen herübertönt; dann ruht für eine Stunde die Arbeit, und die ganze Gesellschaft begibt sich an den ehrwürdig bemoosten Steintisch, der an einer etwas freigelegenen Stelle sich findet. Das Städtchen liegt uns zu Füßen, zwischen die Berge geschmiegt; weiße Landhäuser leuchten von den Abhängen, und verfallene Burgruinen strecken ihre Turmstümpfe zum Himmel. Drunten glänzt der prächtige Strom. Von allen Bergen in der Runde schallt Gesang, Lachen und fröhliches Jauchzen, hier und da flackert auch ein Feuerchen auf. Das gehört einmal dazu. Die Kinder des Hauses, welche anfangs fleißig mitlasen, jedes seine Zeile, dachten das auch und haben, statt weiter zu lesen, lieber eine andere Arbeit unternommen: sie haben reichlich die zu kurzen oder sonst unbrauchbar gewordenen Weinbergspfähle zusammengesucht, von den Planken die jetzt nutzlos gewordene Dornenverzäunung abgerissen, das Heftstroh von

den Weinstöcken geschnitten und allerlei anderes Brennbare aufgetrieben, und nun flammt bald ein behagliches, hohes Feuer in die sonnige Oktoberluft. Sobald es etwas zusammengesunken ist, wird ein Kessel mit Wasser drangeschoben und ein magenwärmender Kaffee bereitet, welchem die Leserinnen sogar vor dem Wein den Vorzug geben. Der Flurschütz erscheint auch, und noch mancherlei Freunde stellen sich ein. Der Steintisch wird nicht leer von Flaschen und Gläsern und allerlei kaltem Imbiß; auch Tassen und Kuchen fehlen nicht. Wer aber Trauben essen will, der geht zu den Lesern und schneidet sich nach Herzenslust. Nur wer von den noch am Stock hangenden Trauben einzelne Beeren abzupft, gilt als Näscher und wird von dem Herrn des Weinberges scheel angesehen. Die Hausfrau hat inzwischen sorgsam einen großen Korb voll der schönsten Trauben geschnitten, zum Aufbewahren bis tief in den Winter hinein oder zum Verschicken an auswärts wohnende Freunde. Die Knaben sind auf die Mandelbäume geklettert, die man hier und da im Weinberg duldet, weil ihr dünnes Laub nicht viel Schatten wirft und also den Trauben die Sonne nicht sonderlich wegnimmt. Die Mandeln hängen jetzt lose in der grünen Schale, der „Kolte", ein Zeichen, daß sie reif sind: unter Jubel werden sie von den Knaben mit langen Stangen heruntergeschlagen und in Säcke gesammelt.

6. Feierabend. Aber die Oktobertage sind kurz. Immer häufiger hört man den Herrn verweisend sagen: „Da hat schon wieder jemand eine hängen lassen! Da ist ein ganzer Stock übersprungen! Da sind die Beeren nicht gerafft! Wir wollen lieber aufhören!" sagt er auf einmal, „es wird zu dämmerig: Feierabend, ihr Leute!" — „Feierabend!" schallt es fröhlich zurück, und wiederum sammelt sich die ganze Gesellschaft am alten Steintisch zum vergnüglichen Feierabendtrunke; gar manchmal werden die Gläser gefüllt und immer wieder leer. Das Feuer wird aufs neue geschürt, *und sein* knisterndes und loderndes Aufflammen antwortet

auf die zahllosen Herbstfeuerchen, die in weiter Runde aufblitzen. Einer der Leser, ein lustiger Bursch, der bei der Garde gedient hat und den ganzen Tag schon durch seine Schnurren die andern erheiterte, hat eine Harmonika mitgebracht, damit begleitet er nun die Lieder vom Morgenrot, Morgenrot! oder vom grünen Klee und weißen Schnee, und was da alles gesungen wird; plötzlich aber geht er in eine Tanzweise über, und siehe da! die anscheinend so müden Beine fühlen sich zauberisch angeregt, und in munterem Reigen hüpft alt und jung im Kreise um den Steintisch. Zum Abschied — es ist nun völlig Nacht geworden — brennt der älteste Sohn einige Schwärmer und Frösche los, welche krachend und zischend und unendlichen Jubel erregend umherfahren, und zu guterletzt steigen auch noch ein paar Raketen in die Abendluft. Unter Gesängen geht es nun heimwärts; die Leserinnen tragen ihre Büttchen auf dem Kopfe oder unter dem Arm. Nur darf niemand sich einbilden, sie sähen schmuck aus, vielmehr sind die Gewänder feucht und bespritzt, die Schuhe kotig, Gesicht und Hände klebrig und schwarz.

Die Straßen des Städtchens aber sind vollgestopft mit heimkehrenden Lesern und Fuhrwerken aller Art, welche den Erntesegen heimbringen. Und so geht das nun wochenlang fort: es ist ein Leben und Wogen, wie es eben nur einmal im Jahre hier stattfindet — wenn es „Herbst“ ist, aber das seinen Höhepunkt erst erreicht in einem guten und reichen Weinjahr.

100. Frankfurt am Main.

Im Römer zu Frankfurt am Main wurden in früheren Jahrhunderten die Kaiser gekrönt. Dieser Römer ist das alte Rathaus der Stadt und steht auf dem Römerberg, einem freien Platze unweit des Mainstroms. In dem großen Römersaal gab es dann ein Festmahl, wo die Kurfürsten den neuen Kaiser bedienen mußten, auf dem Römerberg aber war ein Brunnen, da floß zur Belustigung des Volkes aus einer

Röhre roter Wein und aus der andern weißer Wein, während in einer Hütte aus Brettern ein ganzer Ochse am Spieß gebraten wurde und ein Reiter herumritt und Silbermünzen unter die jubelnde Menge warf. An den Wänden des Römersaales sind in Lebensgröße 52 Kaiserbilder gemalt, von Karl dem Großen bis zu Franz II., der 1806 die Krone des alten Kaiserreiches niedergelegt hat.

Frankfurt war bis 1866 eine freie Stadt, und über 50 Jahre hat in seinen Mauern der deutsche Bund seine Beratungen abgehalten, die der Bundestag genannt wurden. Dann ist es eine preußische Stadt geworden und seitdem mächtig aufgeblüht, ja, seine Einwohnerzahl hat sich verdoppelt; die vielen Eisenbahnen, die in Frankfurt einmünden, laufen in einen Zentralbahnhof zusammen, der der schönste derartige Bau in ganz Deutschland ist. Die alte Stadt hat meistens enge Straßen mit altertümlichen Häusern, auch einige breite, wie die berühmte Zeil, aber in den Gassen herrscht ein reges Treiben, denn Frankfurt ist eine sehr bedeutende Handelsstadt. Liegt es doch genau in der Mitte zwischen Norddeutschland und Süddeutschland. Mehrere stattliche Brücken führen aufs linke Mainufer nach Sachsenhausen. Einst waren die Frankfurter Messen, die alljährlich gegen Ostern und im Herbst abgehalten werden, weltberühmt, jetzt sind es nur Jahrmärkte. Um das Jahr 1800 wurden die alten Festungsmauern abgetragen, die sonst die Stadt einschlossen, und wo Mauern, Wälle und Gräben waren, machte man schattige Anlagen, die sich um die ganze Stadt herumziehen, soweit diese nicht vom Main begrenzt wird. Jenseits dieser Anlagen sind neue Stadttheile mit vielen prächtigen Gebäuden entstanden.

In Frankfurt ist im Jahre 1749 der Dichter Göthe geboren; sein Geburtshaus auf dem Hirschgraben hat man zur Erinnerung an ihn möglichst so eingerichtet, wie es zu jener Zeit gewesen ist, als Göthe seine Kinderjahre darin verlebt hat. Ein ehernes Standbild Göthes ziert einen freien Platz der Stadt.

101. Heidelberg.

Wenige Orte in Deutschland können sich mit Heidelberg messen, was Schönheit und Lieblichkeit der Gegend anlangt und die Fülle geschichtlicher Erinnerungen. Auf dem schmalen Ufersaume des Neckars dehnt sich über eine halbe Stunde lang die Stadt hin, gleich einem Bande, fast nur eine einzige Straße bildend, von der aus kurze, schmale Gassen dem Neckar zulaufen und ebenso kurze, steile den Schloßberg hinan. Das Schloß ist der eigentliche Glanzpunkt Heidelbergs. Erst seit 1802 ist die Stadt badisch: jahrhundertelang aber war sie die Hauptstadt der Kurpfalz.

Schon vor dem Jahre 1300 begann Pfalzgraf Rudolf den Schloßbau, Otto Heinrich fügte um 1560 den Ottoheinrichsbau hinzu, Friedrich IV. 40 Jahre später den Friedrichsbau. Bei der greulichen Verwüstung der Pfalz durch die Franzosen ist im Jahre 1689 Schloß und Stadt zerstört worden. Darum ist auch außer der Stadtkirche und dem Gasthaus zum Ritter kaum ein altertümliches Gebäude in Heidelberg zu sehen. Leider haben die Kurfürsten ihr Schloß nicht wiederhergestellt, sind vielmehr nach dem nahen Mannheim gezogen. Doch ist das Schloß auch in seinen Trümmern noch überaus herrlich. Besonders der Ottoheinrichsbau und der Friedrichsbau sind wahre Wunderwerke der Baukunst, sie prangen im reichsten Schmucke zahlloser Bildhauerwerke: Blumengewinde, prächtig verzierte Gesimse, Thürbögen und Fensterstäbe, überlebensgroße Figuren, Köpfe in runder Einrahmung und Inschriften, alles aus Sandstein gemeißelt, wechseln bunt miteinander ab. Der Friedrichsbau steht noch, der Ottoheinrichsbau ist eine malerische, mit Epheu umsponnene Ruine, ohne die einst hochragenden Giebel und ohne Dach; auch die Umfassungsmauern und Ecktürme des Schlosses sind gesprengt und zerstört.

Dagegen sind die Keller noch wohl erhalten, und selten wird ein Fremder, der das Schloß besucht, es versäumen, das berühmte Heidelberger Faß sich zeigen zu lassen, jenes Faß aller Fässer, das 236 Fuder hält, d. h. 236000 Liter. Eine Treppe führt hinauf, und oben drauf ist ein mit

einem Geländer umschlossener Raum, wo eine ganze Anzahl Paare tanzen können, wenn es ihnen Spaß macht. Das hölzerne Standbild eines kurfürstlichen Hofzwerges, namens Perkeo, hält Wache neben dem Faß. Auch die stolze Schloßterrasse ist unzerstört, von deren hohem Balkon wir einen Überblick gewinnen über ganz Heidelberg, über die bewaldeten hohen Berge jenseits des Neckars, über das Flußthal selbst, das zu unserer Rechten durch die Berge sich windet, links aber alsbald in die fruchtbare, weite Rheinebene übergeht. Der Schloßberg selber, an dessen Abhange das alte Schloß sich erhebt, ist mit uralten Bäumen bestanden, besonders vielen echten Kastanien, die die braunglänzenden, eßbaren Früchte tragen. Stundenweit noch dehnen sich die herrlichen Anlagen stromaufwärts am Berg hin, bis zum Wolfsbrunnen, wo nach der Sage die Zauberin Jetta von einem Wolf getötet worden ist; und will man die ganze Höhe des Berges erklimmen, der das Schloß trägt, so kostet das auch noch manchen sauren Tritt, denn erst nach zwanzig Minuten Steigens gelangt man zur Molkenkur, wo die Pfalzgrafen zuerst ihre Burg hatten, und beinahe noch eine weitere Stunde braucht es, bis man den 568 Meter über dem Meer liegenden Gipfel, den Königsstuhl, erreicht hat.

Heidelberg hat auch eine berühmte Hochschule oder Universität, die schon im Jahre 1386 gegründet worden ist, an der seitdem zahlreiche berühmte Männer als Lehrer gewirkt haben. In Heidelberg ist auch der Heidelberger Katechismus abgefaßt worden; dies geschah 1563 auf Befehl des Kurfürsten Friedrich III. Im 15. Jahrhundert regierte Friedrich der Siegreiche, der von seinen Feinden der böse Fritz genannt wurde. Von ihm erzählt man sich Folgendes:

Mehrere Fürsten waren in sein Land eingefallen und hatten gräßlich darin gehaust, gesengt und gebrannt. Der böse Fritz aber rückte ihnen entgegen, schlug ihr Heer und nahm die Fürsten sämtlich gefangen. Er warf *sie aber* nicht in das Burgverlies, vielmehr richtete er im

Rittersaal des Schlosses, dessen Fenster auf das Neckarthal schauten, ein prächtiges Mahl her und tafelte daselbst mit den Gefangenen. Alles war aufgetischt, nur kein Brot. Als aber einer der Herren schüchtern danach fragte, hieß er alle aufstehen und ans Fenster treten, und er zeigte hinaus auf die zerstampften Felder und die noch rauchenden Dörfer und sagte: „Hättet ihr Herren meinen Bauern etwas Korn übergelassen, dann hätte ich euch heute Brot geben können; so aber ist mir das unmöglich.“ Mit teurem Lösegeld mußten die Gefangenen ihre Freiheit wieder erkaufen.

102. Trier.

Trier hält man für die älteste Stadt in Deutschland. Eine Sage behauptet, sie sei schon dreihundert Jahre vor Rom erbaut worden. Soviel ist jedenfalls gewiß, daß die Römer lange Zeit die Stadt Trier besaßen, ja, daß eine ganze Anzahl römischer Kaiser in Trier gewohnt haben, darunter Konstantinus, der das Christentum im römischen Reiche eingeführt hat. Darum befinden sich in Trier und Umgegend noch viele Überreste von Bauten aus der Römerzeit. Ja, sogar der Dom zu Trier ist ein solcher Rest, denn sein Mittelbau ist ein Teil des Palastes der heiligen Helena gewesen, der Mutter Konstantins, die bei ihrem Wegzug von Trier ihr Haus der christlichen Gemeinde überließ, daß sie daselbst ihren Gottesdienst halten sollte. Auch die Moselbrücke, die auf sieben mächtigen Pfeilern aus Granit und Basalt ruht, ist von den Römern aufgeführt. Von Norden her bildet den Eingang in die Stadt das noch vollständig erhaltene gewaltige Römerthor, genannt die Porta nigra, das heißt die schwarze Pforte. Die Sage erzählt, wenn die alten Trierer aus einem siegreichen Kampfe heimgekehrt wären, dann wären sie fröhlich durch das Thor im Süden eingezogen, das sei darum weiße Pforte genannt worden, wenn sie aber eine Schlacht verloren hätten, dann wären sie betrübt zu dem nördlichen Thore eingezogen und hätten es darum schwarze Pforte geheißen. Es ist aber wahrscheinlicher, daß das Thor so heißt wegen der schwärz-

lichen Farbe der Sandsteinblöcke, aus denen es gebaut ist. Es ist kein bloßes Thor, sondern zugleich ein über dreißig Meter hohes dreistöckiges Gebäude, mit runden und viereckigen Ecktürmen. Weil in alten Zeiten ein frommer Einsiedler, namens Simeon, darin gehaust hat und gestorben ist, hatte man das ganze Thorgebäude in eine Kirche verwandelt, die man Simeonskirche nannte. Über den Ursprung dieser Kirche gibt es folgende Sage:

Als der Rat von Trier eine neue Kirche bauen wollte, meldete sich der Teufel und versprach, bis Weihnachten eine solche zu errichten, ja, sogar aus Rom zwei aus Erz gegossene Thüren herbeizuschaffen; nur solle ihm der erste, der in der neuen Kirche das Knie beugen werde, mit Leib und Seele gehören. Die Ratsherrn gingen den Handel ein, und rasch stieg der Wunderbau in die Höhe. Weihnachten war nahe, und es fehlten nur noch die zwei Thüren. Wie ein Sturmwind sauste der Teufel nach Rom, hob dort nachts die zwei Thüren des Kapitols aus den Angeln und flog damit nach Trier. Wie er aber auf dem Gipfel des Gotthardberges etwas ausruhte, da trat ihm eine wunderbare Jungfrau entgegen, die fragte ihn so viel, und er antwortete so lange, bis die Jungfrau sagte: Nun trolle dich, es wird wohl schon zu spät sein! Und weiter gings wie ein Sturmwind nach Trier, aber da hörte er schon durch die offenen Thüren Weihnachtslieder schallen, und der Priester sprach gerade den Segen. Wie der Teufel das hörte, da schmiß er in Wut die Thüren aufs Kirchendach, also daß die Balken splitterten und die Gewölbe zersprangen, und seitdem ist ein Loch im Dach, das keine Erdengewalt zu schließen vermag.

103. Eisenbahnfahrt von Metz nach Berlin.

Eine Fahrt durch Deutschland ist jetzt leichter, schneller und billiger zu machen als in früheren Zeiten: wer sich des Morgens kurz vor sechs Uhr zu Metz in den Eisenbahnzug setzt, der kann anderthalb Stunden vor Mitternacht desselbigen Tages in Berlin aussteigen und hat in aller Bequemlichkeit eine Strecke von fast 900 Kilometer deutschen

Landes an sich vorüberziehen sehen. Das wollen wir im Geiste jetzt auch thun, aber unsere Fahrt geht noch viel, viel schneller, nämlich genau so schnell, als unsere Leser dazu brauchen, diese Seiten zu durchlesen.

Wir fahren also zunächst in der frischen Morgenluft durch die liebliche Hügellandschaft des Moselthals, vorüber an der kleinen Festung Diedenhofen, bis wir bei Sierck das Reichsland Lothringen verlassen und auf preußisches Gebiet treten. Auf einer Brücke geht es über die Mosel, und alsbald erscheint die uralte Stadt Trier mit ihren ehrwürdigen Türmen und Thoren.

Schnell aber ist sie wieder entschwunden, und nun geht es wieder auf das linke Moselufer hinüber und eine Strecke weit durch die Eifel, weil die Bahn die Umwege vermeiden möchte, die es kosten würde, wenn sie der vielgewundenen Mosel folgte. Aber wie wir durch einen Tunnel gefahren sind, sehen wir plötzlich uns wieder am Ufer der Mosel, und nun beginnt eine reizende Fahrt durch das enge Felsenthal, dessen steile Hänge bald mit Weinreben bepflanzt sind, bald mit Wald; Burgen grüßen hernieder, und am Ufer erheben sich altertümliche Städtchen und Dörfer; Brücken und Tunnele folgen einander; immer gibt es etwas Neues zu schauen, verfallene Klöster am Ufer oder auf Bergeshöhe, stolze Landhäuser, malerische Blicke auf die hochragenden Berge und in die tiefen Schluchten des Hunsrücken und der Eifel, bis nach Überschreitung der letzten Brücke wir rechts abbiegen: wir sind in Koblenz. Die Stadt erblicken wir nur von ferne, denn die Bahn lenkt nunmehr nach Süden, um alsbald den herrlichen, breiten, grünen Rheinstrom zu überschreiten.

Von hoher Brücke schauen wir links die Häuserfront von Koblenz, alte Dome und die drohende Felsenfestung Ehrenbreitstein, rechts sehen wir rheinaufwärts Schloß Stolzenfels winken. Wir wenden uns links in das Lahnthal hinein, sehen neugierig nach Ems hinüber, wo einst König Wilhelm so lange Jahre hindurch allsommerlich die Bäder

gebrauchte, auch in dem denkwürdigen Sommer 1870 bis zum Ausbruch des Krieges. Die Lahn ist beinahe ebenso gewunden wie die Mosel, nur sind ihre Ufer noch stiller wie die Moselufer, die Berge weniger hoch und steil, und statt der Weinberge sehen wir nur Wiesen und Wald. Durch schier zahllose Tunnele und über gewiß ebensoviele Brücken braust der Zug, an Nassau, Limburg, Weilburg, Wetzlar vorüber, lauter Städtchen von altem, geschichtlichem Ruhm und reizender Lage meist auf Bergeshöhe; immer nach Osten geht es, bis wir die Universitätsstadt Gießen erreichen.

Es ist jetzt die Mittagsstunde, und wer kein Mahl sich mitgenommen hat, kann in höchster Eile auf dem Gießener Bahnhof etwas genießen. Die Bahn dreht sich nun nach Norden, immer neben der Lahn sich haltend. Bald winkt von links her Marburg, auch eine Universitätsstadt: von hohem Berg herab, den die Gassen der Stadt von allen Seiten her erklimmen, schaut das stolze alte Schloß der hessischen Landgrafen herunter, und an seinem Fuße ragen die zwei Türme der altberühmten Elisabethkirche, wo die heilige Elisabeth ihre letzte Ruhestätte gefunden hat. Der Weg führt nun durch die lieblichen Wiesenfluren des hessischen Berglandes, durch jene Gaue, wo einst der heilige Bonifazius die Lehren des Christentums verkündigt hat. Die Lahn neben uns wird immer kleiner. Auf einmal ist sie weg, und wir sind unvermerkt aus dem Stromgebiet des Rheines in das Wesergebiet gekommen: neben uns fließt an Stelle der Lahn jetzt ein ebenso kleines Flüßchen, die Eder, aber wir sehen sie größer und größer werden, bis sie in die Fulda fließt, an der entlang wir nunmehr Cassel zustreben.

Links erblicken wir Schloß Wilhelmshöhe am Fuß eines mächtigen Berges; von seiner höchsten Höhe schaut ein Tempel herab, dessen Dach von dem berühmten riesigen ehernen Herkules überragt wird. In weitem Bogen geht es nun auf Cassel zu, das stolz auf einer Bergterrasse thront und *die herrliche,* fruchtbare, von blauen Bergen eingerahmte *Ebene zu seinen* Füßen hat. In Cassel wird umgespannt,

denn es ist ein sogenannter Sackbahnhof; wir haben also Zeit, an einer Tasse Kaffee uns zu laben, aber lange dauert es nicht, so sausen wir weiter durch das Land. Bei Münden sehen wir von hohem Damme herunter, wie Fulda und Werra sich einen, und nachdem wir schon mehrmals die gewundene Fulda gekreuzt, überschreiten wir jetzt auch die Werra und biegen nach Osten ab.

Tief unter uns schlängelt sich die Werra hin, jenseits ragen die gewaltigen, wilden Berggipfel der hohen Rhön: die Bahn steigt höher und höher auf die Hochfläche des Eichsfeldes, geht droben die Leine entlang und dann über die Wasserscheide zwischen Weser und Elbe; ehe wir es uns versehen, geht die langsame Fahrt bergauf in eine schneller und schneller sausende Thalfahrt über, und wir kommen ins Thal der Wipper, die der Saale zuströmt. Das alte, am Südfuß des Harzes gelegene Nordhausen grüßt uns, bei Roßla schauen wir rechts den sagenberühmten Kiffhäuser und gelangen dann nach Sangerhausen. Der Weg führt uns nun durch das gewerbreiche Mansfelder Gebiet — Eisleben bleibt rechts seitwärts liegen — und wir denken an das Silber, das da gewonnen wird, den Segen des Mansfelder Bergbaus. Allgemach dunkelt es, Aschersleben, die Wiege des askanischen Fürstenhauses, das dereinst über die Mark Brandenburg herrschte, ahnen wir drüben links, bei dem Städtchen Calbe streifen wir die Saale, kurz vor ihrer Mündung, und sind nun aus dem thüringischen Bergland heraus in die norddeutsche Tiefebene eingetreten.

Siehe! da dröhnt es unter uns seltsam; wir sind auf der Elbbrücke bei Barby; die Wasser glänzen im Abendlichte zu uns herauf, aber im Flug sind wir auf dem rechten Elbufer, und da es nun draußen nichts mehr zu sehen gibt, weil die Nacht völlig hereingebrochen ist, so lehnen wir uns in die Wagenecke und denken: hier, wo wir durch die sandige Mark fliegen, würden wir doch nicht viel andere Dinge sehen, als Äcker und Dörfer und Kiefern; außerdem sind unsere Augen so müde von dem vielen, was sie den Tag über geschaut haben; und es ist

ja auch so schön, den zurückgelegten Weg nochmals zu überdenken oder im Geiste sich auszumalen, was wir morgen in Berlin alles erblicken werden! Und ehe wir das alles durchdacht haben, sind wir schon an Potsdam vorübergesaust und blinken schon die Lichter der Vororte von Berlin durch die Nacht. Ein heller Lichterschein legt sich über den Horizont hin, wir glauben schon das Getöse der niemals so recht ruhenden Hauptstadt zu hören; immer zahlreicher werden die Lichter, jetzt halten wir an dem ersten hauptstädtischen Bahnhof, dann gehts über, neben und durch hellerleuchtete lange, lange Straßen, der Zug hält wieder: wir sind in den Bahnhof an der Friedrichstraße eingelaufen und befinden uns nun so recht im Herzen der Reichshauptstadt Berlin.

104. Ein Spaziergang unter den Linden in Berlin.

Wer auch nur einen einzigen Tag in Berlin gewesen ist, hat die Straße „Unter den Linden“ gesehen, denn dort ist der Mittelpunkt des ganzen Berliner Lebens, wenn auch nicht gerade der Mittelpunkt des geschäftlichen Verkehrs. Diese Straße hat ihren Namen von vier Reihen alter Linden, die sie gleichsam in fünf nebeneinander laufende Straßen teilen, sie geht vom Brandenburger Thor gerade auf das Königliche Schloß zu, einen Weg von etwa zwanzig Minuten.

Haben wir einen Spaziergang unter den mächtigen Bäumen des Tiergartens gemacht, der sonst vor den Thoren Berlins lag, jetzt aber ganz von einem Häusermeere umschlossen ist, und wenden uns den Linden zu, dann gelangen wir zunächst an das Brandenburger Thor, einen achtzig Fuß hohen Säulenbau. Oben auf diesem Thore thront, einen ehernen Wagen lenkend, den vier eherne Rosse ziehen, die riesengroße Viktoria (Siegesgöttin). Wir schreiten zwischen den Säulen durch und gelangen durch einen der fünf Thorwege auf den Pariser Platz, den prachtvolle Gebäude umgeben, vor uns verengt sich dieser Platz zu der Straße

Unter den Linden, die aber immerhin noch etwa hundert Schritte breit ist. Wie ein Strom wogen daselbst Menschen auf und ab, Kaufleute und Offiziere, vornehme Damen, Kinder, Arbeiter, Spaziergänger, Briefträger, Schutzleute; auf den Fahrwegen neben uns rollen Droschken und feine Kutschen, Hofwagen, Geschäftsfuhrwerke, Fahrräder, Bierkarren und Hundewagen. Besonders lebhaft geht es da her, wo die Friedrichsstraße die Linden durchschneidet; daselbst ist das Gedränge so dicht, daß wir eine ganze Weile warten müssen, bis in der endlosen Reihe von Fuhrwerken eine Lücke entsteht, durch die wir schnell auf die andere Seite der Straße schlüpfen. Mitten im Gewühl hält von früh bis spät ein Schutzmann hoch zu Roß, damit er gleich zur Hand sei, wenn ein Unfall oder eine Ungehörigkeit vorkommen sollte. Glänzende Kaffeehäuser und Läden mit flimmernden Schmucksachen, mit Gemälden und Kupferstichen, mit blühenden Blumen, mit seltenen Früchten und Leckereien ziehen unsere begehrlichen Blicke auf sich. Wo die Lindenbäume aufhören, steht das einfache und doch großartige Erzdenkmal Friedrichs des Großen, von Rauchs Meisterhand modelliert, beinahe haushoch. Oben reitet, überlebensgroß, der alte Fritz, im Krönungsmantel, den dreieckigen Hut auf dem Haupt, den Krückstock zur Seite. An dem hohen Sockel sprengen aus den vier Ecken vier Reiter: Prinz Heinrich und Herzog Ferdinand von Braunschweig, Zieten und Seidlitz; die Flächen sind mit lebensvollen Gruppen von Helden und verdienten Männern aus der Zeit des großen Königs angefüllt, ganz unten prangen lange Reihen von Namen, deren Träger dadurch ausgezeichnet und gepriesen werden sollen. Rechts von diesem Denkmal ist das Wohnhaus Kaiser Wilhelm I., ein ganz einfacher, aber in edlen Formen gehaltener Bau; dort an dem Eckfenster zur ebenen Erde hat der alte Kaiser bis kurz vor seinem Ende gearbeitet und jeden Mittag die Wache gegrüßt, die mit klingendem Spiel hier vorüber zur nahen Hauptwache zog.

Von hier bis zum königlichen Schlosse sind keine

Läden, überhaupt keine Privathäuser mehr, nur Paläste hoher Herrschaften oder riesige öffentliche Gebäude, die Palästen gleichen: die Zwischenräume zwischen denselben sind sehr weit, mit Denkmälern, Rasenplätzen, Blumenbeeten oder alten, schattigen Bäumen besetzt. Da liegt die Akademie der Künste, die Universität, die Königliche Bibliothek, das Opernhaus, der Palast, den Kaiser Friedrich bewohnte, die Hauptwache, die Ruhmeshalle, wo Siegeswaffen und Fahnen, Gemälde und Erinnerungen aller Art das Andenken an den Ruhm des Heeres wachhalten. Wir überschreiten auf der breiten Schloßbrücke einen Arm der Spree und sind nun auf einer Insel; rechts von uns erhebt sich der Riesenbau des Residenzschlosses; der mit Bäumen besetzte große Platz vor uns und uns zur Linken heißt Lustgarten und war dereinst der Schloßgarten, bis der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. ihn zum Exerzierplatz umgestaltete und noch später ein öffentlicher Platz daraus wurde. Inmitten des Lustgartens steht das große Reiterbild Friedrich Wilhelm III., und ganz nach links hin bildet die lange, von achtzehn Säulen getragene, auf hoher Freitreppe sich erhebende Vorhalle des Museums den Abschluß. Wo der etwas dürftige Dom gestanden hat, soll jetzt ein würdigerer Neubau aufsteigen, der demselben frommen Zwecke dienen soll. Der älteste Teil des Schlosses ist dicht an dem zweiten Arm der Spree gelegen und sieht schwarz und düster aus, recht wie eine alte Ritterburg, hat doch Kurfürst Friedrich II., genannt der Eisenzahn, jene Burg um 1440 als Zwingburg gebaut, wider den Willen der Berliner, um die Stadt unter sein Joch zu zwingen; heutzutage ist es aber der Stolz und die Ehre Berlins, die Residenz der preußischen Könige und deutschen Kaiser zu sein, denn diesem Umstand vornehmlich hat Berlin seine Größe und seinen Reichtum zu danken.

105. Dresden und die sächsische Schweiz.

An beiden Ufern der Elbe hingelagert, über die hier eine Anzahl prächtiger Brücken führen, liegt Dresden, die glänzende Hauptstadt des Königreichs Sachsen. Am Elbufer führen mächtige Treppen, die mit den vergoldeten Sandsteingruppen der vier Tageszeiten von Schilling, dem Schöpfer des Niederwalddenkmals, geschmückt sind, zur Brühlischen Terasse hinauf. Da liegt der Elbstrom vor uns; ist sein Wasser auch nicht so frisch grün wie das des Rheines, so belebt und schmückt es doch die Landschaft; elbaufwärts blicken wir auf die rebenbedeckten Hügel, wo Loschwitz, Wachwitz und andere Örtchen hinanklimmen, noch weiter nach Süden ragen die merkwürdigen Sandsteinberge der sächsischen Schweiz. Dresden bietet besonders für den Fremden sehr viel Sehenswertes: um die Stadt schlingt sich ein Kranz von Gärten, Landhäusern und Vorstädten, die, ganz in Grün versteckt, eben darum um so traulicher erscheinen; aber trotz des Gewühls und bunten Treibens der Großstadt, trotz aller Pferdebahnen, elektrischen Bahnen und prunkvollen Kaufläden ist es der Stadt Dresden dennoch deutlich anzusehen, daß sie weniger eine tosende Fabrik- und Handelsstadt ist, als vielmehr eine königliche Residenz, eine Stadt der Künste und des frohen, behaglichen Lebensgenusses.

Vor allem zieht uns das Königsschloß an, dessen Festsäle und herrliche Malereien sich jeder besehen darf, ebenso wie auch das weltberühmte grüne Gewölbe, worin die wunderbarsten Schätze aus Gold und Silber, Elfenbein und Edelsteinen, Kristallgefäße, kostbare Schränke, Waffen und allerlei Seltenheiten aufgehäuft sind, z. B. Kirschkerne, auf deren Oberfläche mehrere Dutzend Gesichter, deutlich erkennbar, erhaben ausgeschnitten sind. Die Dresdener Gemäldegalerie, die der König August III. um die Mitte des 18. Jahrhunderts gegründet hat, ist weltberühmt, enthält sie doch die größten Meisterwerke der Malerei, so die

sixtinische Madonna von Raffael, die heilige Nacht von Correggio, die Hochzeit zu Kana von Paul Veronese, den Zinsgroschen von Tizian, Rembrandts Gattin Saskia und zahllose andere Gemälde. Auch das Dresdener Theater ist ein berühmter Prachtbau.

Wer in Dresden war, pflegt auch die sächsisch-böhmische Schweiz zu besuchen, wie man seit etwas über hundert Jahren die ungefähr 60 Kilometer lange Strecke nennt, wo die Elbe das Sandsteingebirge durchströmt. Offenbar ist die ganze Landschaft in uralten Zeiten eine einzige feste Sandsteinplatte gewesen; die Gewässer haben alsdann sich langsam hineingewühlt und die weicheren Teile des Gebirges herausgewaschen, so daß ganz schmale, tiefe Rinnen und Spalten entstanden sind, während die härtern Felsbestandteile als senkrechte Wände oder als freistehende Felsmassen mit flachen Gipfeln, in seltsamen, abenteuerlichen Gestalten, stehen geblieben sind. So windet sich sowohl die Elbe, als die zahlreichen Bäche, die ihr von links und rechts her zuströmen, durch das Sandsteingebirge hin; Tannen und Laubbäume bedecken die Höhen und füllen die Schluchten aus, Wasserfälle stürzen hier und da die Felswände herab, und in schwindelnden Schlangenlinien führen geländerte Felsensteige den Wanderer aufwärts. So geht es auf die „Bastei“ hinauf, so zum „Prebischthor“ und zum „Kuhstall“.

Der berühmteste jener einzelstehenden Felsen ist der Königstein, der am Elbufer sich erhebt und zur Festung umgestaltet ist; ein in die Felsen gehauenes Thor bildet den Zugang; der 600 Fuß tiefe Brunnen hat gewöhnlich 52 Fuß Wasser. Oben ist sogar ein Wäldchen aus Buchen und Eichen; in den Felsenräumen liegt Proviant auf drei Jahre; in Kriegszeiten werden hier oben Schätze und wertvolle Urkunden geborgen. Im Kriege von 1866 wurde der Königstein der preußischen Armee sehr lästig, denn er sperrte die Elbe und die im Thal hinführende Eisenbahn. Als eine Merkwürdigkeit zeigt man außen am Felsenhang das

Pagenbett. Es kroch nämlich einmal bei einem Hoffeste des Kurfürsten ein Page, vom Wein benebelt, zu einer Schießscharte hinaus, legte sich auf einen kleinen Felsenvorsprung und schlief dort ein. Zum Glück entdeckte jemand den Schläfer und zeigte ihn dem Kurfürsten. Dieser ließ den fest schlafenden Knaben anbinden und dann mit Pauken und Trompeten wecken. Der Schreck hat ihm aber nicht viel geschadet, denn ungeachtet eines ähnlichen Abenteuers, wo sein scheues Pferd von der Dresdener Elbbrücke mit ihm in den Strom hinab setzte, erreichte er ein Alter von 106 Jahren. — Unbeschreiblich schön ist der Blick vom Königstein auf das Elbthal, auf Dresden, die seltsamen Felsgebilde der sächsischen Schweiz und die tiefen Gründe, wo die Waldströme zwischen rauschenden Tannen wie Silberstreifen dahinziehen.

106. Hamburg.

Hamburg ist eine freie Stadt, es liegt am Unterlauf der Elbe, etwas über 100 Kilometer von der Nordsee entfernt. Dicht neben ihm liegt Altona, so dicht, daß beide Städte eigentlich nur eine einzige sehr große Stadt bilden. Die Elbe ist dort so breit und tief, daß große Seeschiffe bis Hamburg fahren können. Da liegen sie denn im Hafen dicht nebeneinander und werden eingeladen oder ausgeladen. Das besorgen riesige Dampfkrahnen, die unaufhörlich mit großen Eisenhaken die Kisten und Ballen fassen, sie in die Höhe heben, sich dann drehen und was sie gepackt haben, an das Land oder auf die Schiffe niederlassen. Am Ufer erheben sich zahllose Warenhäuser, die bis obenhin vollgepackt sind mit Kisten und Kasten, mit Fässern, Säcken und Ballen. Da riecht es nach Zimt und Thee, nach Tabak, Mehl und Spiritus, und man kann gar nicht begreifen, wie das alles verkauft werden und gegessen und getrunken und verbraucht werden soll. Kleine Dampfbote und Kähne, Ewer und Jollen fahren hin und her und haben Mühe, einander auszuweichen und zwischen all den mächtigen

Segelschiffen, den Dreimastern und Zweimastern, Barken und riesigen Dampfern sich durchzuwinden, ohne anzurennen. Wenn es nun gar heißt: heute geht die „Saale“ oder die „Pommern“ nach Amerika ab, da ist erst ein Gewimmel. Von überallher kommen Auswanderer und Reisende eilenden Schrittes herbei, um noch rechtzeitig auf das Schiff zu gelangen; Koffer und Reisegepäck in unabsehbarer Menge werden noch eingeladen, die Schlote rauchen, die Wimpel flattern, Matrosen scheuern das Deck und putzen die blinkenden Messinggeländer noch blanker, dazwischen läutet die Schiffsglocke, tönen Kommandorufe, wird Abschied genommen, gelacht, geweint, geschrien, gezankt, mit Tüchern gewinkt, daß man ganz verwirrt und toll wird, auch wenn man ruhig am Ufer bleibt und die Sache sich nur einmal ansieht.

Auch im Innern von Hamburg ist reges Leben, man sieht nicht bloß Deutsche, sondern auch Ausländer in seltsamen Trachten, schwarze, braune und gelbe Menschen. In den Straßen wandeln laut schreiend und ausrufend Männer und Frauen mit Fischen, Gemüse, Obst und vielerlei Waren. Durch die Stadt ziehen sich viele Kanäle, Fleete genannt, daran liegen alte Speicher, das sind hochgiebelige, vielstöckige Häuser, die von unten bis oben nur Lagerräume für Kaufmannsgüter enthalten; auch in den Fleeten liegt Schiff an Schiff, aber nur kleinere, worin die Waren aus dem Hafen in diese Speicher befördert werden. Ein Flüßchen, die Alster, durchfließt die Stadt und bildet mitten in Hamburg zwei seeartige Becken, die Binnenalster und die viel größere Außenalster. Um die Binnenalster führen prächtige Straßen, deren eine der Jungfernstieg genannt wird; um die Außenalster herum liegen herrliche Landhäuser in großen Gärten, deren schöngepflegte Rasenflächen und hohe, schattige Bäume bis dicht ans Wasser heranreichen. Viele Kaufleute wohnen draußen an der Alster, fahren morgens in die Stadt, wo ihre Geschäftsräume liegen, und gegen Abend wieder nach Hause.

Denn sehr viele Leute in Hamburg essen erst des Abends zu Mittag, auch die Schulen dauern von morgens neun Uhr bis Nachmittags um drei.

Dutzende von niedlichen Dampfboten vermitteln den Verkehr auf der Alster: man kann sagen, daß so ziemlich jede Minute ein Bot vom Jungfernstieg abfährt. Die Segel- und Ruderbote, die man auf der Alster sieht, sind nicht zu zählen, auch hunderte von weißen Schwänen rudern auf und ab. Mitten in der Alster liegt ein kleines Häuschen, dort werden sie zu bestimmten Stunden des Tages gefüttert. Dann sieht man von allen Seiten her die weißen, schönen Vögel herbeischwimmen, so schnell sie nur können. Sie kommen so pünktlich, als ob sie eine Uhr hätten, und keiner will zu spät zum Essen kommen.

Im Winter, wenn die Alster zugefroren ist, vergnügt sich Jung und Alt auf der Eisfläche mit Schlittschuhlaufen, die Schwäne aber kommen in ein großes Winterhaus auf der Alster, wo sie gefüttert werden, bis das Eis aufgetaut ist.

*107. Rätselfragen.

1. Wer spricht alle Sprachen, ohne eine einzige gelernt zu haben?
2. Es brennt Tag und Nacht und verbrennt doch nicht.
3. Welches Kraut kennen auch die Blinden?
4. Es läuft schneller auf dem Rücken, als ein Hund kann rennen.
5. Was geht rund ums Haus und sagt immer jirk jark?
6. Es hat vierundzwanzig Füße und geht doch auf dem Rücken heim.
7. Was ist das, das im Feld liegt, man kann ihm alle Rippen zählen?
8. Es sind viel tausend Jungfrauen, die machen vor einander Bücklinge.
9. Rund herum schwarz, in der Mitte wie Abendrot.
10. Braun Hündchen geht alle Tage durch die Stube und schnüffelt alle Winkel aus.

11. Wenns an der Wand hängt, ists traurig; wenns herunter kommt, wirds lustig.
12. Eine hohle Mutter, ein dürrer Vater und vier singende Töchter.
13. Ich bin ein armer Bauer, ich habe niemals Sünde gethan und bin doch gehängt worden.
14. Man wünscht es sich, und wenn man es hat, behält man es selten oder gar nicht.
15. So lang ich bei meinem Herrn bleibe, kann ich ihm nicht helfen; erst wenn er mich weggibt, helfe ich ihm.
16. Der Blinde sah einen Hasen, der Lahme griff ihn, und der Nackende steckte ihn in die Tasche. Was ist das?
17. Ich werde gestern sein, bin morgen da gewesen.
18. Ein Knabe aß und aß, und jemehr er aß, jemehr wurde es. Der Knabe war satt: da warf er den ganzen Haufen zum Fenster hinaus. Was aß er?
19. Es wird kleiner, wenn man dazu thut, es wird größer, wenn man davon thut.
20. Was wäscht sich Tag und Nacht und wird immer schwärzer?
21. Es sind zwei Schwestern, die eine diesseit des Hügels, die andere jenseits, und beide sehen einander nie.
22. Es hat keine Füße und geht doch auf und ab und beißt sich immer tiefer ein, bis es sich durchgebissen hat.
23. Was liegt auf der Bleiche und wird immer schwärzer?
24. Es hat keinen Körper und ist doch sichtbar.
25. Welches Ding kann unter freiem Himmel von der Sonne nicht beschienen werden?
26. Ich weiß einen Knecht, den treten sie alle Tage mit Füßen, und er sagt kein Wort.
27. Rund schmeiß ich es auf das Dach, und lang kommt es wieder herunter.
28. Was macht das Buch, wenn es auf dem Tische steht?
29. Was brennt besser, als zwei Lichter?

30. Was ist das beste am Kalbskopf?
31. Welcher Ring ist nicht rund?
32. Was ist fertig und wird täglich gemacht?
33. Was ist schwärzer, als der Rabe?
34. Welche Schuhe zerreißen nie an den Füßen?
35. Welche Zeit benutzt sogar der Faule?
36. Was geht rot ins Wasser und kommt schwarz heraus?
37. Was ist nicht drinnen und nicht draußen?
38. Was kostet zu Nürnberg das Maß Rheinwein?
39. Welcher Hase ißt mit Löffeln?
40. Welche Sohlen zerreißen nicht leicht?
41. Kannst du sagen: Burkhard mit der Nase?
42. Welche Kuh gibt keine Milch?
43. Welches Haus hat weder Stuhl noch Bank?
44. Was für Haare hat des Königs Pferd?
45. Welcher Stand ist der beste?
46. Welches Wort wird kürzer, wenn man noch eine Silbe dazu setzt?
47. Wie schreibt man dürres Gras mit drei Buchstaben?
48. Lirum larum Löffelstiel: schreib mir das mit drei Buchstaben!
49. Was ist mitten in Ulm?
50. Beinah eine Bretzel und schon eine Bretzel.

*108. Sprichwörter.

1. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.
2. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.
3. Bis dahin läuft noch manch Tröpfchen Wasser den Rhein hinunter.
4. Bitter dem Mund, dem Herzen gesund.
5. Böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten.
6. Den Sack schlägt man, und den Esel meint man.
7. Der Sack ist des Bändels nicht wert.
8. Dummheit und Stolz wachsen auf einem Holz.
9. Ein blöder Hund wird selten fett.

10. Eine gute Ausrede ist drei Batzen wert.
11. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.
12. Einen Mohren kann man nicht weiß waschen.
13. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.
14. Ein Narr macht viele.
15. Er hat läuten gehört, weiß aber nicht, wo die Glocken hängen.
16. Er ist das fünfte Rad am Wagen.
17. Er ist so klug, er hört das Gras wachsen.
18. Er schimpft wie ein Rohrspatz.
19. Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Giggack wieder heim.
20. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen.
21. Es ist noch nicht aller Tage Abend.
22. Fangvielan richt wenig aus.
23. Frische Fische, gute Fische.
24. Geflickte Freundschaft wird selten wieder ganz.
25. Gestrenge Herren regieren nicht lange.
26. Gibt man dem Teufel einen Finger, so nimmt er gleich die ganze Hand.
27. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.
28. Gut Ding will Weile haben.
29. Hochmut kommt vor dem Fall.
30. Hoffahrt muß Zwang leiden.
31. Jeder ist seines Glückes Schmied.
32. Jeder weiß selbst am besten, wo ihn der Schuh drückt.
33. Kümmere dich nicht um ungelegte Eier.
34. Man spricht so lange von der Kirmes, bis sie da ist.
35. Mit den Wölfen muß man heulen.
36. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen.
37. Morgen ist auch noch ein Tag.
38. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.
39. Salz und Brot macht Wangen rot.
40. Selber essen macht fett.
41. Soviel Köpfe, soviel Sinne.

42. Umgekehrt wird ein Schuh draus.
43. Undank ist der Welt Lohn.
44. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz.
45. Was lange währt, währt gut.
46. Wenn ein Gienlöffel gient, so gienen zehn Gienlöffel nach.
47. Wer bald gibt, gibt doppelt.
48. Wer im Rohr sitzt, hat gut Pfeifen schneiden.
49. Wer langsam geht, kommt auch zum Ziel.
50. Wer Pech angreift, besudelt sich.

109. Noch einige Sprichwörter.

1. Allzuscharf macht schartig.
2. Aus dem Regen in die Traufe.
3. Bescheidenheit das schönste Kleid.
4. Das Werk lobt den Meister.
5. Den Esel kennt man an den Ohren und an den Worten den Thoren.
6. Denk nicht dran, so thuts nicht weh.
7. Den Mantel nach dem Winde hängen.
8. Der letzte macht die Thüre zu.
9. Der Mensch denkt, Gott lenkt.
10. Die Augen sind oft größer als der Magen.
11. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb.
12. Ein Esel schimpft den andern Langohr.
13. Ein Mädchen muß nach einer Feder über drei Zäune springen.
14. Ein Narr fragt mehr, als zehn Gescheite beantworten.
15. Ein Narr würde auch weise geachtet, wenn er das Maul hielte.
16. Ein Unglück kommt selten allein.
17. Ein wenig zu spät ist viel zu spät.
18. Erst besinns, dann beginns!
19. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.
20. Es ist keine Herde so klein, sie hat ein räudiges Schaf.

21. Es ist nichts so bös, es ist zu etwas gut.
22. Freunde in der Not gehn hundert auf ein Lot.
23. Frisch gewagt ist halb gewonnen.
24. Geben ist seliger denn Nehmen.
25. Geduld überwindet alles.
26. Gelegenheit macht Diebe.
27. Getroffener Hund bellt.
28. Gibt Gott Häslein, so gibt er auch Gräslein.
29. Glück und Glas, wie leicht bricht das!
30. Guter Rat kommt über Nacht.
31. Gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
32. Habich ist ein besserer Vogel als Hättich.
33. Habsgehabt: ein armer Mann; Habsgewußt: ein dummer Mann.
34. Heute mir, morgen dir.
35. Heute rot, morgen tot.
36. Hier gehts nicht wie bei der Äpfelfrau, wo jedes aussucht, was es will.
37. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.
38. Ich will dir zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat.
39. Im Dunkeln ist gut munkeln.
40. Kinder haben Lachen und Weinen in einem Säckchen.
41. Kindermaß und Kälbermaß, das muß man wissen.
42. Lügen haben kurze Beine.
43. Man muß den Bock nicht zum Gärtner setzen.
44. Man muß nicht nach jeder Mücke schlagen.
45. Man soll das Eisen schmieden, so lange es heiß ist.
46. Man soll nicht eher fliegen wollen, als bis man Federn hat.
47. Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.
48. Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.
49. Mit Speck fängt man Mäuse.
50. Papier ist geduldig.
51. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.
52. Rein und ganz gibt schlechtem Kleide Glanz.

53. Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.
54. Steter Tropfen höhlt den Stein.
55. Unrecht Gut gedeihet nicht.
56. Unter Blinden ist der Einäugige König.
57. Unverhofft kommt oft.
58. Vereint sind auch die Schwachen mächtig.
59. Waghals bricht den Hals.
60. Was du thust, bedenke das Ende.
61. Was einer einbrockt, das muß er auch ausessen.
62. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.
63. Was man wünscht, das glaubt man gern.
64. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.
65. Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.
66. Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten.
67. Wer gut schmeert, der gut fährt.
68. Wer kaufen will, was er sieht, muß verkaufen, was er hat.
69. Wer sich nicht satt ißt, der leckt sich auch nicht satt.
70. Wer zuschaut, dem ist keine Arbeit zu viel.
71. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.
72. Wie die Saat, so die Ernte.
73. Wie du mir, so ich dir.
74. Wie man sich bettet, so schläft man auch.
75. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben hin.

110. Beispielsprichwörter.

1. Das ist ein Meisterstück, sagte der Zimmermann, hatte eine Hundehütte gemacht und das Loch vergessen.
2. Das ist nicht wahr, sagte der Krebs, als die Schwalbe von ihrer Reise erzählte.
3. Das ist unruhig Volk, sagte der Bauer, der einen Wagen Frösche lud, wenn ich einen wieder hinaufbringe, springt der andere wieder herunter.
4. Das war ein Satz, sagte der Narr, als er über einen Strohhalm gesprungen war.

5. Dem kann man schon im Gesicht ansehen, daß er ein Mohr ist, sagte das Mädchen, da ging ein Neger vorüber.
6. Der Geschmack ist verschieden, sagte die Magd, da aß sie den Kaffeesatz und goß die Brühe weg.
7. Der Krug ist entzwei, sagte der Schusterjunge, hätte ich nur meine Schläge schon.
8. Exempel sind die besten Lehren, sagte die alte Ente, da watschelte sie ihren Jungen voran.
9. Hier ist nicht gut Eier essen, sagte der Fuchs, als er den Hund vor dem Hühnerstalle sah.
10. Ich bin zwar lang gewachsen, aber kurz geblieben, sagte der Zwerg von Uri.
11. Ich habe ein gutes Gedächtnis, sagte der Dieb, ich fasse schnell, erinnere mich leicht und behalte lang.
12. Ich habe ein Kunststück gemacht, sagte der Schusterjunge, und er zeigte ein Paar Schuhe ohne Sohlen.
13. Ich wäre bald gefallen, sagte Hans, da lag er auf der Nase.
14. Jedes Ding hat ein Ende, sagte der Bauer, nur die Wurst hat zwei.
15. Krieg ich nicht ein paar Rosinen, sagte der Schusterjunge zum Krämer, und er hatte gefragt, wieviel Uhr es sei.
16. Laß mich in Frieden, sagte die Maus zur Katze.
17. Mutter, was ist die Welt so groß, sagte der Junge, da guckte er über den Gartenzaun.
18. Nur nicht ängstlich, sagte der Hahn zum Regenwurm, da fraß er ihn auf.
19. Was hilft flennen, sagte die Frau zur Magd, wenn der Topf entzwei ist?
20. Was ich doch für Staub machen kann, sagte die Mücke, als sie auf dem Heuwagen saß.

Spielet nicht mit Feuer!*)

Helle Kinderstimmen erschollen vom Spielplatz im Garten herauf zum Fenster, aus welchem der Vater voll Freude dem munteren Treiben der Kinder zuschaute. Als es unten aber stiller wurde, stieg er hinab, um zu sehen, womit sie sich jetzt die Zeit vertrieben, und gewahrte zu seinem Schrecken, daß sein Sohn Fritz mit Streichhölzern spielte. „Welch ein Unglück hättet ihr jetzt anrichten können!" sprach der Vater mit ernster Stimme, „da ganz in der Nähe die Scheune, gefüllt mit Stroh und Heu bis obenan, steht!"

„Vater," rief Fritz, „wir wollen ja nur damit spielen!"

„Durch das Spielen mit dem Feuer," sprach der Vater, „ist schon viel Unglück von Kindern angerichtet worden. Hört zur Warnung eine Geschichte:

Der kleine Paul hatte einmal, als er allein war, mit Streichhölzern gespielt. Das hatte ihm Vater und Mutter streng verboten.

Wißt ihr, was ihm geschehen ist? Er hat sich die Finger verbrannt und als er schnell das Streichholz wegwarf, ist es auf das Bett gefallen. Das hat zu brennen angefangen. Paul hat laut geschrieen; da sind zum Glück noch Nachbarn dazugekommen und haben das Feuer gelöscht.

Aber Pauls Vater, der am Abend müde von der Arbeit nach Hause kam, hat sich nicht in das Bett legen können, weil es verbrannt war, und hat an der Erde schlafen müssen.

Die Mutter hat viel geweint.

Paul und seine Geschwister haben auch nichts zu Weihnachten bekommen, weil der Vater ein neues Bett kaufen mußte."

---

*) Laut Ministerialerlaß vom 1. Juni 1891, U. III. A. No. 1056, muß obiges Lesestück in alle für Volksschulen und für höhere Mädchenschulen bestimmten Lesebücher innerhalb der preußischen Monarchie aufgenommen werden.

Lautlos hatten die Kinder der Erzählung gelauscht. Als der Vater schwieg, eilte Fritz zu ihm und versprach hoch und teuer, nie wieder so leichtsinnig zu sein.

Der Vater verzieh ihm, schärfte aber doch den Kindern noch folgende Sätze ein.

Streichhölzchen und andere leicht brennbare Gegenstände, wie Pulver und Spiritus, sind kein Spielzeug für Kinder.

Kinder sollen gefundene Streichhölzchen sofort den Eltern geben und, wenn sie andere kleine Kinder mit solchen spielen sehen, sie ihnen freundlich fortnehmen.

Eigenmächtig darf kein Kind ein Streichholz benutzen; hat es dies mit Erlaubnis der Eltern thun dürfen, so soll es dasselbe nicht wegwerfen oder liegen lassen, so lange es noch glimmt.

Man darf nicht gegen den Tisch stoßen oder am Tischtuch ziehen, wenn eine Lampe darauf steht.

Personen, welche eine brennende Lampe oder ein Licht tragen, darf man nicht jagen, necken oder erschrecken.

Niemand soll mit offenem Licht auf den Boden, in den Keller, in die Scheune oder in die Ställe gehen.

Lebensabriß der Schriftsteller.

von Archenholz Johann Wilhelm, geb. 3. September 1745 zu Danzig, † 28. Februar 1812 zu Oyendorf in Holstein. Er machte als Offizier den siebenjährigen Krieg mit; nachdem er seinen Abschied genommen, durchreiste er fast ganz Europa und lebte dann als Schriftsteller an verschiedenen Orten Deutschlands.

Auerbach Berthold, geb. 28. Februar 1812 zu Nordstetten im Schwarzwald, † 8. Februar 1882 zu Cannes in Frankreich. Er studierte Philosophie und lebte von 1838 ab als Schriftsteller an verschiedenen Orten, zuletzt in Berlin. Berühmt sind seine Schwarzwälder Dorfgeschichten.

Bäßler Ferdinand, geb. 16. Januar 1816 zu Zeitz, † 3. Februar 1879 zu Pforta. Er studierte Theologie, war als Lehrer und Geistlicher an verschiedenen Orten thätig, seit 1866 in Schulpforta. Er hat sich als Sammler von Sagen verdient gemacht.

Bechstein Ludwig, geb. 24. November 1801 zu Weimar, † 4. Mai 1860 zu Meiningen. Vgl. Mustergedichte II.

Brentano Klemens, geb. 8. September 1778 zu Ehrenbreitstein, † 28. Juli 1842 zu Aschaffenburg, der Herausgeber des „Wunderhorns". Seine Märchen sind meist erst nach seinem Tode gedruckt worden.

Bürger Gottfried August, geb. 31. Dezember 1747 zu Molmerschwende am Harz, † 8. Juni 1794 zu Göttingen. Er studierte Rechtswissenschaft, war erst Amtmann, dann Professor der Litteratur zu Göttingen. Vgl. Mustergedichte III.

Campe Joachim Heinrich, geb. 29. Juni 1746 zu Deense bei Holzminden, † 22. Oktober 1818 zu Braunschweig. Er studierte Theologie, war aber vorzugsweise als Lehrer und Erzieher thätig. Besonders berühmt ist seine Bearbeitung des Robinson nach Defoe; er ist einer der Begründer der Jugendlitteratur.

Caspari Karl Heinrich, geb. 16. Februar 1815 zu Eschau (Unterfranken), † 10. Mai 1861 zu München. Er war Pfarrer an mehreren Orten, zuletzt in München.

Curtman Wilhelm, geb. 3. März 1802 zu Alsfeld in Hessen, † 6. Februar 1875 zu Gießen. Er war Seminardirektor und hat sich durch pädagogische Schriften verdient gemacht.

Enslin Karl, geb. 21. September 1819 zu Frankfurt a. M., † 24. Oktober 1875 daselbst. Vgl. Musterged. II.

Eylert Rulemann Friedrich, geb. 5. April 1770 zu Hamm in Westfalen, † 3. Februar 1852. Von 1806 ab war er Hofprediger in Potsdam, seit 1817 evangelischer Bischof. Sehr verdienstvoll ist sein Buch über Friedrich Wilhelm III. Vgl. den Nachweis der Quellen.

Frommel Emil, geb. 5. Januar 1828 zu Karlsruhe, † 9. November 1896 zu Berlin. Er war seit 1872 Hofprediger in Berlin. Er ist Verfasser zahlreicher volkstümlicher Schriften.

Brüder Grimm: 1) Jakob, geb. 4. Januar 1785 zu Hanau, † 20. November 1863 zu Berlin. Er studierte Rechtswissenschaft zu Marburg, war Universitätsprofessor zu Göttingen, lebte dann in Berlin. 2) Wilhelm, geb. 24. Februar 1786 zu Hanau, † 16. Dezember 1859 zu Berlin. Sein äußeres Leben verlief wie das seines Bruders, auch wissenschaftlich verfolgte er ähnliche Ziele. Beide Brüder zusammen gaben 1812 die „Märchen" heraus, 1816 die „Deutschen Sagen".

Gude Karl, geb. 28. Februar 1814 zu Hasserode im Harz. Er war Lehrer in Merseburg, dann an der höheren Töchterschule in Magdeburg bis 1884; er lebt an letzterem Orte. Als Schriftsteller ist er besonders durch seine fünf Bände Erläuterungen deutscher Dichtungen bekannt.

Hebel Johann Peter, geb. 10. Mai 1760 zu Basel, † 22. November 1826 zu Schwetzingen. Vgl. Mustergeb. II.

Herder Johann Gottfried, geb. 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, † 18. Dezember 1803 zu Weimar. Vgl. Mustergeb. IV.

Horn W. O. (Wilhelm Örtel), geb. 15. August 1798 zu Horn bei Simmern, † 14. Oktober 1867 zu Wiesbaden. Von 1835—1863 lebte er als Pfarrer zu Sobernheim; seine Volksschriften sind sehr zahlreich, darunter der lange Jahre von ihm herausgegebene Kalender „Die Spinnstube".

Kerner Justinus, geb. 18. September 1786 zu Ludwigsburg, † 22. Februar 1862 zu Weinsberg, wo er lange als Arzt gelebt hatte.

Krummacher Friedrich Adolf, geb. 13. Juli 1767 zu Tecklenburg, † 4. April 1845 zu Bremen. Er wirkte als reformierter Geistlicher an verschiedenen Orten. Unter seinen Schriften sind die Parabeln besonders berühmt.

Liebeskind August Jakob, geb. 1758 oder 1759, † 12. Februar 1793 zu Oßmannstedt bei Weimar. Er lebte als Pfarrer in dem eben genannten Orte und war mit Herder befreundet, der ihn zur Herausgabe der „Palmblätter" anregte.

Linnig Franz, geb. 24. November 1832 zu Ägidienberg bei Königswinter. Zuerst Gymnasiallehrer an verschiedenen Orten, lebt er seit 1875 als Provinzialschulrat in Koblenz.

Luther Martin, geb. 10. November 1483 zu Eisleben, † 18. Februar 1546 daselbst. Während des Reichstags zu Augsburg 1530 hat der Reformator auf der Feste Koburg eine Anzahl Fabeln des Äsop für die Jugend frei erzählt.

Meißner August Gottlieb, geb. 3. November 1753 zu Bautzen, † 18. Februar 1807 zu Fulda. Er studierte die Rechtswissenschaft, wirkte in verschiedenen Stellungen zu Dresden, Prag und Fulda und war ein sehr fruchtbarer und beliebter Schriftsteller.

von Moltke Helmut, geb. 26. Oktober 1800 zu Parchim, † 24. April 1891 zu Berlin. Der berühmte Feldherr ist auch ein trefflicher Schriftsteller; eine seiner frühesten Schriften sind seine Briefe aus der Türkei. S. das Verzeichnis der Quellen.

Reinick Robert, geb. 22. Februar 1805 zu Danzig, † 7. Februar 1852 zu Dresden. Als Maler lebte er in Berlin und Düsseldorf, von 1838—1841 in Italien, später in Dresden.

Rogge Bernhard, geb. 22. Oktober 1831 zu Großtinz bei Liegnitz, machte als Divisionspfarrer den Krieg 1870 mit und hielt am 18. Januar 1871 die Weiherede zu Versailles. Er lebt als Hofprediger zu Potsdam.

Rosegger Peter, geb. 31. Juli 1843 zu Alpel in Steiermark. Er war erst Bauer, dann Schneider, darauf besuchte er höhere Schulen in Graz und widmete sich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. In zahlreichen Bänden hat er besonders das steirische Leben dargestellt. Er lebt zu Graz.

Schlez Ferdinand, geb. 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Franken, † 7. September 1839 zu Schlitz in Oberhessen. Er wirkte als Geistlicher seit 1800 in Schlitz.

von Schmid Christoph, geb. 15. August 1768 zu Dinkelsbühl, † 3. September 1854 zu Augsburg. Vgl. Mustergeb. II.

Seidel Heinrich, geb. 25. Juni 1842 zu Perlin in Mecklenburg; er studierte zu Hannover das Baufach, widmete sich später ganz der Litteratur und lebt jetzt zu Berlin. Er schrieb „Lebrecht Hühnchen", Märchen und anderes.

Simrock Karl, geb. 18. August 1802 zu Bonn, † 18. Juli 1876 daselbst. Vgl. Mustergedichte II.

Stein Armin (Hermann Nietschmann), geb. 11. Januar 1840 zu Neutz bei Wettin a. d. Saale; er wirkt seit 1867 als Pfarrer zu Halle.

Sturm Julius, geb. 21. Juli 1816 zu Köstritz, † 2. Mai 1896 daselbst. Vgl. Mustergedichte II.

Sutermeister Otto, geb. 27. September 1832 zu Zofingen in der Schweiz, lebt zu Bern als Professor der deutschen Litteratur an der Universität. Er hat Schweizer Kinder- und Hausmärchen gesammelt und ist als Jugendschriftsteller wohlbekannt. Seine Sammlung „Schwizerdütsch" umfaßt 52 Bändchen Prosa und Dichtungen aus sämtlichen deutschschweizerischen Kantonen.

Trojan Johannes, geb. 14. August 1837 zu Danzig. Er lebt zu Berlin. Vgl. Mustergedichte II.

von Volkmann Richard, geb. 17. August 1830 zu Leipzig, † 28. November 1889 zu Halle. Er wirkte in hervorragender Weise als Professor der Chirurgie zu Halle. Im Kriege 1870, den er als Arzt mitmachte, entstanden seine Märchen (Träumereien an französischen Kaminen), die er unter dem Namen „Leander" herausgab.

Willmann Otto, geb. 24. April 1839 zu Polnisch Lissa (Provinz Posen); nachdem er als Lehrer in Leipzig und Wien gewirkt, ist er seit 1872 Professor der Pädagogik an der Universität Prag.

Zschokke Johann Heinrich, geb. 22. März 1771 zu Magdeburg, † 27. Juni 1848 zu Aarau. Er studierte der Reihe nach vielerlei Wissenschaften, ließ sich in der Schweiz nieder und war dort als Politiker, Volksschriftsteller und Verfasser von Erzählungen thätig. Besonders berühmt wurden seine Betrachtungen, die unter dem Titel „Stunden der Andacht" in vielen Auflagen erschienen.

Nachweis der Quellen.

Archenholz: Geschichte des siebenjährigen Krieges, 7. Aufl., herausg. von Potthast, Berlin, Haude u. Spener, 1861, S. 219; zu Anfang etwas gekürzt.

Auerbach: Schatzkästlein des Gevattersmannes, Stuttgart, Cotta, 1856, S. 434.

Bäßler: Altchristliche Geschichten und Sagen, Leipzig, Schulze, 1864, S. 359 (Nr. 3). — Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes, Berlin, Decker, 1877, 2. Aufl., S. 213, 483, 452 (Nr. 5 erheblich gekürzt).

Bechstein: Märchenbuch, 32. Aufl., Leipzig, Wigand, 1879, S. 153 (Nr. 7, ein Satz geändert). — Sagenschatz des Thüringerlandes, Hildburghausen, Kesselring, 1862, 4. Teil, S. 119 (Nr. 8). — Deutsches Sagenbuch, Leipzig, Wigand, 1853, S. 293 (Nr. 9).

Brentano: Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia, nach der vollständigen Ausgabe von 1838, Berlin, Grote, 1872, S. 74 (erheblich gekürzt).

Bürger: Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer, Leipzig, Reclam, o. J. (I und IV etwas gekürzt).

Campe: Kinderbibliothek, Wien, Bauer, 1813, Bd. 2, S. 216.

Caspari: Geistliches und Weltliches, 12. Aufl., Erlangen, Deichert, 1880. (In Nr. 21 steht bei Caspari stets „Lerche", in der altgriechischen Originalfabel, die zu grunde liegt, ist es jedoch eine Wachtel; Nr. 20 hat Caspari nach Berthold Auerbach erzählt).

Curtman: Das Vaterland, 3. Aufl., Darmstadt, 1850 (Nr. 23 an einer Stelle geändert).

Enslin: Frankfurter Sagenbuch, Frankfurt a. M., Brönner 1856.

Eylert: Charakterzüge aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., 2. Aufl., Magdeburg, Heinrichshofen, 1843—45.

Frommel: Daheimkalender für 1889, Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, S. 289 (gekürzt).

Grimm: Kinder- und Hausmärchen, große Ausgabe, 18. Aufl., Berlin, Herz, 1882. (In Nr. 33 ist der Schluß weggelassen). — Deutsche Sagen, 2. Aufl., Berlin, Nicolai, 1865—66, 2 Bde. (Nr. 35, 39, 40).

Gude: Erläuterungen deutscher Dichtungen, 5. Aufl., Leipzig, Brandstetter, 1875, Bd. 1, S. 172 (Nr. 41); Bd. 3, S. 245 (Nr. 42).

Hebel: Biblische Geschichten, für die Jugend bearbeitet, neue Aufl., Stuttgart, Cotta, 1853, Bd. 1, S. 3 (Nr. 43). — Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes, kritische Ausgabe von Behaghel, in Kürschners Nationallitteratur, Berlin, Spemann, o. J., Bd. 142 (Nr. 46 unbedeutend gekürzt).

Herder: Sämtliche Werke, herausg. von Suphan, Berlin, Weidmann, 1885, Bd. 26, S. 360.

Horn: Silberblicke, 2. Aufl., Frankfurt a. M., Sauerländer, 1876, Teil 2, S. 173 (die Einleitung blieb fort).

Kerner: Dichtungen, Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1834. S. 516.

Krummacher: Parabeln, 7. Aufl., Essen, Bädeker, 1840, Bd. 2, S. 226.

Liebeskind: Palmblätter. Von Herder und Liebeskind, durchgesehen von F. A. Krummacher, neue Ausgabe, Berlin, Reimer, 1857.
Linnig: Bäßler, Sagen aus allen Gauen (vgl. oben), S. 437.
Luther: Sämtliche Werke, Erlangen, Heyder, 1826—1855, Bd. 64, S. 349 (etliche Fabeln Äsops verdeutscht).
Meißner: Äsopische Fabeln für die Jugend, Dresden, Hofbuchdruckerei, o. J.
Moltke: Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, 2. Aufl., Berlin, Mittler, 1876, S. 251; dort mit der Bemerkung: geschrieben am 1. Mai 1838.
Reinick: A-B-C-Buch für kleine und große Kinder, 4. Aufl., Leipzig, Dürr, 1876.
Rogge: Friedrich der Dritte. Lebensbild, 2. Aufl., Leipzig, Hirt, 1888, S. 94, 106 (Nr. 66, 67). — Kaiser Wilhelm, 2. Aufl., Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1890, S. 347 (in Nr. 67 ist die Proklamation und der dieser voraufgehende Satz aus dem letztgenannten Werke, S. 300, eingefügt).
Rosegger: Spaziergänge in die Heimat. Wien, Hartleben, 1894, S. 342 (Nr. 69); Meine Ferien, ebenda, 1883, S. 38 und S. 271 (Nr. 70 und 71).
Schlez: Der Denkfreund. 5. Aufl., Gießen, Heyer, 1820, S. 35.
Schmid: Kurze Erzählungen. Originalausgabe von letzter Hand, München, Finsterlin, 1885.
Seidel: Wintermärchen, Glogau, Flemming, o. J., S. 145.
Simrock: Äsops Leben und Fabeln, Frankfurt a. M., Winter, o. J., S. XIV.
Stein: Die liebe Dorel. Halle, Schwetschke, 1878, S. 73. (Die einleitenden Zeilen geändert, unter ausdrücklicher Zustimmung des Herrn Verfassers.)
Sturm: Nach der Schule, herausg. v. F. Seidel, 3. Bd., Breslau, Hirt, 1877—78, S. 8.
Sutermeister: Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz. 2. Aufl., Aarau, Sauerländer, 1873.
Trojan: Kleine Bilder. Minden, Bruns, 1886, S. 67.
Volkmann: Träumereien an französischen Kaminen. 19. Aufl., Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1890, S. 52.
Willmann: Lesebuch aus Herodot, 5. Aufl., Leipzig, Gräbner, 1890, S. 4 (der erste Satz zusammengezogen; Willmann schreibt Krösos).
Zschokke: Stunden der Andacht (anonym), 24. Aufl., Aarau, Sauerländer, 1844, Bd. 5, S. 93, 133; Bd. 4, S. 401.
Verschiedenes: Nr. 91 und 92 nach den Volksbüchern, herausgeg. von Simrock, Frankfurt a. M., o. J.; Nr. 93 nach einer Sage; Nr. 94 aus dem neuen deutschen Jugendfreund, 40. Bd., Stuttgart, Schmidt u. Spring, S. 331 (gekürzt); Nr. 95 nach Marquardt, Charakterzüge aus dem Leben Kaiser Wilhelms, Leipzig, Richter, 1890, S. 103; Nr. 96 nach Bornhak, Kaiserin Augusta, Berlin, Heine, 1889; Nr. 97, nach dem Gustav-Adolfsblatt 1885, Nr. 7; Nr. 98—106 von K. H.; Nr. 107—109 meistens nach Simrocks deutschem Rätselbuch und deutschen Sprichwörtern, Frankfurt a. M., Winter, o. J.; Nr. 110 meist aus Höfer, Wie das Volk spricht, 5. Aufl., Stuttgart, Krabbe, 1866 und Herzog, Beispielsprichwörter, Aarau, Sauerländer, 1882.

Register I.

Zusammenstellung gleichartiger Lesestücke.

(Die Zahlen sind die Nummern der Lesestücke).

A. Nach dem Inhalt.

I. Die Natur.

1. Frühling.

88 Zschokke, Der Frühling.

2. Sommer.

71 Rosegger, Das Waldspinnlein. — 95 Warum Kaiser Wilhelm die Kornblumen so gern hatte. — 78 Seidel, Der Zwerg und die Gerstenähre. — 70 Rosegger, Eine Geschichte vom Erzherzog Johann von Österreich. — 21 Caspari, Die Wachtel und ihre Kinder.

3. Herbst.

89 Zschokke, Der Herbst. — 99 Rheinische Weinlese. — 69 Rosegger, Der Gansräuber.

4. Winter.

11 Bürger, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen.

5. Tag; Morgen.

90 Zschokke, Der Morgen. — 20 Caspari, Die drei Hausräte.

6. Abend; Nacht.

49 Kerner, Das Märchen vom Lichte. — 39 Grimm, Des kleinen Volkes Hochzeitsfest. — 65 Reinick, Der Dieb. — 81 Sturm, Der kleine Karl. — 85 Trojan, Das Abenteuer im Walde.

7. Tierwelt.

63 Moltke, Der Araber und sein Pferd. — 24 Curtman, Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. — 42, 41 Gude, Der Geißbub; Der Löwe ist los. — 71, 69 Rosegger, Das Waldspinnlein; Der Gansräuber. — 85 Trojan, Das Abenteuer im Walde. — 82 Sutermeister, Der Fuchs und die Schnecke. — Vgl. auch 31—33 Grimm, Märchen und Nr. 22 dieses Registers: Fabeln.

8. Pflanzenwelt. Der Wald.

40 Grimm, Der Rosenstrauch zu Hildesheim. — 71 Rosegger, Das Waldspinnlein. — 85 Trojan, Das Abenteuer im Walde.

9. Luft und Berge. Wasser und Meer.

24 Curtman, Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. — 30 Frommel, Kaiser Wilhelm in Gastein. — 42 Gude, Der Geißbub. — 105 Dresden und die sächsische Schweiz. — 98, 106 Rheinfahrt von Mainz bis Köln; Hamburg. — 16 Caspari, Kanut am Meere. — 49 Kerner, Das Märchen vom Lichte.

II. Vaterland und Fremde.

10. Deutsches Land und Volk.

24 Curtman, Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. — 42 Gude Der Geißbub. — 69 Rosegger, Der Gansräuber. —

98—106, Rheinfahrt von Mainz bis Köln; Rheinische Weinlese; Frankfurt am Main; Heidelberg; Trier; Eisenbahnfahrt von Metz nach Berlin; Ein Spaziergang unter den Linden in Berlin; Dresden und die sächsische Schweiz; Hamburg.

11. Deutsche Geschichte und Kulturgeschichte.

100 Frankfurt am Main. — 17 Caspari, Die Hussiten vor Naumburg. — 80 Stein, Die liebe Dorel. — 48 Horn, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der märkische Bauer. — 27 Eylert, Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen. — 19 Caspari, Ehrlichkeit. — 26 Eylert, Der Fasan. — 1 Archenholz, Der gefangene Husar. — Deutsche Sagen: Nr. 27 d. Registers.

12. Deutsche Freiheitskämpfe.

28 Eylert, Von der Königin Luise von Preußen. — 66, 67 Rogge, Der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth; Wie König Wilhelm Deutscher Kaiser ward.

13. Charakterbilder deutscher Männer und Frauen.

23 Curtman, Deutsche Treue. — 80 Stein, Die liebe Dorel. 26—29 Eylert, Der Fasan; Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen; Von der Königin Luise von Preußen; Allerlei vom alten Heim. — 95 Warum Kaiser Wilhelm die Kornblumen so gern hatte. — 70 Rosegger, Eine Geschichte vom Erzherzog Johann. 66—68 Rogge, Der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth; Wie Kaiser Wilhelm Deutscher Kaiser ward; Kaiser Wilhelm im Elsaß. — 96 Aus Kaiserin Augustas Jugend. — 30 Frommel, Kaiser Wilhelm in Gastein.

14. Stoffe, die auch poetisch bearbeitet sind.

1 Archenholz, Der gefangene Husar. — 17, 21 Caspari, Die Hussiten vor Naumburg; Die Wachtel und ihre Kinder. — 23 Curtman, Deutsche Treue. — 25 Enslin, Frankfurt. — 34, 39 Grimm, Der Bauer und sein Kobold; Des kleinen Volkes Hochzeitsfest. — 59 Meißner, Sonne und Wind. — 87 Willmann, Krösus und Solon. — 93 Das Patengeschenk.

15. Ferne Zeiten und ferne Lande.

87 Willmann, Krösus und Solon. — 12 Campe, Demosthenes. 13—15, 18, 16 Caspari, Das Alter soll man ehren; Alexander und sein Arzt; Die Fabel vom Magen und den Gliedern; Du sollst nicht lügen; Kanut am Meere. — 3 Bäßler, Das Amen der Steine. — 47 Herder, Aus der morgenl. Sage. — 51—53 Liebeskind, Morgenländische Erzählungen. — 63 Moltke, Der Araber und sein Pferd.

III. Menschenleben.

16. Gottvertrauen. Lebensweisheit.

3 Bäßler, Das Amen der Steine. — 16, 22 Caspari, Kanut am Meere; Von der Gerechtigkeit Gottes. — 43 Hebel, Die Erschaffung der Erde. — 74, 75 Schmid, Der Pilger; Die Fliegen und die Spinnen. — 47 Herder, Aus der morgenländischen Sage. — 50 Krummacher, Der Gotteskasten. — 2 Auerbach, Von Kleidern. — 13, 14, 18—20 Caspari, Kleine Erzählungen. — 44 Hebel, Einige Sprichwörter. — 52, 53 Liebeskind, Morgenländische Erzählungen. — 73, 76, 77 Schmid, Kleine Erzählungen. — 97 Ein Trunk Wasser.

17. Kinderleben.

65 Reinick, Der Dieb. — 69, 71 Rosegger, Der Gansräuber; Das Waldspinnlein. — 76 Schmid, Der fröhliche Hirtenknabe. — 81 Sturm, Der kleine Karl. — 84 Sutermeister, Der Schweinhirt.

18. Frauenleben; Familienleben.

20 Caspari, Die drei Hausräte. — 28, 29 Eylert, Von der Königin Luise; Allerlei vom alten Heim. — 36, 38 Grimm, Frau Holle; Dornröschen. — 70 Rosegger, Eine Geschichte vom Erzherzog Johann. — 72 Schlez, Meister Hämmerlein. — 73 Schmid, Das Wunderkästchen. — 86 Volkmann, Der Wunschring. — 95 Warum Kaiser Wilhelm die Kornblumen so gern hatte.

19. Feste.

13, 17 Caspari, Das Alter soll man ehren; Die Hussiten vor Naumburg. — 27 Eylert, Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen. — 38, 39 Grimm, Dornröschen; Des kleinen Volkes Hochzeitsfest. — 41 Gude, Der Löwe ist los. — 65 Reinick, Der Dieb. — 67 Rogge, Wie König Wilhelm Deutscher Kaiser ward. — 93 Das Patengeschenk. — 100 Frankfurt am Main.

20. Heimat. Abschied. Wanderschaft.

7 Bechstein, Tischlein deck dich. — 21 Caspari, Die Wachtel und ihre Kinder. — 23, 24 Curtman, Deutsche Treue; Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. — 27 Eylert, Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen. — 74 Schmid, Der Pilger. — 85 Trojan, Das Abenteuer im Walde. — 97 Ein Trunk Wasser.

21. Tod, Grab, Ewigkeit.

22 Caspari, Von der Gerechtigkeit Gottes. — 47 Herder, Aus der morgenländischen Sage. — 74 Schmid, Der Pilger. — 87 Willmann, Krösus und Solon.

B. Nach Gattungen.

I. Belehrende (didaktische) Prosa.

22. Fabel.

15, 21 Caspari, Vom Magen und den Gliedern; Die Wachtel und ihre Kinder. — 55—58 Luther, Etliche Fabeln Äsops. — 60—62 Meißner, Fabeln. — 79 Simrock, Der Katze die Schelle anhängen.

23. Gleichnis (Parabel, Allegorie).

15, 20, 22 Caspari, Die Fabel vom Magen und den Gliedern; Die drei Hausräte; Von der Gerechtigkeit Gottes. — 47 Herder, Aus der morgenl. Sage. — 50 Krummacher, Der Gotteskasten. — 59 Meißner, Sonne und Wind. — 74 Schmid, Der Pilger.

24. Rätsel. 107 Rätselfragen.

25. Sprichwörter. 44, 108—110 Sprichwörter, Beispielsprichwörter.

II. Erzählende (epische) Prosa.

26. Märchen.

7 Bechstein, Tischlein deck dich. — 10 Brentano, Gockel, Hinkel und Gackeleia. — 31—33, 36—38 Grimm, Der Zaunkönig und der

Bär; der Wolf und der Fuchs; der alte Sultan; Frau Holle; Simeliberg; Dornröschen. — 49 Kerner, Das Märchen vom Lichte. — 54 Linnig, Der Sauhirt. — 64 Reinick, Der Pfennig. — 78 Seidel, der Zwerg und die Gerstenähre. — 81 Sturm, Der kleine Karl. — 82—84 Sutermeister, Der Fuchs und die Schnecke; Junker Prahlhans; Der Schweinehirt. — 86 Volkmann, Der Wunschring.

27. Sage.

47 Herder, Aus der morgenländischen Sage. — 4 Bäßler, Rübezahl wird ein Esel. — 91 Etliche Streiche Till Eulenspiegels. — 5 Bäßler, Wie Eulenspiegel ein Schneider wird. — 92 Von den Schildbürgern. — 6 Bäßler, Die Schöppenstedter verschreiben ein Gewitter. 8, 9 Bechstein, Etliche Stücklein von den Wasungern; Jungfrau Lorenz. — 34, 35, 39 Grimm, Der Bauer und sein Kobold; Die Füße der Zwerge; Des kleinen Volkes Hochzeitsfest. — 102 Trier. — 25 Enslin, Frankfurts Gründung. — 93 Das Patengeschenk. — 94 Die tapfere Besatzung. — 101 Heidelberg.

28. Fromme Sage (Legende).

3 Bäßler, Das Amen der Steine. — 22 Caspari, Von der Gerechtigkeit Gottes.

29. Beschreibung. Schilderung.

24 Curtman, Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. — 30 Frommel, Kaiser Wilhelm in Gastein. — 41, 42 Gude, Der Löwe ist los; Der Geißbub. — 71 Rosegger, Das Waldspinnlein. — 88—90 Zschokke, Der Frühling; Der Herbst; Der Morgen. — 98—106 Rheinfahrt von Mainz bis Köln; Rheinische Weinlese; Frankfurt am Main; Heidelberg; Trier; Eisenbahnfahrt von Metz nach Berlin; Ein Spaziergang unter den Linden in Berlin; Dresden und die sächsische Schweiz; Hamburg.

30. Erzählung.

19 Caspari, Ehrlichkeit. — 51—53 Liebeskind, Morgenländische Erzählungen. — 65 Reinick, Der Dieb. — 68 Rogge, Kaiser Wilhelm im Elsaß. — 73, 76, 77 Schmid, Das Wunderkästchen; Der fröhliche Hirtenknabe; Der königliche Schatzmeister. — 87 Willmann, Krösus und Solon. — 97 Ein Trunk Wasser.

31. Launige Erzählung; Schwank.

4—6 Bäßler, Rübezahl wird ein Esel; Wie Eulenspiegel ein Schneider wird; Die Schöppenstedter verschreiben ein Gewitter. — 8 Bechstein, Etliche Stücklein von den Wasungern. — 11 Bürger, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen. — 26 Eylert, Der Fasan. — 41 Gude, Der Löwe ist los. — 45, 46 Hebel, Kannitverstan; Der Star von Segringen. — 48 Horn, König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der märkische Bauer. — 54 Linnig, Der Sauhirt und der Ratsherr. — 66 Rogge, Der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth. — 72 Schlez, Meister Hämmerlein. — 82, 83 Sutermeister, der Fuchs und die Schnecke; Junker Prahlhans. — 91, 92, Streiche Till Eulenspiegels; Von den Schildbürgern.

32. Idylle.

69, 70 Rosegger, Der Gansräuber; Eine Geschichte vom Erzherzog Johann. — 85 Trojan, Das Abenteuer im Walde.

Register II.

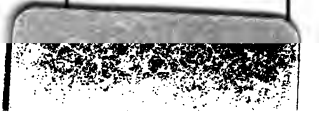
Die mit Sternchen (*) bezeichneten Stücke eignen sich für das 4. Schuljahr (6. Klasse höherer Mädchenschulen). — Die Zahlen in Klammer sind die Seitenzahlen der vorigen Auflage.

			Seite
	Archenholz:		
1.	Der gefangene Husar	(1)	1
	Auerbach:		
*2.	Von Kleidern	(II_2 3)	2
	Bäßler:		
*3.	Das Amen der Steine	(2)	3
*4.	Rübezahl wird ein Esel	(II_2 5)	3
*5.	Wie Eulenspiegel ein Schneider wird	(5)	5
*6.	Die Schöppenstedter verschreiben ein Gewitter	(II_2 6)	6
	Bechstein:		
*7.	Tischlein deck dich, Esel streck dich, Knüppel aus dem Sack	(8)	6
*8.	Etliche Stücklein von den Wasungern	(13)	12
9.	Jungfrau Lorenz	(14)	13
	Brentano:		
*10.	Wie Gockel, Hinkel und Gackeleia verzaubert erwachen	(II_2 18)	14
	Bürger:		
*11.	Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen	(II_2 24)	20
	Campe:		
12.	Demosthenes	(II_2 30)	24
	Caspari:		
*13.	Das Alter soll man ehren	(31)	25
*14.	Alexander und sein Arzt	(16)	25
*15.	Die Fabel vom Magen und den Gliedern	(33)	25
*16.	Kanut am Meere	(II_2 31)	26
*17.	Die Hussiten vor Naumburg	(II_2 33)	27
*18.	Du sollst nicht lügen	(34)	29
*19.	Ehrlichkeit	(II_2 35)	29
*20.	Die drei Hausräte	(32)	30
*21.	Die Wachtel und ihre Kinder	(32)	30
22.	Von der Gerechtigkeit Gottes	(II_2 35)	31
	Curtman:		
23.	Deutsche Treue	(II_2 48)	33
24.	Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard	(II_2 46)	34
	Enslin:		
25.	Frankfurts Gründung	(41)	36
	Eylert:		
*26.	Der Fasan	(—)	37
27.	Die Freiwilligen aus der Mark bei Friedrich dem Großen	(46)	38
28.	Von der Königin Luise von Preußen	(—)	40
29.	Allerlei vom alten Heim	(—)	43
	Frommel:		
30.	Kaiser Wilhelm in Gastein	(55)	46
	Brüder Grimm:		
*31.	Der Zaunkönig und der Bär	(59)	48
*32.	Der Wolf und der Fuchs	(61)	51
*33.	Der alte Sultan	(63)	53

			Seite
*34.	Der Bauer und sein Kobold	(II_2 96)	54
*35.	Die Füße der Zwerge	(II_2 96)	55
36.	Frau Holle	(II_2 83)	56
37.	Simeliberg	(II_2 86)	59
38.	Dornröschen	(II_2 91)	61
39.	Des kleinen Volkes Hochzeitsfest	(65)	64
40.	Der Rosenstrauch zu Hildesheim	(75)	65
	Gude:		
*41.	Der Löwe ist los	(79)	66
42.	Der Geißbub	(83)	69
	Hebel:		
*43.	Die Erschaffung der Erde	(89)	71
*44.	Einige Sprichwörter		72
45.	Kannitverstan	(II_2 115)	73
46.	Der Star von Segringen	(96)	76
	Herder:		
47.	Aus der morgenländischen Sage	(II_2 144)	77
	Horn:		
48.	König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der märkische Bauer	(101)	79
	Kerner:		
49.	Das Märchen vom Lichte	(103)	81
	Krummacher:		
50.	Der Gotteskasten	(II_2 168)	85
	Liebeskind:		
*51.	Das verlorene Kamel	(110)	86
*52.	Der beleidigte Derwisch	(II_2 170)	87
*53.	Die Belohnung	(II_2 170)	88
	Linnig:		
*54.	Der Sauhirt und der Ratsherr	(114)	89
	Luther:		
*55.	Vom Raben und Fuchse	(II_2 193)	91
*56.	Vom Hahn und der Perle	(II_2 190)	91
*57.	Von der Stadt- und Feldmaus	(II_2 193)	91
*58.	Vom Kranich und Wolfe	(II_2 192)	92
	Meißner:		
*59.	Sonne und Wind	(II_2 197)	93
*60.	Die beiden Krebse	(II_2 197)	93
61.	Die Eiche und die Weide	(II_2 197)	93
62.	Die Wespen im Honigtopfe	(II_2 198)	94
	Moltke:		
63.	Der Araber und sein Pferd	(—)	94
	Reinick:		
*64.	Der Pfennig	(II_2 210)	96
*65.	Der Dieb	(125)	99
	Rogge:		
66.	Der Kronprinz nach der Schlacht bei Wörth	(127)	101
67.	Wie König Wilhelm Deutscher Kaiser wurde	(128)	102
68.	Kaiser Wilhelm im Elsaß	(131)	105
	Rosegger:		
*69.	Der Gansräuber	(—)	106
*70.	Eine Geschichte vom Erzherzog Johann von Österreich	(—)	109
71.	Das Waldspinnlein	(—)	112

		Seite
	Schlez:	
*72.	Meister Hämmerlein	(II_2 218) 114
	Schmid:	
*73.	Das Wunderkästchen	(II_2 221) 118
*74.	Der Pilger	(II_2 222) 119
*75.	Die Fliegen und die Spinnen	(II_2 223) 120
*76.	Der fröhliche Hirtenknabe	(132) 121
77.	Der königliche Schatzmeister	(—) 121
	Seidel:	
78.	Der Zwerg und die Gerstenähre	(135) 122
	Simrock:	
79.	Der Katze die Schelle anhängen	(II_2 232) 126
	Stein:	
80.	Die liebe Dorel	(142) 127
	Sturm:	
81.	Der kleine Karl	(147) 128
	Sutermeister:	
*82.	Der Fuchs und die Schnecke	(150) 132
*83.	Junker Prahlhans	(151) 132
84.	Der Schweinehirt	(155) 134
	Trojan:	
*85.	Das Abenteuer im Walde	(158) 136
	Volkmann:	
86.	Der Wunschring	(165) 141
	Willmann:	
87.	Krösus und Solon	(169) 145
	Zschokke:	
88.	Der Frühling	(171) 148
89.	Der Herbst	(172) 149
90.	Der Morgen	(173) 150
	Verschiedenes:	
*91.	Etliche Streiche Till Eulenspiegels	(II_2 248) 151
*92.	Von den Schildbürgern	(II_2 250) 153
*93.	Das Patengeschenk	(177) 157
*94.	Die tapfere Besatzung	(178) 158
95.	Warum Kaiser Wilhelm die Kornblumen so gern hatte	(185) 160
96.	Aus Kaiserin Augustas Jugend	(—) 161
97.	Ein Trunk Wasser	(—) 163
98.	Rheinfahrt von Mainz bis Köln	(—) 164
99.	Rheinische Weinlese	(180) 166
100.	Frankfurt am Main	(—) 171
101.	Heidelberg	(—) 173
102.	Trier	(—) 175
103.	Eisenbahnfahrt von Metz nach Berlin	(—) 176
104.	Ein Spaziergang unter den Linden in Berlin	(—) 180
105.	Dresden und die sächsische Schweiz	(—) 183
106.	Hamburg	(—) 185
*107.	Rätselfragen	(II_2 253) 187
*108.	Sprichwörter	(II_2 255) 189
109.	Noch einige Sprichwörter	(II_2 255) 191
110.	Beispielsprichwörter	(II_2 260) 193

Stanford University Libraries
3 6105 015 312 718
PT
1105
H4
1897
V.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.